BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

La Beaumelle, Laurent Angliviel de, 1727-1773

Nachrichten, die zum Leben der Frau von Maintenon und des vorigen Jahrhunderts gehörig sind

Bd.: 1

Berlin [u.a.] 1761

Res/Biogr. 699-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10915407-0
VD18 80013678-001

I . B . V . M .

<366105281100015

Bayer. Staatsbibliothek

Biogr. 699-1

Nachrichten

Biogr. 699.

Nachrichten,

die

zum Leben

der

Frau von Maintenon

und des

vorigen Jahrhunderts gehörig sind.

Erster Band,

welcher den ersten und zweyten Theil enthält.

Aus dem Französischen ins Deutsche

übersetzt.

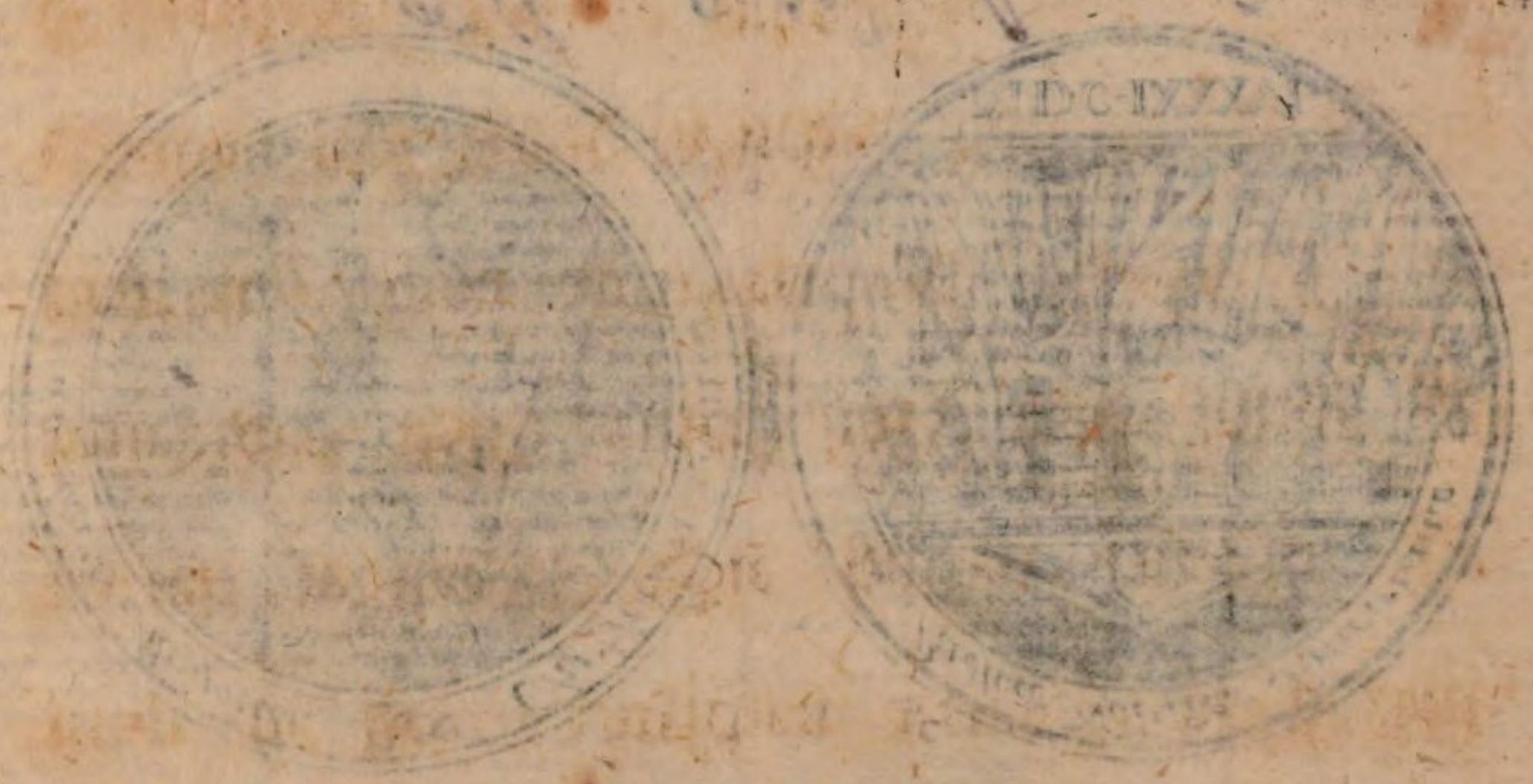
von L. A. V. Gottsched.

P. Jos. Dall'Abaco Can. Reg. in Diessen

Berlin und Stettin,

Verlegts Johann Heinrich Rüdiger.

1761.



Geneigter Leser.

Diese Nachrichten zum Leben einer der berühmtesten Frauen, des vorigen und itzigen Jahrhunderts, haben in allen Monathschriften und gelehrten Zeitungen ein so günstiges Urtheil erfahren; daß man sie dem deutschen Leser nicht vorenthalten wollen. Sie halten ein so ehrwürdiges Bild einer hart und lange geprüften, aber auch reichlich belohnten und erhabenen Tugend in sich; daß sie der guten Sittenlehre keinen Abbruch thun werden: wie man wohl nach den gemeinen Vorurtheilen

len von dem Leben einer Maitresse vermuthen sollte. Die Frau von Maintenon nämlich ist nichts weniger, als eine Kebsfrau Ludewigs des XIV. gewesen: und die vortheilhafte Abbildung, die der engl. Staatssecretär, Addison, in seinem **Guardian** von ihr gemachet, wird hier von dem französischen Geschichtschreiber völlig gerechtfertiget.

Man halte also von den **Vallieren**, **Montespanen** und **Fontangen**, und allen übrigen Gebietherinnen, des in der Liebe unersättlichen französischen Monarchen, was man will. Die Frau von Maintenon ist gerade das Widerspiel von allen gewesen, und hat ihr Glück bloß auf die Tugend gegründet. Ist es daher wohl ein Wunder, daß es auch so langwierig geworden, als ihrer Vorgängerinnen schimmernde Herrlichkeit flüchtig und hin-

hinfällig gewesen? Die erste Hälfte ihres Lebens hindurch hatte sie, bey aller ihrer Schönheit und Tugend, mit Armuth und Reizungen zum Laster, zu kämpfen gehabt. Allein in der letzten Hälfte hat sich die Vorsehung, nach geendigten Prüfungen, desto gerechter und wohlthätiger gegen sie erwiesen. Man wird dieses, nicht ohne Rührung und Verwunderung, der Länge nach hier lesen können.

Es ist ein Glück für diese Tugendheldinn, daß sie einen Geschichtschreiber erhalten hat, der seiner Arbeit völlig gewachsen gewesen. Hr. von Beaumelle, der sonst schon als ein feiner Geist und witziger Kopf bekannt war, hat sich in dieser Schrift noch auf einer weit rühmlichern Seite gewiesen. Er hat sein gutes Herz an den Tag geleget; ein Herz, welches die Tugend ehret, tugendhafte Empfin-

dungen von dem Scheine der Verstellung zu unterscheiden weis, und geneigt ist, der Unschuld ihr Recht wiederfahren zu lassen; ein Herz, welches dem Laster die Larve abziehen, und es in seinen geheimsten Schlupfwinkeln verfolgen kann; ein Herz, welches an allen Schicksalen einer unsträflichen Person aufrichtigen Antheil nimmt; und zugleich die Kunst versteht, seiner Leser Beyfall zu gewinnen.

So schwer es einem Franzosen auch fällt, die Nationalvorurtheile zu überwinden: so stark hat sich Hr. von Beaumelle doch auch in diesem Stücke gewiesen. Er hat den so angebetheten, ja fast vergötterten XIV. Ludewig in allen seinen Schwachheiten entblößet; er hat den französischen Hof seiner Zeiten, dessen Glanz doch damals ganz Europa blendete,

und

Vorrede.

Was sieht man nicht ferner in Religionssachen? Die Händel der Jansenisten trennen Frankreich, und spalten den Hof selbst in zwo Parteyen. Die Frau Guion, stiftet die quietistischen Irrungen; eine Ketzerinn, die durch ihre Schönheit und Gefälligkeit im Umgange, kurz, durch Buhlerkünste, den Lehren der Fanatisten ein Gewicht zu geben, und so gar den großen Fenelon zu verführen weis. Der römische Hof wird ins Spiel gemischet, und ist lange zweifelhaft: ob er einem **Bossuet**, oder **Fenelon** Recht geben soll? tritt aber endlich dem blinden Hasse Ludwigs bey; der mehr den Verfasser des Telemachs, als den Anhänger der Fr. Guion nicht leiden kann.

Kurz, alles in diesem Buche wird gefallen. Der Gelehrte, der Theolog, der Staatsmann, der Geschichtschreiber, das tugend-

hafte Frauenzimmer, die Galanterieschwester, und die Kopfhängerinn werden darinn ihre Bildnisse, und ihre Lehren finden. Sonderlich werden Hofleute und die fürstlichen Personen beyderley Geschlechts sehen, was die Nachwelt von ihren Fehlern und Schwachheiten denket und saget. Wäre es nur zu hoffen, daß solche Urtheile, die auch in Purpur verhüllte Laster nicht schonen, einen Einfluß auf ihr itziges Betragen haben könnten!

Diejenigen Federn, so sich mit dieser Uebersetzung beschäfftiget haben, würden nicht nur des Hrn. von Beaumelle, in Ansehung des Witzes und der Schönheit ihres Ausdruckes; sondern selbst der Frau von Maintenon Beyfall verdienen, wenn sie derselben tugendhafte Gesinnungen kennen sollte. Es sind zweene Frauenzimmer, deren das eine

Vorrede.

der Welt schon sonst bekannt; das andere aber, außer einigen Gedichten, noch nichts im Drucke zu lesen gegeben hatte.

Mehr brauche ich, der ich sie in die Welt begleite, zu ihrem Lobe nicht zu sagen. Das Werk wird den Meister loben. So schwer es gewesen ist, in manchen Stellen dem sinnreichen Ausdrucke des Verfassers eine Gnüge zu thun; so glücklich scheinen sie denselben in den meisten Stellen erreichet zu haben. Wer aber ja noch etwas tadeln will, der thue es ja nicht eher, bis er versuchet hat, ob er es besser machen kann.

Zu den wenigen Anmerkungen sind wir durch die Herren Verfasser der gelehrten Anzeigen zu Göttingen aufgefodert worden. Vermuthlich werden sie weder zu viel, noch unnöthig seyn.

Im

Vorrede.

Im Französischen sind VI. Bändchen von diesen Nachrichten zum Leben der Frau von Maintenon. Vier davon erscheinen voritzo verdeutschet, zwey und zwey in einem Bande. Die beyden letzten werden im deutschen III. Bande, so bald es möglich seyn wird, folgen. Zu denen noch übrigen IX. Bändchen von Briefen, machet man sich desto weniger anheischig; je mehrere darunter sind, die dem deutschen Leser nicht viel Vergnügen machen würden. Sollte indessen das erste Werk wohl aufgenommen werden: so könnte man sich leicht entschließen, aus der ganzen Sammlung irgend einen Band der besten auszusuchen, die zu mehrerer Erläuterung und Bestätigung ihres Lebens dienen könnten. Man würde dabey gewiß eine solche Wahl treffen, die auch den Geschichten von Europa damaliger

Zei=

Zeiten einiges Licht geben, und sonst dem Leser angenehm seyn könnten.

Man weis es wohl, daß der Herr von Voltaire in der neuen Ausgabe seiner Werke, die er itzo zu Genf ans Licht gestellet, verschiedenes wider dieß Leben des Hrn. Beaumelle erinnert hat. Allein, wer kennet die Art desselben nicht, an allem, was er nicht selbst schreibt, viel auszusetzen? Und wer weis es nicht, daß er dem Hrn. von Beaumelle darum auffätzig ist, weil dieser theils an seinen andern Schriften, theils an dessen Siecle de Louis XIV. selbst in diesen Nachrichten, viel zu erinnern gehabt? Ein solcher Tadel ist also von keiner Erheblichkeit; zumal von dem, an dessen historischen Schriften mit Grunde so viel auszusetzen ist. Sollten wir aber finden, daß seine Erinnerungen erheblich wären:

so wollen wir bey dem nächsten III. Bande dieser Nachrichten, selbige unsern Lesern mittheilen. Und da auch Hr. Beaumelle in einer neuen Ausgabe verschiedenes an seinem Buche verbessert haben soll: so wollen wir auch diese Verbesserungen alsdann beyfügen, um unsre Uebersetzung so vollkommen zu machen, als es uns möglich ist.

Geschrieben den IXten May 1757.

Nachrichten,

welche zur

Geschichte der Frau von Maintenon,

und des verflossenen Jahrhunderts

dienen.

Erster Theil.

C.I.

Erstes Hauptstück.

Das Haus von Aubigne.

Der Francisca von Aubigné, Marquisinn von Maintenon, deren Leben ich beschreibe, fehlete es nicht an Ahnen. Sie war aus dem Hause d'Aubigné, dem niemand sein Alterthum streitig machet. Verschiedene Zweige dieses Hauses, dessen Wurzel aus der Provinz Anjou herzuleiten ist, verbreiteten sich in die Landschaften, Berry, Poitou, und Guienne, unter dem Namen, Aubigny, Aubigné und Aubignac, nach der Aussprache derer Länder, allwo sie sich niederließen. Diese verschiedenen Abweichungen verursachen nicht, daß es nicht einerley Namen wäre, welcher insgemein die Wohnung eines Albinus oder Aubin anzeiget. *)

Dieser Namen scheint einen römischen Ursprung anzuzeigen. Allein, ohne uns bey solchen Ansprüchen aufzuhalten, die sich nur auf Muthmaßungen des Stolzes gründen, können wir versichern: daß die von Aubigne einen eben so alten Adel aufweisen können, als die besten Häuser in Europa; indem in derjenigen Zeit, da die Einführung der Lehne, die Zunamen

*) Man sehe im du Chesne, die Geschichte des Hauses von Montmorenci, im 1. B. 2. C.

men verursachete und sie erblich machete, dieses Haus den eigenthümlichen Besitz von Aubigne in Anjou gehabt; einer Herrschaft, von welcher es seinen Namen genommen, oder der es den Seinigen gegeben.

Diejenigen Urkunden, welche der Zeit, dem Kriege, und der Unwissenheit, diesen drey Zerstörern aller Denkmäler, entwischet sind, melden von einem Aubigné im zehnten Jahrhunderte.

Im 1160sten Jahre besaß Gottfried von Aubigne das Gut dieses Namens in Syrien, und die Würde eines Ritters, welche damals der Lohn der Tapferkeit und des Adels war.

Johann, Herr von Aubigne, ein Sohn Gottfrieds, erlangete eben diesen Grad der Ritterwürde, die ihm in einer Urkunde vom 1201sten Jahre gegeben ward.

Die übrigen Herren von Aubigne bekamen sie auch alle im dreyzehnten Jahrhunderte, z. E. Olivier, ein Vater des Aimery, und Aimery Wilhelms Vater.

Aus der Heurath Wilhelms, Herrn von Aubigne und Couldray Macouart, einer kleinen Stadt, zwo Meilen von Saumür, mit Eleonoren von Coërne sind gebohren:

Savary der II. ein Ritter, und Befehlshaber des Königs von England in Chinon, gegen das 1329ste Jahr. Dieser ist die Wurzel derer Aeste von Aubigne-Couldrai, von la Feriere, von Boismosc, und von Montauhin; und

Peter der II. Herr de la Tousche in Anjou, eine Meile von Aubigne.

Aus

Aus der Heurath Peters von Aubigne mit Marien des Rivaux, wurden gebohren:

Guido der I. welcher Johannen von L' Epine, Frau von la Jousseliniere heurathete, und mit der er zeugete:

Morelet von Aubigne, Rittern, Herrn de la Touche und de la Jousseliniere, der im 1404ten Jahre, Margarethen des Hayes Gasselin heurathete.

Sein Sohn, Thibald von Aubigne, Stallmeister des Königes im 1450sten Jahre, heurathete in Ansehung seines guten Adels, Johannen de la Parniere, mit welcher er den Franciscus von Aubigne erzeugete, den Stammvater des Astes derer de la Roschе-Ferriere, de Boisrobert und de Tigny; und

Den Anton von Aubigne, welcher Charlotten von Brie ehlichte. Es ist merkwürdig, daß alle geschriebene und gedruckte Geschlechtsregister des Hauses von Aubigne, dieses Antons gedenken. Keine einzige saget, daß er Frau und Kinder gehabt, und alle mit einander führen gleichwohl eine Urkunde an, welche seine Heurath mit Charlotten von Brie beweist, und seinen Sohn, Johann von Aubigne nennet. Vermuthlich ist es dieser Unachtsamkeit der Genealogisten zuzuschreiben, daß einige in dem Irrthume stehen, das Haus derer von Aubigne im Poitou sey nicht von den wahren Aubignes. Man saget sogar, daß selbst anitzt dieses Haus sie nicht für Verwandte hält. Das kann aber unmöglich seyn. Denn es hat in seinen

Urkunden die Beweise der Kindesannehmung: und außerdem würde dieses Haus hierdurch zweenen seiner herrlichsten Sprößlinge entsagen: Denn wenige Familien haben einen solchen Mann aufzuweisen, als Agrippa von Aubigne, und eine solche Frau, als die Marquisinn von Maintenon gewesen ist.

Johann von Aubigne, Herr von Brie, heurathete Franciscen von Viguier, mit welcher er Petern von Aubigne, Herrn von Brie und Viguier zeugete, der seiner seits Catharinen de Chourses ehlichte.

Johann der III. von Aubigne, sein Sohn, Herr von Brie, zeugete mit Catharinen de l' Estang, seiner Gattinn:

Den Theodor Agrippa von Aubigne, Herrn des Landes, welcher Susannen de Lezey heurathete, und von welcher gebohren wurden:

Constantin von Aubigne, Baron von Surinau, der sich mit Johannen von Cardillac vermählte, und mit ihr zeugete, unsere

Francisca von Aubigne, welche seit dem Gottfried von Aubigne, ihrem ersten bekannten Anherrn, bis auf sich, siebenzehn Geschlechter zählete. Dieser Vortheil ist so beträchtlich: daß auch die vornehmsten Geschlechter des Reichs, keine grössere Zahl von Ahnen aufbringen können.

Einige haben die Abkunft der Frau von Maintenon aus dem Hause Bourbon ableiten wollen: andere haben ihr ihren Ursprung, von den wahren Aubignes aus Anjou streitig gemachet. Allein beydes sind Irrthümer, die wir gleich widerlegen wollen.

Zwey-

Zweytes Hauptstück.

Johann von Aubigne.

Johann von Aubigne, ein Sohn Peters von Aubigne, Herrn de Brie und Saintonge, heurathete zum ersten male das Fräulein de L'Estang. Er war in der katholischen Religion erzogen, und nahm die protestantische an.

Es hatte sich ein Edelmann, Namens Ardene mit ihm, wegen des Vortritts, bey einer Procession geschlagen; folglich mußte Johann von Aubigne seine Adelsbriefe vorzeigen. Er bewies damals durch sechs Heurathscontracte, daß er einen gemeinschaftlichen Vater mit dem Savary von Aubigne, königlich engländischem Commendanten von Chinon hätte. Es wurden also Abgeordnete ernannt, um eine Capelle zu untersuchen, die dieser Savary von Aubigne erbauet hatte: und dieselben fanden um dieses Gebäude herum das Wappen seines Hauses, welches im rothen Felde einen silbernen aufgereckten Löwen führet, der mit goldenen Klauen und Zunge versehen; und nach der Zeit von den Jousselinieren, die aus eben diesem Stamme entspringen *), mit Hermelin gezieret worden.

*) Man sehe die geheimen Nachrichten des Agrippa von Aubigne.

Johann von Aubigne war 1562 Commendant von Orleans, unter dem Herrn von St. Cyr. Bey der Schlacht zu Dreux machete er den Connetable Montmeranci zum Kriegsgefangenen. Bey dem Anfalle auf die kleinen Thürmchen zu Orleans, empfieng er einen Lanzenstich unter dem Harnische. Seine Wunde blutete noch, als die Hugonotten ihn erwähleten, mit dem Hofe, wegen des Friedens, zu unterhandeln. Er schloß ihn auch mit Catherinen von Medicis, auf der Ile-aux-boeufs. In Ansehung dieser Dienste und dieses Friedenschlusses, gab man ihm *) das Amt eines Aufsehers der Bittschriften, welches ihn zu einem von den Beschützern der Protestanten machete. Die Königinn von Navarra machete ihn zu ihrem Kanzler; und dieses ist vermuthlich der Ursprung derjenigen geheimen Nachricht: nach welcher der Aeltervater der Frau von Maintenon ein Sohn eines Sachwalters oder Richters zu Pons gewesen seyn soll.

Johann von Aubigne indessen genoß seines Glückes nicht lange. Er starb zu Amboise, an einer in seiner Wunde entstandenen Entzündung. Er schickete die Bestallung seines Amtes dem Prinzen von Conde, und beschwor ihn dabey, ihm einen solchen Nachfolger zu setzen, welcher bereit wäre, für den Dienst der Kirchen zu sterben. Der Eifer dieses Mannes gegen seine Religion, gieng bis zur Schwär-

*) den 12ten März. 1563.

Schwärmerey. Als er durch Amboise gieng, sah er eben auf dem Galgen noch die blutenden Köpfe der Rädelsführer des Aufruhres stecken. Dieser Anblick bewegete ihn dermaßen, daß er mitten unter einer Menge von sieben bis acht tausend Menschen ausrief: „Ach! die Henker! sie haben Frankreich das Haupt abgeschlagen.„ Hierauf sprach er zu seinem Sohne: „Mein Kind! dein Kopf und „mein Kopf müssen diese ehrenvollen Anführer rächen. Ich gebe dir meinen Fluch, wofern du „diese papistische Grausamkeit jemals vergißt!„

Drittes Hauptstück.

Theodor Agrippa von Aubigne.

Sein Sohn, Theodor Agrippa von Aubigne ward den 1sten Febr. 1550. zu St. Maury, nahe bey Pons gebohren. Er ward Agrippa *) genannt, weil seine Geburt seiner Mutter das Leben gekostet hatte. Er ward ausser dem väterlichen Hause erzogen, weil Anna von Limours, zweyte Ehegattinn Johanns von Aubigne, gegen ihn als eine unbillige Stiefmutter handelte.

Schon gleich vom vierten Jahre an, wurde er gelehrten und strengen Lehrern untergeben, die ihm die Sprachen und die Geschichte beybrachten. Von acht Jahren übersetzete er den Krito des Plato; von neun Jahren trieb er seine Studien unter dem Matthäus Beroald. Von zehn Jahren ward er mit seinem Lehrer gefangen genommen, den man der Kätzerey beschuldigte, und mußte diese entsetzlichen Worte hören: Sterben, oder die Messe hören! Er antwortete aber: der Abscheu vor der Messe, benimmt mir das Schrecken des Todes. Im dreyzehnten Jahre verlohr er seinen Vater, welcher ihm nichts hinterließ, als viel Schulden. Im vierzehenten erlernete er die mathematischen Wissenschaften zu Genf, allwo er sich Theodors

*) Ægre partus.

dors Beza Freundschaft erwarb: und zu Lyon fehlete es nicht viel, daß er sich nicht aus Verzweifelung in die Saone gestürzet hätte; weil ihn seine Wirthinn, die er nicht bezahlen konnte, aus dem Hause jagete.

Als er nach Saintonge zurück kam, entsagete er den Wissenschaften, und dürstete bloß nach Krieg. Sein Curator ließ ihn ins Gefängniß setzen; er aber entfloh nackend daraus, ward von einigen Hauptleuten gekleidet, und schrieb unter eine Quittung, die er auf seinen Vorschuß verfertigte: „mit „dem Versprechen, mich nicht über den Krieg zu „beschweren, daß er mich arm gemachet habe; da ich „niemals in einem elendern Aufzuge heraus kommen „kann, als ich itzt hinein gehe.„

1570.

Voll brennender Begierde und Heldenmuth, und da ihn das Elend selbst anfeuerte, suchete er nichts als Ruhm und Gefahren. Diese fand er auch bey der Belagerung von Pons, bey der Schlacht bey Jaseneuil, bey der Schlacht bey Jarnac, bey dem großen Scharmützel de la Roche-Abeille, und bey der Belagerung von Archiac.

Nachdem nun Catharine von Medicis den Protestanten Prediger genug zugestanden hatte: so höreten die Unruhen auf. Herr von Aubigne kehrete wieder nach Saintonge zurück. Sein Curator übergab ihm statt aller Ansprüche, einen Pachtbrief seines Gutes des Landes. Ein Bedienter des Herzogs von Longueville hatte sich des ganzen

Vermö-

Vermögens dieser Wayse bemeistert. Aubigne ward als ein Betrüger angesehen. Der herzogliche Bediente erboth sich, ihm zu beweisen, daß der wahre Aubigne, in der Schlacht bey Savignac geblieben wäre. Seine katholischen Anverwandten überließen ihn aus Gottseligkeit seinem Schicksale. Herr von Aubigne ward hierüber krank, und in den Fantasien eines hitzigen Fiebers, prophezeihete er seiner ungerechten Familie, daß sie noch dereinst seinen Nachkommen würden huldigen müssen †).

Sein Pachter erkannte ihn endlich an einer Narbe, und schalt ihn einen Betrüger, da er sein Pachter wäre. In diesem Zustande nun, da seine Familie ihn nicht erkennen wollte; da er kein Geld mehr hatte; da er aller Hülfe beraubet war; da er in der ärgsten Fieberhitze lag, ließ dieser Kranke sich nach Orleans bringen, allwo er mit einem erbitterten Herzen, da der Tod ihm auf den Lippen schwebete, sich vor seine Richter schleppen ließ; die ihm

†) Geheime Nachrichten vom Theodor Agrippa von Aubigne, die von ihm selbst geschrieben worden.

*) Man sehe die Memoires des Marquis de la Fare.

**) Es war einem gewissen Genealogisten aufgetragen, die Frau von Maintenon, von der Königinn Johanna Albret von Navarra abzuleiten, welche nach dem Tode ihres Gemahls sich ins geheim mit einem ihrer Edelleute verehlichet hätte, welcher, wie man vorgiebt, der Vater des M. T. von Aubigne, Großvaters der Frau von Maintenon gewesen. Dieß saget der Verfasser der Galanteries des Rois de France, II. Th. a. d. 293sten Seite. S. die Ausgabe von Brüssel 1694. Allein, wie ist es wahrscheinlich, daß die Frau von Maintenon einem solchen Ge-

ihm erlaubeten, seine Sache selbst zu führen. Der Eingang seiner Rede war so erhaben, die Beschreibung seiner Unglücksfälle so beredt, die Entscheidung seiner Ansprüche so überzeugend, daß seine Richter, die sich über seine Gegner erzürneten, einmüthig ausriefen: **So kann nur der Sohn des Herrn von Aubigne reden.** Folglich ward er wieder in den Besitz seiner Güter gesetzet.

Dieser Proceß hat vermuthlich zu dem Mährchen Anlaß gegeben, welches man seit der Zeit von dem Theodor von Aubigne vorgebracht hat: den einige für einen natürlichen Sohn eines Prinzen *), und andere, für einen Sohn der Königinn Johanna d'Albret ausgeben, welche mit einem Edelmanne, den man nicht nennet **), eine Gewissensheurath geschlossen haben soll.

Um dieses Mährchen unwidersprechlich zu widerlegen, darf man nur diese zween Puncte der Zeitrechnung mit einander vereinigen: der eine, daß der König

nealogisten einen dergleichen Befehl sollte gegeben haben? Nachdem ihr Bruder, der Graf von Aubigne in den Mercure galant vom Septbr. 1688. ein Geschlechtregister derer von Aubigne hatte eindrucken lassen, darinnen auch nicht die geringste Spur dieser vorgegebenen Abkunft zu sehen ist; so wenig als in derjenigen, welche nach derselben Zeit ein engländischer Genealogist aufsetzete. Dieß heißt voraussetzen, daß die Frau von Maintenon, die außerdem wegen ihres Adels immer sehr gleichgültig gewesen, einen Zweifel wegen ihres Ursprunges gehabt. Allein, die Briefe an ihren Bruder beweisen zur Gnüge: daß sie geheime Nachrichten von ihrem Großvater gehabt, die ihr alle Ungewißheit hätten benehmen können.

König von Navarra, Gemahl der Johanna von Albret, erst im November des 1561sten Jahres gestorben ist; der andere, daß der Herr von Aubigne 1550. gebohren worden: wie aus seiner Grabschrift erhellet, welche in dem St. Pererskloster zu Genf von allen Menschen gelesen werden kann. Es ist also unmöglich, daß er ein Sohn der Johanna von Albret, und eines Menschen seyn könne, den sie nach dem Tode ihres Gemahls Antons, Königs von Navarra geheurathet hätte.

Wollte man an statt Johanna, Margaretha von Navarra sagen, so würde man eben so gröblich fehlen: denn Margaretha, Mutter der Johanna, starb im December 1549. vor dem Könige ihrem Gemahl, und bevor Aubigne noch gebohren war.

Diejenigen, die ihn für einen natürlichen Sohn des Königs von Navarra, Vaters der Johanna ausgeben, können durch chronologische Gründe nicht widerleget werden, indem dieser Prinz erst 1555 gestorben ist. Sie bemerken mit dem Herrn von Perefixe, daß Johanna von Albret im 1553sten Jahre große Lust gehabt, das Testament ihres Vaters zu sehen; indem man sie versichert hatte: es sey sehr vortheilhaft für eine gewisse Dame eingerichtet, die dieser gute Mann geliebet hätte *a*). Dieß sind nichtige Muthmaßungen, die, da sie bloß ersonnen sind, auch nicht einmal nöthig haben, durch alles das widerleget zu werden, was Herr von Aubigne in der Geschichte seiner Zeit, und in der Geschich-

a) Perefixe, in der Geschichte Heinrichs des IV.

Geschichte seines Lebens, von seinem Vater gemeldet hat.

Einige geben vor, daß Theodor Agrippa von Aubigne selbst, Johannen von Albret, Mutter Heinrichs des IV. geheurathet, daß dieser Prinz denenjenigen, die ihn wider diese heimliche Heurath in Harnisch bringen wollen, zur Antwort gegeben: ihr wollet mich über einer Sache böse machen, die ein jeder von euch gern gethan hätte; und daß die Königinn einen Sohn von ihm gehabt, Namens Goyon, nachmaligen Prediger in Holland *b*).

Dieß alles ist ein bloßer Roman. Johanna von Albret starb 1572. und von Aubigne, welcher ihr Kanzler und Liebling *c*) gewesen seyn soll, war damals erst zwey und zwanzig Jahre alt; und war nicht anders bekannt, als durch einige herzhafte Schlägereyen, lüderliche Streiche, und durch vielen Verstand. Allein so weit geht die Schwachheit der Menschen: sie setzen großen Glücksfällen immer noch gern etwas hinzu.

b) Bayle, Réponse aux questions d'un Provincial.
c) Mercure galant, Janvier 1705. p. 233.

Viertes Hauptstück.

Herr von Aubigne in Diensten bey dem Könige von Navarra.

Als Herr von Aubigne wieder in sein väterliches Erbe zurück kam, verliebte er sich in die Diana von Talcy. Die Liebe verwandelte ihn in einen Dichter; und damals setzete er die Sammlung auf, welche le Printems d'Aubigné genennet wird, und worinnen ein gelindes Feuer herrschet.

Er verließ Paris, drey Tage vor der Bluthochzeit; und in denen vier Monathen, da ein rasender Eifer, die Franzosen gegen die Franzosen selbst antrieb, war er zu Talcy versteckt.

Als er einsmals dem Vater seiner Geliebten seine Unglücksfälle und die Hindernisse erzählete, weswegen er nicht nach Rochelle gehen könnte, sagete dieser Greis zu ihm: „Die Urbilder der Unterneh„mung von Amboise sind in eurem Hause befind„lich; in einem von diesen Stücken findet ihr das „Petschaft des Kanzlers von Hospital, welcher sich „anitzt vom Hofe wegbegeben, allen Menschen un„nütz, und eurer Partey untreu ist. Wollet ihr, „daß ich ihm melden lasse, daß ihr diese Schrift in „Händen habet, so verspreche ich euch: daß ihr „zwanzig tausend Thaler, entweder von ihm haben „sollet, oder von denen, die sich deren bedienen wol„len, um ihn zu stürzen.„ Den Augenblick lief

Aubi-

Aubigne nach der Schrift, und warf sie vor des Talcy Augen ins Feuer: Ich bin arm, sagte er dabey, ich möchte der Versuchung unterliegen; ich will sie verbrennen: damit ich ihrentwegen nicht brennen dürfe. Talcy, welchen ein so redlicher Streich rührete, der viel tugendhafte Handlungen versprach, sagete ihm seine Tochter zu.

Einige Tage hernach schlug Aubigne sich im Zweykampfe, ward gefährlich verwundet, und reisete zwanzig französische Meilen, um in den Armen seiner Geliebten zu sterben. Der Anwald des Bischofs von Orleans, kam mit sechs Gerichtsbedienten, um den Talcy zu zwingen, daß er den Aubigne herausgeben sollte. Als dieser eine solche Gewaltthätigkeit erfuhr, setzet er sich zu Pferde, trifft die Häscher an, und zwingt mit dem Pistole in der Faust, den Anwald, daß er selbst alle Artikel der katholischen Religion abschwören muß; die Gerichtsbedienten aber, dem Herrn von Talcy ein förmliches Zeugniß zu geben, daß er an allem diesem nicht Theil habe.

Der Ritter Salviaty, ein Vätter seiner Verlobten, vernichtete ihre Heurath; weil sie nicht einerley Religion wären. Herr von Aubigne verfiel hierauf in eine Krankheit, und das Fräulein von Talcy hatte den Tod davon.

Nach dem Frieden von Rochelle, nahm der König von Navarra den Aubigne, als einen beherzten Menschen in seine Dienste: der nichts mehr wünschte, als sich empor zu schwingen, oder zu

sterben. Heinrich, welcher damals ein Gefangener war, ward gar zu genau bewachet, als daß dieser Vertrag öffentlich hätte geschehen dürfen. Indessen muthmaßete die königliche Frau Mutter etwas davon. Als Herr von Aubigne aus Karls des IX Zimmer heraus gieng, welcher eben verschieden war, sagete ihm die Königinn (welche vom Matignon war gewarnet worden, der sich noch wohl besann, daß der neue Stallmeister von Heinrichen ihm ein Pistol vor den Kopf gebothen) mit drohenden Worten: er würde seinem Vater ähnlich werden. Wollte Gott! erwiederte der Herr von Aubigne, und gieng davon.

Von Hofe begab er sich nach Deutschland, allwo er sich bey der Einnahme von Archicourt, bey der Schlacht von Pont-d'Aisne, und den folgenden Tag bey dem Treffen von Dormans befand. Diese Reise machete ihn mit dem Herrn von Guise vertraut bekannt; und er bedienete sich der ersten Augenblicke seiner Gunst, um zwischen diesem Prinzen und dem Könige von Navarra ein genaues Verständniß zu unterhandeln. Er war die Seele aller ihrer Ergetzungen, und der Erfinder aller ihrer Feyerlichkeiten. Er setzete das Ballet der Circe auf, welches die königliche Frau Mutter wegen der Kosten nicht wollte aufführen lassen; welches aber nach der Zeit bey der Hochzeit des Herzogs von Joyeuse aufgeführet worden *d*).

Fünftes

d) Herr von Cahusac eignet, in seinem Tractate vom Tanzen, dieß Ballet Circe jemanden anders zu, und beschuldiget den Herrn von Aubigne eines gelehrten Diebstahls.

Fünftes Hauptstück.

Flucht des Königs von Navarra.

Des Königs Bruder und der König von Navarra waren bey Hofe gefangen: man scheute sie noch immer fort, und hatte sie immer im Verdachte. Die Ankunft Heinrichs des III. Königes von Pohlen, setzete sie in etwas mehrere Freyheit. Die königliche Frau Mutter überantwortete sie sechs und zwanzig Spionen. Des Königs Bruder schlich sich weg. Der König von Navarra ward genauer bewachet, und man ließ ihm niemanden, als den Aubigny e), seinen Stallmeister, den Armagnac, und Jonquieres.

Als einsmals des Abends Herr von Aubigne, den König Heinrich von einem Fieberfroste zittern sah, und hörete: daß er mit tiefem Seufzen denjenigen Vers aus dem 88sten Psalm hersagete, in welchem David die Entfernung der getreuen Freunde beweinet, zog er den Vorhang auf, und sagte zu ihm:

„Sire, es ist also wahr, daß der Geist Gottes „in Ihnen noch wohnet, und wirksam ist! Ach! „allergnädigster Herr, Sie beseufzen die Abwesen„heit ihrer Freunde: und jene seufzen nach Dero

e) In der Geschichte seiner Zeit, und in den Nachrichten seines Lebens, nennet er sich bald Aubigne, bald Aubigny.

„Freyheit. Sie haben die Thränen in den Augen: „jene haben die Waffen in den Händen. Jene be„streiten Dero Feinde, und Eure Majestät die„nen denselben. Jene jagen ihnen ein wahres „Schrecken ein: und Sie besänftigen sie durch ei„nen falschen Schein. Jene fürchten Gott: Eure „Majestät scheuen eine Frau, vor welcher Sie die „Hände falten; indessen, daß Dero Freunde mit „geballter Faust da stehen. Sie sehen den Bruder „des Königes an der Spitze derer, die Dero Wiege „bewachet haben! Sie dienen ungern unter dem „Schutze desjenigen, dessen Altäre ihren schnurstracks „zuwider sind. Welch eine Zauberey treibt Eure „Majestät an, allhier lieber ein Sclav, als dor„ten ein Herr zu seyn; lieber mit Schimpf und „Schande zu kriechen, als sich mit allem Rechte „furchtbar zu machen? Sind Sie noch nicht über„drüßig, sich vor sich selbst zu verstecken? und ist ei„nem solchen Prinzen, als Sie sind, die Unthätigkeit „erlaubet? Diejenigen, die die Bluthochzeit ausge„richtet haben, erinnern sich ihrer noch wohl; und „können sich nicht überreden, daß diejenigen, die sel„bige erlitten, sie vergessen haben sollten. Ja, „wenn auch noch die Feigherzigkeit eine sichere Zu„flucht für Eure Majestät wäre! allein, hier liegt „die Schlange unter den Blumen verstecket. Scheuen „Sie doch diesen Hof, allwo sie im Schooße der Er„getzungen schlafen. Fürchten Sie die Katharina, „welche allezeit heftig, und anitzt falsch ist; hören „Sie auf, sich eines Hochverraths gegen sich selbst „schuldig zu machen. Armagnac und ich, wir

„reisen

„reisen morgen ab. Bedenken Eure Majestät, „bedenken Sie! daß nach unserer Abreise diejenigen „Hände, die Sie bedienen, das Herz haben werden, „sonder Scheu, Gift und Messer zu gebrauchen.„

Diese Rede bereitete Heinrichs Gemüth zu, die Wollüste zu verachten, und sich den Gefahren zu ergeben *f*). Herr von Aubigne, welchem sein Herr einmal ein Neujahrsgeschenk abfoderte, schickete ihm einen Straus von Oelzweigen, Lorbern und Cypressen, nebst einem Sonnette, dessen Sinn dieser war: einen guten Frieden schließen, siegen, oder sterben.

Der König von Navarra versammlete sechs seiner Hofleute, schloß sich mit ihnen ein, umarmete und küssete sie alle, und gab ihnen seine rechte Hand zu küssen, mit dem Schwure: bis in den Tod ein Feind desjenigen zu seyn, der das Unternehmen entdecken würde. Man bestimmte zu der Zeit der verabredeten Flucht, eine gewisse Jagd. Allein, es war ein Verräther dabey, nämlich Fervacques. Aubigne kriegte ihn zu packen, und sagte ihm: was habt ihr gethan? Geht, erwiederte Fervacques, ich bin ein unseliger Mensch; rettet euren Herrn! Aubigne brachte dem Könige diese Nachricht: „Die Königinn, spricht er, hat „durch den Fervacques alles erfahren; er hat mir es „selbst gestanden. Paris ist der Weg zum Tode „und zur Schande: der Weg zum Leben und zur „Ehre ist sonst allenthalben; und der sicherste ist Alen-

f) Aubigne Hist. universelle.

„zon oder Sedan. Es ist Zeit, daß Eure Ma„jestät aus Dero Gefängnisse eilen, und sich in die „Arme ihrer Freunde werfen.„ Hierauf stieg der König zu Pferde; man eilete ihm nach: er aber war schon in Alenzon, allwo man, als er eben in die Predigt kam, den Vers aus dem Psalme sang:

Seigneur! le roi s'éjouïra
D'avoir eu délivrance g).

Der König von Navarra, welcher allezeit unermüdlich, aber auch allezeit zärtlich war, gewann Schlachten, und bestürmete zu gleicher Zeit das Herz des Fräuleins von Tignonville, die allen seinen Stürmen widerstund. Die Munterkeit und Tapferkeit des Herrn von Aubigne, die von einer angenehmen Leibesgestalt unterstützet wurden, hatten ihn bey dem Frauenzimmer sehr beliebt gemacht. Heinrich beschwor ihn, sich in diesen Liebeshandel zu mischen. Aubigne aber, der einem seiner guten Freunde diesen Dienst nicht würde abgeschlagen haben, schlug ihn seinem gebiethenden Herrn herzhaft ab: welcher so gar schwach war, daß er sich auch etliche mal vor ihm auf die Knie warf, um ihn dazu zu bewegen. Eure Majestät, sagte Aubigne, sind Herr über mein Leben; aber lassen Sie mich Herr von meiner Ehre seyn!

Sein

g) Herr, der König freuet sich in deiner Macht, und ist sehr fröhlich über deine Hülfe. Man sehe den Anbigne, Hist. univ. T. 2. cap. 18. L. 2.

Sein Widerstand verdroß Heinrichen den IV. und zog ihm einige Verdrießlichkeiten bey Hofe zu. Herr von Aubigne tröstete sich damit, daß er sich auf die Geschichte und Dichtkunst legete. Er wendete auf dieselben alle die Zeit an, welche er sonst auf seine Vergnügungen gewandt hatte. Allein, er misbrauchete seine Gaben; und seine satyrischen Verse rächeten ihn auf eine gar zu grausame Art an seinen Feinden. Er verfluchete den Kanzler Birague, und machte folgendes Sinngedicht wider ihn:

Tels sont les faits des hommes que les dits,
Le Roi dit bien, d'autant qu'il sait bien faire:
Son Chancelier est bien tout au contraire,
Car il dit mal, et fait encore pis *b*):

b) D. i. So wie die Menschen reden, so handeln sie auch. Der König spricht gut und handelt auch gut. Sein Kanzler aber ist gerade das Widerspiel: denn er spricht schlecht, und handelt noch viel ärger.

Sechstes Hauptstück.

Herr von Aubigne in Ungnaden.

Die große Gnade, worinnen Aubigne stand, ließ allmählich nach. Seine Freunde riethen ihm, dieselbe wieder zu beleben, indem er den Leidenschaften des Prinzen hülfliche Hand böthe. Sie nannten ihm eine Menge katholischer Hofbedienten, welche ohne Bedenken den Ergötzungen des Prinzen, ihres Herrn, Vorschub thäten; sie stelleten ihm vor, wie vielen Nutzen er ihrer Partey würde schaffen können, wenn er sich Mühe gäbe, das Herz des Königes zu gewinnen. Allein, nichts konnte ihn wankend machen.

Indessen, wenn gleich seine Standhaftigkeit ihn um Heinrichs Freundschaft brachte, so konnte sie ihm doch seine Hochachtung nicht rauben. Er ward in die Provinzen Guienne, Perigord, Poitou, Normandie, und Artois gesandt, um sie zum Kriege vorzubereiten. Die königliche Frau Mutter, welche Nachricht davon bekam, gab Befehl, ihn zu fangen: allein, er machete seine Anstalten so weislich, daß er seinen Auftrag ausrichtete, ohne in die Hände der Feinde zu fallen, die ihn umringet hatten.

Als

i) D. i. Dieser Prinz hat eine seltsame Natur; ich weis nicht, wer Teufel ihn gemacht hat. Diejenigen, die

Als er nun wieder nach Gasconien zum Könige von Navarra kam, erhielt er von demselben statt aller Belohnung, nichts als sein Gemäld; unter welches er folgende Zeilen schrieb:

Ce Prince est d'étrange nature:
Je ne sçai qui diable l'a fait:
Ceux qui le servent en effet,
Il les recompense en peinture *i*).

Sein Eifer, alle Gelegenheiten aufzusuchen, wobey Ehre zu erlangen war, und seine Ungebundenheit im Reden, zogen ihm viel Neider und Feinde zu. Gleichwohl erhielt er sich das Vertrauen seines Herrn, welcher ihn nach Languedoc schickete, um diejenigen von seiner Partey wieder zu stärken, die schon wankend werden wollten. Bey dieser Reise lief er tausend Gefahr, die man in seiner allgemeinen Geschichte nachlesen kann *k*).

Einige falsche Nachrichten erbitterten seinen Prinzen wider ihn. Als nun Aubigne erfuhr, daß der König eine gewaltsame Entschließung wider ihn ergriffen hatte, sagete er ihm in Gegenwart des ganzen Hofes: „Eure Majestät haben also den Ge„danken fassen können, einen Menschen zu verderben, „welchen Gott erwählet hat, ihr Leben zu beschützen? „Ich rücke Ihnen diesen Dienst nicht vor, so wenig „als alle die Wunden, die ich Ihrentwegen empfangen „habe. Aber, ist es denn ein Verbrechen in Ihren

die ihm in der That dienen, die kriegen gemalte Belohnungen.

k) VII und XII Hauptst.

„Augen, wenn man weder ein niederträchtiger „Schmäuchler, noch ein Unterhändler Ihrer Wol„lüste ist? Ich vergebe Ihnen die Treulosigkeit, die „Sie wider mich im Schilde führen. Aber wird „Dero Gewissen sie Ihnen auch vergeben? Sie wol„len mich von sich entfernen? Immerhin! was hilft „mir das Leben, sobald ich nicht mehr für Sie lebe.„

Der König ward hierüber heftig erzürnet, er stand vom Tische auf, und äußerte seinen Zorn durch viel bittere Erwiederungen. Aubigne begab sich vom Hofe; er nahm Abschied vom Könige, ohne einmal vom Pferde zu steigen, und gieng nach Castel-jalour, worüber er Gebiethiger war, und welches er wider den Admiral von Villars vertheidigte.

Endlich ward Frieden gemacht, und Aubigne schickete dem Könige von Navarra folgenden Abschied: „Sire, Dero Gedächtniß wird Ihnen „zwölf Jahre meiner Dienste, und zwölf Wunden an „meinem Körper vorrücken. Es wird Sie Ihres „Gefängnisses erinnern. Diese Hand, die Ihnen „schreibt, hat die Riegel desselben erbrochen; und ist „unschuldig geblieben, indem sie Ihnen gedienet hat. „Sie ist leer von Dero Wohlthaten, frey von allen „Bestechungen, sowohl von Dero Feinden, als von „Ihnen selbst. Durch diese Schrift empfehle ich „Sie Gott dem Herrn, dem ich meine bisherigen „Dienste widme; die künftigen will ich Eurer Ma„jestät widmen, indem ich dadurch Ihnen zu zei„gen gedenke, daß Sie etwas verloren haben, da „Sie mich verlieren.„

Aubi-

Aubigne ward in seiner Partey so gar hoch gehalten, daß in einer Versammlung von den Calviniſten, die zu Sainte-Foy gehalten ward, die Abgeordneten von Languedoc den König Heinrich befrageten, wo Aubigne wäre, welcher ihre Provinz errettet hätte? und was er mit einem so nützlichen Knechte Gottes gemacht hätte? Der König versprach ihnen hierauf, ihn wieder zurück zu rufen.

Aubigne gieng mit den Gedanken um, sein Gut und seine Dienste, dem Prinzen Caſimir, einem Sohne des Churfürsten von der Pfalz, zu verkaufen. Er reiſete also von Caſtel-jalour ab, um von seinen Freunden in Poitou Abschied zu nehmen. Als er nach St. Gelais kam, sah er an einem Fenster das Fräulein von Lezey, aus dem Hause von Vivonne, stehen. Ihr erster Blick war der Anfang seiner Niederlage; und die erste Unterredung vollendete dieselbe. Diese neue Leidenschaft machte, daß er sein Vaterland liebgewann, brachte ihn aus seiner Unthätigkeit, und erneuerte seinen Durst nach Ehre. Er entschloß sich, seiner Partey nothwendig, seiner Gebietherinn angenehm zu seyn, und von seinem Könige bedauert zu werden.

Siebentes Hauptstück.

Zurückberufung und Heurath des Herrn von Aubigne.

Er faßte allerley gefährliche Anschläge. Er gieng, Nantes zu recognosciren; überraschete Montaigu und Limoges; er übete Heldenthaten aus, die der König mit Vergnügen seinen Hofleuten wieder erzählete, und zwang ihn, daß er ihn wieder zu sich beruffen mußte: es sey nun, um die Calviniſten zu befriedigen, oder zu verhindern, daß nicht der Herzog Casimir, durch die Verstärkung eines solchen Beystandes, zum Beschützer der reformirten Kirchen erkläret würde: vieleicht auch, weil der König in jenen unseligen Zeiten mit lauter Verräthern umgeben war, und wohl einsah, wie nöthig er einen treuen Menschen hätte.

Heinrich schrieb ihm vier Briefe, die Aubigne alle uneröffnet ins Feuer warf. Als er aber erfuhr, daß bey der Nachricht, als sey er bey Limoges gefangen worden, der König einige Diamanten von den Juwelen der Königinn zu seiner Auslösung bestimmet gehabt; auch hernach über dem falschen Gerüchte, als hätte man dem Aubigne das Haupt abgeschlagen, die Trauer angelegt hätte: so ward er von dem Zeichen einer so wahren Freundschaft gerühret. Die ganze adeliche Jugend des Navarriſchen Hofes feyerte seine Wiederkunft.

Man

Man gieng ihm entgegen; der König empfieng ihn mit den schmäuchelhaftesten Gnadenbezeugungen; die Staatsbedienten gaben ihm Gastmaale; die Königinn Margarethe, welche König Heinrich der III. allen Hugonotten des Königreiches gegeben hatte, that sehr schön mit ihm; kurz ohne den Aubigne konnte man nicht leben.

Heinrich gieng mit einer neuen kriegrischen Unternehmung um. Türenne, Favas, Constant und Aubigne wurden ganz allein zum Kriegsrathe zugelassen. Alle viere waren verliebt. Aubigne that Wunder bey der Unternehmung von Blaye, bey der Belagerung von Montaigü, und behütete Rochelle vor einem Ueberfalle. Sein Bruder starb in dem Scharmützel de la Barillière, und ward in der Gruft der Herzoge von Thouars begraben. Dieses war sein erster Feldzug. Herr von Aubigne hatte ihm nur die einzige Regel gegeben, allezeit seines Lebens zu schonen, und niemals geizig damit zu thun. Der junge Officier antwortete ihm hierauf: Ich werde also bald das Vergnügen erlangen, einen großen Namen zu erwerben, oder nicht mehr zu leben *l*).

Als der König von Navarra einsmals durch Cardillac gieng, so bath er den Franz Candale, ihm sein Cabinet zu zeigen; und versprach ihm, nur solche Hofleute mitzubringen, welche werth wären, die Schönheiten desselben zu bewundern. Er erwählete hierzu den Clervaut, Mornay, Saint-Al-

l) d' *Aubigné* Hist. univers. Livr. X. p. 373.

Aldegonde, Constant, Pelisson und Aubigne, welchen Karl der IX. den Zutritt in derjenigen Akademie zugestanden hatte, die sich wöchentlich zweymal in seinem Cabinette versammlete. Indessen nun, daß man sich damit beschäfftigte, ein Kind von sechs Jahren eine Kanone mit Beyhülfe einer kleinen Maschine heben zu sehen, schrieb Herr von Aubigne in die Schreibtafel des Candale folgendes lateinische Distichon:

Non isthæc, Princeps, regem tractare doceto,
Sed docta regui pondera ferre manu.

Ha! ha! hier ist ein Mensch! sagete Herr Candale, indem er dieses las.

Heinrich, welcher glaubete, Aubigne sey im Stande, sowohl schöne Sachen zu schreiben, als große Dinge auszurichten, wollte ihn gern verbinden, an seiner Geschichte zu arbeiten. Herr von Aubigne, welcher mit den bisherigen Thaten des Königes nicht sonderlich zufrieden war, antwortete ihm ganz stolz: Sire, fangen Sie nur an was zu thun, so werde ich anfangen zu schreiben. Damals fürchtete er, der Gegenstand möchte zu mittelmäßig seyn; nach der Zeit fürchtete er sich davor, daß er so erhaben war.

1581.

Als die Königinn von Navarra wieder an den Hof gekommen war, machete sie sich die Abwesenheit des Königes zu Nutze, der die Gräfinn von Guiche, Grammonts Wittwe, liebete. Man ent=

entdeckete ihre Liebeshändel mit dem Chanvalon. Der König warf sie ihr mit bittern Ausdrücken vor. Die Königinn muthmaßete, Aubigne hätte alles entdecket, und klagete ihn aus Rachsucht, ihrerseits an: er wäre nicht eifrig genug in seines Herrn Diensten. Dieser Prinz aber nahm diese Lästerung auf, als ein Herr, der seine Gemahlinn und seinen Aubigne *m*) wohl kannte.

1582.

In einer Zusammenkunft, die die königliche Frau Mutter und die Königinn von Navarra zu St. Mairant, mit dem Könige Heinrich hatten, warfen diese zwo Prinzessinnen sich vor ihm auf die Knie, und fleheten ihn um des von Aubigne Verweisung an. Heinrich versprach sie ihnen auch, und befahl dem Aubigne öffentlich, den Hof zu verlassen; insgeheim aber verboth er ihm, zu gehorchen. Der Verwiesene hielt sich des Tages verborgen, und brachte alle Nächte in dem Zimmer seines Herrn zu. Des Morgens war er in Ungnaden: des Abends war er Liebling.

1583.

Dieser Zwang ward ihm zu langweilig. Er verließ den Hof, und begab sich zu dem Fräulein von Lezey, an welche der König selbst verschiedene Briefe zum Vortheile des Herrn von Aubigne schrieb. Seine Nebenbuhler behaupteten zwar, sie wären nachgemacht, und kein Verbanneter hätte jemals

m) d'*Aubigné* Hist. univers.

mals dergleichen erhalten. Allein der König selbst kam zur Stelle, und stellete dem Fräulein von Lezey zu Ehren, verschiedene Feyerlichkeiten an.

Die Leidenschaft des von Aubigne gegen sie, mußte durch eine große Anzahl Mitwerber viel erleiden. Der Prinz von Conde erklärete sich für den Tapfersten; Fräulein von Lezey für den Liebenswürdigsten, und ihr Curator für den reichsten.

Herr von Aubigne bewog einen seiner Freunde, dem Curator zu sagen: das einzige Mittel, das Ansuchen des von Aubigne los zu werden, sey, daß man von ihm Beweise seines Adels fordere, die er nicht aufbringen könnte. Der Curator fiel glücklich in diesen Fallstrick. Man setzete eine Zusammenkunft an, in welcher die Herren von Dampierre, von Retz, von Nissac, von der Rochefoucault, lauter Anverwandte des Fräuleins von Lezey, sich verbunden, den Ehcontract zu unterzeichnen, so bald Aubigne das Alter seines Adels würde bewiesen haben: mit der Bedingung an seiner Seite, daß, wenn er es nicht beweisen könnte, er sich aller seiner Ansprüche begäbe.

Aubigne hatte in dem Schlosse Archiac alle seine alten Adelsbriefe wieder gefunden; folglich brachte er die Beweise dar, die man von ihm forder-

m) In dem Heurathscontracte, welcher den 6ten Jun. 1583 unterschrieben, und von dem Notar Vasse in Empfang genommen worden ist, nennet Aubigne sich Ecuyer, Herr des Landes, Guillemer, und Chaillon, Stallmeister des Königs von Navarra,

foderte. Vier Edelleute untersuchten dieselben, und fälleten das Urtheil: Aubigne stamme von denen von Aubigny aus Anjou ab. Er heurathete also seine Geliebte, laut dem Inhalte der Abrede *n*).

Er hatte sich in seinem Heurathscontracte verbindlich gemachet, ein Landgut in Poitou an sich zu bringen. Das Gut Chaillou war ihm anständig; folglich erkaufete er dasselbe. Indessen hatte Catharina von Medicis den Ausspruch gethan, man müsse in Poitu drey Dinge verhindern; 1. die Heurath des Prinzen Conde mit dem Fräulein de la Trimouille, wegen Taillebourg; 2. des von Aubigne seine, wegen Murcay; und 3. die Heurath des de la Personne, wegen Denault. Indessen giengen dennoch alle diese drey Ehen vor sich.

Achra, und ordentlichen Kammerjunker desselben; Susanna von Lezey aber wird tituliret, Tochter des edlen und mächtigen Herrn, Ambrosius von Lezey und Frau Renaten von Vivonne. Das Haus von Lezey war ein Ast des Hauses von Lusignan.

Achtes Hauptstück.

Rathschläge des Herrn von Aubigne.

Als die Königinn von Navarra mit der Königinn, ihrer Mutter, wieder nach Paris kam, empfieng Heinrich der III. sie sehr kaltsinnig. Sie rächete sich damit, daß sie sich auf die Seite derjenigen schlug, welche ihren Bruder durch allerley Verse über seiner Zärtlichkeit gegen seine Lieblinge verlästerten. Heinrich der III. beschimpfete sie oftmals vor aller Welt, und sie beklagete sich darüber bey ihrem Gemahl.

Der König von Navarra wollte gleichwohl: daß man diejenige Frau in Ehren hielte, der er nichts als Verachtung bezeigete. Er versammlete seinen Rath. Man schlug vor, von dem Könige von Frankreich Rechenschaft wegen dieser Beleidigungen zu fodern. Alle Staatsräthe billigten es auch; aber keiner wollte die Sache über sich nehmen. Herr von Aubigne hatte mehr Herz. Er gieng zu Heinrichen dem III. nach St. Germain; und brachte seine Beschwerden mit Stolz vor. Man suchete ihn schüchtern zu machen; allein er trotzete den Drohungen: und da man ihm eine schleunige Ge-

o) Diese Erzählung ist aus der allgemeinen Geschichte des von Aubigne genommen: allein es ist eben so leicht nicht, sie mit der Erzählung des du Plessis Mornay zu vereinigen, welcher in seinen Memoires

Genugthuung versagete, so übergab er in die Hände des Königes von Frankreich eine Erklärung; durch welche der König von Navarra seinem Bunde, und seiner Freundschaft mit ihm entsagete.

Heinrich der III. antwortete hierauf: „Geht „wieder zu dem Könige, eurem Herrn, weil ihr doch „das Herz habet, ihn so zu nennen, und saget ihm: „ich würde ihm eine Last auf die Schultern legen, „die auch den Großtürken niederdrücken würde.„ Sire, erwiederte Aubigne, mein Herr ist unter eben der Last erzogen worden, womit Sie ihm drohen. Dafern sie ihm Recht wiederfahren lassen, so wird er Sie Lebens lang verehren, und Ihnen seine Güter und Creaturen widmen; seine Ehre aber wird er weder Ihnen, noch irgend einem lebenden Prinzen unterwerfen, so lange er noch ein Stück vom Degen in der Faust haben wird. Die königliche Frau Mutter sagete, um ihn zu besänftigen: der Hauptmann und die Wache, welche seine Tochter beleidiget hätten, sollten sterben. Man opfert, antwortete Herr von Aubigne, der Diana keine Säue! es müssen edlere Köpfe dran o).

1585.

Einige Jahre hernach, schlug der Herzog von Epernon dem Könige von Navarra Mittel

o) saget: er allein sey mit dieser Ausrichtung beschäfftiget gewesen, die er weitläuftig erzählet. Man sehe hierüber Baylens Abhandlungen, in seinen reponses aux questions d'un Provincial.

zu einem Vergleiche mit dem Könige von Frankreich, seinem Schwager, vor. Segur aber, der den Vorsitz in seinem Rathe hatte, setzete sich auf des von Aubigne Ansuchen, heftig dawider. Die Gräfinn von Guiche, welche damals die beliebteste Maitresse war, versöhnete sich mit dem Segur: und Aubigne ward aufgeopfert. Segur klagete ihn wegen einiger gar zu freyen Reden an, die den König aufbrachten. Herr von Aubigne erfuhr, als er von Poitou zurückkam, unterwegens: daß der König der Gräfinn von Guiche versprochen hätte, ihn in die Bastille zu schicken. Seine Freunde beschworen ihn vergebens, wieder umzukehren: er verließ seine Equipage, nahm die Post, steckete einen Dolch in seinen Gürtel, gieng nach Hofe, und kam durch eine verborgene Treppe gerade zu in des Königes Gemach, welchen er mit seiner Buhlerinn ganz allein beysammen fand. Er sagte: Beruhigen Sie sich, mein Herr! ich komme, um zu vernehmen, worinnen mein Verbrechen bestehe: und ob Sie meine Dienste als ein guter Prinz, oder als ein wahrer Tyrann belohnen wollen: „Ihr wißt wohl, erwiederte „der König, daß ich euch liebe;„ allein Segur ist böse auf euch: vertragt euch mit ihm! Aubigne gieng zum Segur, und erschreckete ihn mit seinen drohenden Vorwürfen dermaßen, daß Segur zum Könige lief, und ihm sagete: Sire, Dero Ecuyer ist rechtschaffener, als E. M. und ich.

Die Friedensverträge wurden nicht gehalten; und man griff wieder zu den Waffen. Die Ligue kam vol-

vollends zu Stande. Heinrich überlegete, ob die Protestanten sich mit dem Könige von Frankreich vereinigen sollten, um ihr entgegen zu gehen. Die meisten Räthe stimmeten für eine vollkommene Vereinigung; Aubigne aber redete folgendergestalt:

„Meine Ehrfurcht gegen diejenigen, die bisher „geredet haben, sollte mir zwar den Mund schließen; allein, hier kömmt es nicht auf den Wohl„stand, hier kömmt es auf Treue an. Der Eid, „den ich Gott, seiner Sache, und meinem Kö„nige, gethan habe, befiehlt mir, ohne alles Verstel„len zu reden. Ich will also sagen, was ich denke: „das würde heißen die Asche unserer Märtyrer mit „Füßen treten, das Blut unserer Helden beflecken, „auf die Grabmäler unserer Feldherren und Prinzen „Galgen bauen, und alle diejenigen zu gleicher „Schändung verdammen, die, da sie noch aufrecht „stehen, ihr Leben der Religion angelobet haben, „wenn man hier noch in Zweifel ziehen wollte, ob „sie auch recht gethan haben, die Waffen zu ergrei„fen? und diese Versammlung würde des Hochver„raths schuldig seyn, wenn sie nicht rechtmäßig wä„re. Wir können also unsere Blicke gar nicht mehr „auf das Vergangene wenden; es ist uns nur er„laubt, auf dasjenige zu denken, was gegenwärtig „von uns geschehen soll. Wofern ihr euch in Waf„fen setzet, so wird der König von Frankreich euch „scheuen, das ist wahr: und wofern er euch scheuet, so „wird er euch hassen. Ach! wollte Gott! daß die„ser Haß anitzt erst seinen Anfang nähme! Wenn „er euch hasset, so wird er euch vernichten. Die-

„ses saget man; und diese Sprache führet die Zag=
„haftigkeit. Sollen wir denn ganz allein unbe=
„waffnet seyn, da ganz Frankreich in Waffen ist?
„Sollen wir unsern Soldaten erlauben, denen Haupt=
„leuten zu schwören, die uns ausrotten wollen?
„Wozu dienet diese Vereinigung der Truppen? Wir
„verderben unsere Leute, wenn wir sie unter frem=
„den Fahnen dienen lassen. Man werfe doch nur
„einen Blick auf die Soldaten beyder Parteyen.
„Dort werden sie Wucherer; hier ist bloß die Ehre
„ihr Lohn. Dort genießen sie alle Wollüste; hier
„sind sie einer strengen Zucht unterworfen. Wol=
„len wir denn etwan unserer adelichen Jugend die
„Schande bey uns, und die Ehre bey andern zei=
„gen? Gesetzt auch, wir wären einander gleich: was
„soll denn aus den Prinzen vom Geblüte werden,
„und aus den vornehmen Herren, die von unserer
„Partey sind, wenn sie ihre Tapferkeit ungeübten
„Soldaten gewiesen haben? Werden sie wohl ihre
„angebohrne Hoheit mit Füßen treten? und werden
„sie sich wohl sehr nach dem Gehorsame sehnen, sie,
„die zum Gebiethen gebohren sind?

„Ja, spricht man, wir müssen unsere Unterwür=
„figkeit beweisen. Gut! wir wollen sie zeigen! aber
„ohne Zaghaftigkeit. Wir wollen dem Könige die=
„nen; aber ohne uns außer Stand zu setzen, uns
„selber nützlich zu seyn. Werden auch wohl unsere
„Soldaten recht eifrig in den Krieg gehen, wenn sie
„sich mit denjenigen vermenget sehen, deren Untreue
„sie scheuen? Wir wollen den wankenden Thron
„befestigen; wir wollen für den Prinzen sterben,

„der

„der uns unterdrücket hat; aber wir wollen uns mit „ihm nicht vereinbaren. Es wird noch immer Zeit „seyn, unsere gewaffneten Kniee vor ihm zu beugen, „die Hand aus dem eisernen Handschuh zu ziehen, „und ihm zu schwören. Wir wollen unsere Siege, „und nicht unser Schrecken, zu seinen Füßen bringen.

„Unter welch einem Vorwande erheben sich die „verschwornen Feinde wider uns? um uns zu ersti„cken. Unsere Schwerter müssen ihnen also Ein„halt thun, weil der Zepter sie nicht in Banden hält. „Wir wollen diesen Verschwornen den Nutzen der „Unterwerfung entziehen, die wir dem Könige von „Frankreich leisten wollen; und wollen ein jeder al„lein fechten. Entwaffnen wir uns, so wird uns „der König verachten: verbindet er sich mit unsern „Feinden, so wird er uns zu Grunde richten, ohne „einen Streich zu thun. Bewaffnen wir uns aber, „so wird uns der König hochachten; er wird uns zu „Bundesgenossen haben wollen; und unter seinem „Schutze, wird er die Köpfe unserer gemeinschaftli„chen Feinde zerschmeißen.„

Diesem Rathe, welcher durch einige Exempel bestätiget ward, die Mornay anführete, und welchen der Prinz Conde unterstützete, fiel die ganze Versammlung bey.

1587.

Der Krieg fieng also an. Aubigne war allenthalben zugegen; er vertheidigte Poitou, ward bey der Unternehmung von Angers drey Wochen für todt gehalten, bemeisterte sich der Insel Oleron,

hielt sich auf derselben in tausend Treffen, wobey er sich allemal im Hemde befand; bekam das Gouvernement darüber, ward bey einer Landung gefangen, die die von Brouage darauf thaten, und auf sein Wort losgegeben.

Der König von Navarra verkaufte Oleron an die Papisten. Als nun Aubigne sah, daß seine Eroberung ihm entrissen ward: so begab er sich nach Hause, sagte seinem Herrn auf ewig gute Nacht; allein er suchete doch seinen Abzug durch einen Streich merkwürdig zu machen, der Aufsehen machete.

Er ward einer Religion überdrüssig, die er so trefflich vertheidiget hatte, und die ihn so übel belohnete. In diesen verdrüßlichen Augenblicken, und da er einige Merkmeale seiner Unzufriedenheit blicken ließ, beeiferten sich seine Freunde, ihm Controversbücher zu leihen: die er eifrig las, um nur einigen Schein der Seligkeit in derjenigen Religion zu finden, die alle andern davon ausschließt. Er durchblätterte den Panigarole, und warf ihn als einen Schwätzer wieder fort. Er bewunderte Campions Beredsamkeit, allein er schrieb auf den Titel les dix déclamations; an statt les dix argumens. Ihm gefiel Bellarmins Stärke, Lehrart und Aufrichtigkeit; allein die Untersuchung seiner Beweise, zeigete ihm dermaßen ihre Schwäche, daß Bellarmin ihn vollends in seiner reformirten Religion befestigte *p*).

Sechs

p) Geheime Nachrichten vom Theodor Agrippa Aubigne.

Sechs Monate nach seiner Entfernung, gerieth seine Partey in die bedauernswürdigsten Umstände. Heinrich strebete wieder nach dem Aubigne; und, um dessen Unwillen zu besänftigen, wollte er ihm einen seiner natürlichen Söhne, zum Zeichen seiner Freundschaft, in seine Hände übergeben. Aubigne aber schlug diese Probe seines Zutrauens aus, und fürchtete: man möchte ihm vorrücken, er hätte seine Zurückberuffung durch eine Niederträchtigkeit erworben. Indessen folgete er dem Könige, recognoscirte mit ihm Talmont, zwang den König, zu gestehen: daß der Gebrauch der Picken für die Infanterie sehr dienlich sey, wählte das Schlachtfeld zur Schlacht von Coutras, und dienete dabey, als Marschall de Camp.

Als einsmals Heinrich mit ihm, und dem Vicomte de Türenne spazieren gieng, so vertrauete er ihnen die Unruhen, die ihm seine Liebe zur Gräfinn von Guiche verursachte, und den Vorsatz, den er hätte, sie zu heurathen; ja, daß er es ihr schon versprochen hätte. Er befahl ihnen zugleich, sich fertig zu halten, ihm den andern Tag ihre Meynung zu sagen. Türenne dachte die ganze Nacht daran, und beschloß, sich in eine so kützliche Sache nicht zu mengen. Er veranlassete zu dem Ende eine unumgängliche Nothwendigkeit, nach Marans zu gehen. Aubigne, welchem seine Bedienung allen Vorwand benahm, sich zu entfernen, nahm sich vor, seine Schuldigkeit zu thun.

Der König machete sich bey frühem Morgen aus der Stadt, ließ sein Gefolg bey Seite gehn,

rief den Aubigne, und redete zwo Stunden lang zu ihm, in welchen er ihm die Beyspiele von dreyßig alten und neuern Prinzen her erzählete, die durch eine Heurath mit einer ihrer Unterthanen glücklich geworden wären. Er führete hingegen wohl dreyßig andere an, die durch Bewerbung um hohe Verbindungen, entweder ihr Hauswesen unglücklich, oder ihren Thron wankend, oder ihr Volk verächtlich gemachet hätten. Er schloß endlich damit, daß er die Unbilligkeit derer verdammete, die, da sie ohne Leidenschaften wären, alle Handlungen eines Menschen, der voller Leidenschaft ist, den Regeln einer strengen Vernunft unterwerfen wollten. „Kurz, „fügte er hinzu, ich brauche heut eure wahre Mey„nung zu wissen, und das nach dem Grundsatze „derjenigen störrigen Redlichkeit, die ich zuweilen „gehasset habe, die ich aber itzt nicht mehr scheue.„

Aubigne, welcher die ganze Nacht zugebracht hatte, an diese Sache zu gedenken, war froh, als ihm der König befahl, sich seiner natürlichen Freymüthigkeit zu überlassen. Er fieng mit Verwerfung derer niederträchtigen Schmäuchler an, welche die Geschichte zur Verführung der Prinzen anwenden, die doch ganz allein ihr Tadler seyn kann. Er bewies, daß sie ein Verbrechen begiengen, mit kaltem Blute solche Rathschläge zu geben, die nur allein durch eine heftige Leidenschaft gerechtfertiget werden könnten. „Dergleichen Beyspiele, „fügete er hinzu, sind schön und rührend; allein „Sire, Er. M. helfen sie nichts. Die Prinzen, „die Ihr mir da genannt habet, waren auf ihrem

„Throne befestiget. Ihr aber habet nichts, als An-
„sprüche und Hoffnungen; sie waren im Frieden, und
„Ihr seyd im Kriege; sie hatten keine Feinde, und
„Ihr seyd mit Verräthern umgeben. Jene hatten
„Macht; Eure Majestät haben nichts als Tugen-
„den. Jene hatten durch große Thaten das Recht
„erlanget, außerordentliche Dinge auszuführen; und
„Ihr sehet wohl ein, daß alle eure Tapferkeit noch
„nicht so viel hat bewirken können, daß man Euch
„nur gemeine und erlaubte Handlungen zu gut hielte.

„Es kann allerdings einem Staate gleich viel gel-
„ten, ob ein König eine seines gleichen, oder eine
„Unterthaninn heurathet. Allein, das Vorurtheil
„ist wider Eure Majestät. Verlachen Sie es in
„der Stille für sich; aber verehren Sie es vor den
„Leuten. Warum sind Sie sonst König? als daß
„Sie ohne Unterlaß Dero Geschmack, Dero Leiden-
„schaften, der gemeinen Ruhe und dem öffentlichen
„Wohlstande aufopfern müssen?

„Sie sagen, der Groß-Sultan heurathet ja
„wohl seine Sclavinn! allein, gnädigster Herr,
„sollen Sie denn über Muselmänner regieren? Was
„werden die Hugonotten, was wird Paris, was
„wird die Ligue sagen, wenn Sie in Frankreich
„die Sitten der Türkey einführen wollen?

„Ich sehe in Eurer Majestät vier verschiedene
„Menschen. Den Heinrich von Bourbon, den
„König von Navarra, den vermuthlichen Er-
„ben der französischen Krone, und den Be-
„schützer der reformirten Kirchen. Ein jeder
„von diesen Menschen hat seine besondern Diener,

„deren Bestes nichts mit einander gemein hat, und für „welche die Belohnungen ganz verschieden seyn müssen.

„Denenjenigen, die dem Heinrich von Bour„bon dienen, müssen Sie die Wache Ihrer Per„son und Ihres Hauses vertrauen. Den Unterthanen des Königes von Navarra müssen Sie „die Aemter und Plätze Ihrer Souveränität über„geben; den Anhängern des Erben der französi„schen Krone die hohen Bedienungen, nach wel„chen sie streben. Aber, wie wollen Sie diejenigen „belohnen, die Eure Majestät als den Beschützer „ihrer Religion ansehen? Diese begehren einen hef„tigen Eifer für Gott, ein unsträfliches Leben, vor„treffliche Beyspiele; und sie haben Recht, solches zu „fordern: denn wenn Eure Majestät aus vielerley „Gründen ihr Oberherr sind, so sind sie hergegen „aus andern Gründen Dero Mitbrüder; und zwar „Mitbrüder, die Ihnen alle Ehre, alle Vortheile „des Krieges überlassen, und für sich nur die Ge„fahren behalten. Welch ein Geschrey würde sich „nicht in ganz Frankreich erheben, wenn Frankreich „in demjenigen Menschen, der um dasselbe zu beherr„schen, zuvörderst sich selbst beherrschen muß, nur „den Sclaven einer Frau erblickete? Warum soll „ich es Ihnen verhölen, gnädigster Herr? Sie „müssen Ihr Glück machen! Dieses Glück hängt „von der unwandelbaren Zuneigung dererjenigen ab, „die Ihnen durch die Bande der Freundschaft, der „Hoffnung, oder der Pflicht verbunden sind. Ach! „brechen Sie nicht alle diese Bande dadurch, daß „Sie sich alle Herzen auffätzig machen!

„Sie

„Sie lieben, Sire: ich selbst habe viel zu sehr
„geliebet, als daß ich mich wider Dero Leidenschaft
„auflehnen sollte. Behalten Sie diese Liebe bey;
„aber machen Sie, daß Sie Ihrer Geliebten wür-
„dig werden. Erkaufen Sie durch Beschwerlich-
„keiten, durch Arbeiten, durch glückliche Erfolge,
„und durch die Demüthigung aller Ihrer Feinde,
„das Recht, sich mit ihr zu vereinigen; ohne daß
„Sie dabey etwas fürchten, oder sich schämen dörfen.
„Lassen Sie Dero Leidenschaft selbst sich einen
„Sporn zur Ehre seyn. Ueberlassen Sie sich den
„Geschäfften! Dero Heil liegt daran: Sie müssen
„König von Frankreich seyn, oder nichts. Kom-
„men Sie unabläßig in Ihren Rath, welchen Sie
„verabscheuen; wenden Sie Dero Stunden auf die
„großen Geschäffte, und nur Dero Augenblicke auf
„Ergötzungen. Bemühen Sie sich um die Freund-
„schaft derer Hugenotten, deren strenges Gesicht
„Sie scheuen. Unterdrücken Sie diejenigen Auf-
„wallungen des Zornes, die Dero Hauswesen ver-
„wirren. Bemeistern Sie sich der Herzen aller
„Franzosen. Bringen Sie Dero Leben und Größe
„in Sicherheit; alsdann werden Sie diejenigen Prin-
„zen nachahmen können, deren Beyspiele man Ihnen
„anführet. Denn ich kann nicht glauben, r,
„daß Sie, als ein Feind vom Bücherlesen, mit ei-
„genen Augen in den Jahrbüchern der Welt Zeug-
„nisse gesucht haben sollten, die diese Heurath recht-
„fertigen; welche an sich selbst sehr gleichgültig, aber
„in gegenwärtigen Umständen so unzeitig ist. Herr
„von Alenzon lebet nicht mehr; sie haben nur noch

„eine

„eine Stufe, um auf den französischen Thron zu kom-
„men. Wofern Sie heute Ihre Geliebte heurathen,
„so fallen Sie auf ewig davon hinunter.„

Der König dankete dem Aubigne, und schwor ihm, innerhalb zweyen Jahren die Gräfinn von Guiche nicht zu heurathen.

Herr von Aubigne, welcher mit Heinrichen besser dran war, als jemals, schlief in seiner Vorkammer. Einsmals sagete er zum la Force, welcher neben ihm schlief: la Force, unser Herr ist der undankbarste Mensch auf der ganzen weiten Welt. La Force, welcher schon schlummerte, fragete ihn, was er gesagt hätte? Du tauber Mensch! rief der König aus seinem Schlafzimmer, er sagt dir, ich wäre der undankbarste Mensch von der Welt. Ach! schlafen Sie, Sire, erwiederte Aubigne, wir haben uns noch viel mehr zu sagen. Den folgenden Tag, sagt der Geschichtschreiber, sah mich der König deswegen doch nicht sauer an; aber er gab mir auch keinen Häller mehr. Dieser Prinz erkaufte die von der Ligue viel zu theuer, als daß er seinen Freunden hätte was geben können. Die Hugonotten aber dieneten ihm mit so vieler Zuneigung, daß, nachdem sie ihre Equipage verzehret, das Versprechen einer Schlacht sie noch bewog, auch ihre Güter zu verkaufen. Schlachten waren die Belohnungen ihrer Siege.

Neun-

q) Dieß sind Soldaten, die man von den Compagnien, oder von den Dragonern absondert, die im ersten

Neuntes Hauptstück.

Des Herrn von Aubigne Wegwendung vom Hofe.

Aubigne, welcher in Poitou allmächtig war, commandirte daselbst ein zahlreiches Heer, und hatte in allen Städten seine Kundschaften. Er bemeisterte sich von Niort, führete die Enfans perdus *q*) bey der Belagerung von Etampes an, und begleitete Heinrichen den IV. in das Zimmer, allwo der von einem Mönch ermordete Heinrich der III. den Geist aufgab. Er nahm Maillezais ein; und Maillezais blieb dem, der es eingenommen, zu eigen *r*). Er bekam die Statthalterschaft darüber, und begab sich mit einem geringen Vermögen, mit genugsamer Philosophie, und vieler Ehre dahin. Seit seinem funfzehenten Jahre, hatte er ohne irgend ein Gefechte, oder eine Gefahr, keine andere Zeit zugebracht, als diejenige, die er zur Heilung seiner Wunden brauchete.

Er schlug Heinrichen ab, ihn bey der Belagerung von Paris zu begleiten. Diesem Abschlage ungeachtet, vertraute man ihm doch den Cardinal von Bourbon an, welchen die Ligue für den König von Frankreich erkannt hatte. Man holete diesen Prinsten Gliede fechten, oder die zuerst Sturm laufen.

r) Aubigne Hist. univers.

Prinzen aus Chinon, allwo er vom Chavigny bewachet ward, und führete ihn in aller Stille nach Maillezais. Düpleſſis Mornay führete vergebens die Ursachen derer Beschwerden an, welche Aubigne wider den Hof hatte: der König erwiederte, das Wort des misvergnügten Aubigne wäre so viel werth, als eines andern Erkenntlichkeit.

1590.

Die Herzoginn von Retz suchete seine Treue zu verderben. Sie schickete ihm einen italiänischen Edelmann mit folgendem Schreiben:

„Mein lieber Vätter, ich bitte, daß ihr die „Zeugnisse, welche euch der Herr Marschall von „Retz, mein Gemahl und ich, von der vollkommenen Freundschaft und der herzlichen Fürsorge geben, „mit welcher wir an eure Erhöhung, und an das „Wohl eurer Kinder, unserer Oheime denken, annehmen wollet. Zeiget anitzt einmal, daß die Beleidigungen euch rühren können. Unser Edelmann „wird euch das übrige sagen.„

Der Abgeordnete richtete seinen Auftrag aus, und both dem Herrn von Aubigne zweymal hundert tausend Thaler, oder das Gouvernement von der Insel Belle-Isle mit funfzig tausend Thalern an, wenn er ein Auge zuthun, und seinen Gefangenen entwischen lassen wollte. Herr von Aubigne antwortete: „Belle-Isle würde mir gelegener seyn, „um das Brod meiner Untreue in Ruhe zu genießen; „mein Gewissen aber, welches mich allenthalben „ganz nahe begleitet, würde sich mit mir einschiffen,

„wenn

„wenn ich nach dieser Zuflucht abfahren wollte. „Reiset also eurer Wege, und seyd versichert, daß, „wenn ihr mir nicht ein freyes Geleit abgelocket hät„tet, ich euch an Händen und Füssen gebunden, „dem Könige meinem Herrn zuschicken würde.„

Der Graf von **Brissac** that verschiedene Anfälle auf **Maillezais**, um den **Cardinal-König** heraus zu helfen: allein, **Aubigne** sorgete für alles. Seine Wachsamkeit und Wirksamkeit thaten eben so viel, als die stärkste Besatzung hätte thun können.

Der König, welcher seit einigen Monaten mit **Rom** und der **Ligue** in Unterhandlungen, wegen seiner Religion war, schwor dieselbe endlich ab. **Aubigne** verabsäumete nichts, um die Sache seiner Partey wieder herzustellen; die Kirchen traueten ihm; und er nahm sich ihres Besten in derjenigen berühmten Versammlung der **Hugonotten** an; in welcher sie nach zweyen Jahren, die mit Fragen und Streitigkeiten zugebracht wurden, endlich das **Edict von Nantes** heraus brachten; das Meisterstück der klügsten Köpfe des Staats, über welchem man so lange Zeit unterhandelt, und gestritten hatte, und welches endlich freywillig, von einem weisen, erkenntlichen, und gewaffneten Könige, einem zahlreichen, getreuen, und entwaffneten Volke zugestanden ward, welches ihn auf den Thron erhoben hatte.

Zu **Vendome**, zu **Saumür**, zu **Loudün** und zu **Chastellerault**, war er allezeit ernennet worden, um bey den Ueberlegungen, den Abgeordneten des Hofes die Spitze zu biethen. De **Fresne-Canaye**, Präsident der gemeinschaftlichen Kammer

von Castres, hatte die Dienste und Stärke der Partey niedergeschlagen. Allein, als Aubigne sah, daß die vornehmsten der Versammlung kleinmüthig wurden, munterte er sie durch eine heftige Anrede auf: Was! sagte der Präsident, handelt man das Beste des Staates auf eine solche Art ab! „Und wer seyd denn ihr, erwiederte Aubigne, daß „ihr uns lehren wollet, worinnen der Dienst des Kö„niges bestehe? Das haben wir gewußt, bevor ihr „noch ein Schüler geworden seyd. Wollet ihr et„wan euer Glück damit machen, daß ihr den Dienst „des Königes dem Dienste Gottes entgegen setzet? „Lernet schweigen, wann es Zeit ist, und denenje„nigen nicht in die Rede fallen, die eine rathschla„gende Stimme in dieser Versammlung haben.„ Wo sind wir! sagte du Fresne, und schäumete vor Wuth. Daselbst, erwiederte Aubigne kaltsinnig, wo die Mäuse das Eisen fressen.

Diese Worte ermunterten den Muth der Versammlung. Der Präsident schadete seinem Feinde bey dem Könige, so viel er konnte. Als der Herzog von Bouillon sagete, man müsse eine solche obrigkeitliche Person verehren; erwiederte Aubigne: Ja! der in drey Monathen von uns abfallen wird. In der That war dieser ehrwürdige Mann drey Monate darauf katholisch.

Herr von Aubigne ward der Eingezogenheit gar bald überdrüßig. Er fand sich bey der Belagerung von Rouen ein, als der Herzog von Parma diesem Orte zu Hülfe kam; und geboth daselbst den Soldaten als General-Lieutenant.

Seine

Seine Gemahlinn starb; und er suchete seinen Trost in neuen Gefahren. Seine Feinde schrieben seine Heldenthaten der Verzweifelung zu, daß er Heinrichs Gnade verloren, nachdem derselbe König von Frankreich geworden. Damit er nun dieses Gerücht zu schanden machen möchte, so erschien er wieder bey Hofe.

Als er nach Chaulny kam, begab er sich zu der schönen Gabriele, Herzoginn von Beaufort, wohin der König auch kommen sollte. Zween Hofleute, die seine guten Freunde waren, beschworen ihn: sich gleich wieder zu Pferde zu setzen, und sich vor dem Könige nicht sehen zu lassen, der sehr böse auf ihn wäre. Einige Bediente berathschlageten sich, ob sie ihn in die Hände des Hauptmanns von der Leibwache geben, oder dem Schloßhofmeister überantworten sollten. Er aber, der von der Güte des Herzens seines Herrn überzeuget war, trat mitten unter die Wachsfackeln, die des Königes Ankunft erwarteten. Als nun die Kutsche vor der Schloßtreppe hielt, hörete Herr von Aubigne diese Worte aus Heinrichs Munde: **Da ist mein gnädiger Herr von Aubigne** *s*). Dieser trat gleichwohl hinzu. Der König reichete ihm den Backen, befahl ihm seine Maitresse zu führen, und sagte ihr: sie sollte die Larve abnehmen, um ihn zu grüßen. Die Hofleute frageten sich einander, als sie ihn umarmete, ob die schöne Gabriele hier das Amt des Schloßhofmeisters verwaltete?

s) Voilà Monseigneur d'Aubigné.

Der König schickete alle Menschen aus dem Zimmer, und Aubigne blieb über zwo Stunden lang mit ihm, und der Herzoginn von Beaufort, allein. In dieser Unterredung bedienete er sich eines Ausdruckes, der ganz Frankreich durchlaufen hat; und welchen seitdem die Hugonotten so sehr aufgemutzet haben. Der König zeigete ihm nämlich seine Lippe von einem Messerstiche durchschnitten: Sire, sagte Aubigne, noch zur Zeit haben Eure Majestät Gott im Himmel nur mit den Lippen abgesaget, und er hat sich begnüget, auch nur Dero Lippen zu verletzen; werden Sie ihm aber einmal mit dem Herzen entsagen, so wird er ihnen auch das Herz zu durchbohren wissen t). O! sagete die Herzoginn von Beaufort: wie schön ist das gesagt, aber wie übel ist es angewandt! Ja! gnädige Frau, erwiederte Aubigne, weil es so wahr ist, als wenig Nutzen es schaffen wird.

Die Herzoginn von Beaufort ward von dieser Kühnheit und Freymüthigkeit gerühret. Sie wollte den Aubigne auf ihre Seite ziehen, und der König wollte ihn durch große Anschläge in seinen Diensten treu erhalten. Diese Anschläge gien-

t) Aubigne setzte diese Antwort in die Vorrede seiner tragischen Schriften, die lange vor Heinrichs des IV. Tode aufgesetzt waren:

Quand ta bouche renoncera
Ton Dieu, ton Dieu la percera,

giengen auf die Erhebung des kleinen Cäsars, nachmaligen Herzogs von Vendome: den er ganz nackend herbey bringen ließ, und mit eigenen Händen dem Aubigne übergab, mit dem Befehle; ihn als ein dreyjähriges Kind nach Saintonge zu führen, und unter den Hugonotten zu erziehen, damit dieselben ihm günstig würden. Dieser Anschlag bestätiget das Zeugniß der Geschichtschreiber, welche Heinrichen dem IV. folgende Worte zueignen: Wenn unter den Hugonotten keine Edelleute wären, so sollte man ihnen welche zuschicken.

1595.

Dieser Prinz, welcher aus dem Schooße der Protestanten gekommen war, die ihn ohne Bedingung zum Könige angenommen hatten, bloß aus Gefälligkeit gegen die Liguisten, welche glaubten, die Ketzerey sey ein rechtmäßiger Grund, ihren Oberherrn zu verkennen, war nicht allezeit so gleichgültig als damals, da er sagete: eine Krone ist wohl eine Messe werth. Eine schwere Krankheit ermunterte seine Empfindungen. Er ließ den Aubigne rufen, schloß sich mit ihm in seiner Kammer ein, und nachdem er zweymal niedergekniet war, um zu bethen, so befahl er ihm: er sollte ihm frey sagen,

Puniſſant le membre coupable;
Quand ton coeur déloïale, moqueur,
Comme elle ſera puniſſable,
Alors Dieu perçera ton coeur.

ob er auch jemals die Sünde wider den heiligen Geist begangen hätte. Aubigne bemühete sich vergebens, einen reformirten Geistlichen an seiner Stelle rufen zu lassen, um diese Frage zu untersuchen. Indessen ließ er sich weitläuftig über die vier Merkmaale dieser Sünde aus; nämlich die Kenntniß des Bösen, wenn man es begeht, die Widerspänstigkeit gegen den Geist der Wahrheit, die Unbußfertigkeit, und die Verzweiflung. Der neue Casuist verwies den König auf die Prüfung seines eigenen Gewissens in diesen vier Puncten. Diese Unterredung ward sechsmal durch inbrünstiges Bethen unterbrochen. Den folgenden Tag befand man sich besser, und wollte kein Wort mehr von der Sünde wider den heiligen Geist hören *u*).

Nach der Zusammenkunft zu **Fontainebleau**, bey welcher **Heinrich** das grausame Vergnügen zu genießen schien, den getreuen **Mornai** durch den **Cardinal du Perron** gedemüthiget zu sehen, versuchete **Aubigne**, die Ehre seiner Partey durch eine zweyte Unterredung mit diesem Prälaten wieder herzustellen. Er disputirete fünf Stunden in einem weg, in Gegenwart des Königes, und mehr als vierhundert Personen. Dieser Streit, in welchem beyde Parteyen gesieget zu haben glaubeten, endigte sich mit einem Tractate, welchen Aubigne de dissidiis patrum aufsetzte. Der Bischof von **Evreux** antwortete nicht darauf, ungeachtet der König dem Herrn von Aubigne eine Antwort versprochen hatte.

Seine

u) Mem. sécrets de *Theod. d' Aubigné.*

Seine Verbindungen mit dem Herzoge von Trimouille und Bouillon, machten ihn ebenfalls dem Hofe verhaßt. Bouillon war furchtbar. Man gab ihm schuld, er wolle aus der reformirten Partey eine Art von Republik machen: ungeachtet er außer Frankreich, wie ein Ankläger redete, welcher mehr drohet, als die Sprache eines sich demüthigenden Angeklagten redet. Der Herzog de la Trimouille ward im Verdachte gehalten, daß er in seine Absichten mit einstimmete: er hatte allen Anerbiethungen des Thuanus und des Sülly widerstanden, und das Beste der Protestanten mit so vieler Standhaftigkeit unterstützet, daß der Hof darüber erzürnet war. Man trauete ihm das Project eines Oberhauptes der Hugonotten zu, weil er Tugenden genug dazu besaß. Gleichwohl hatte er gesaget: „Man unterschreibe nur das Edict von „Nantes; man verspreche meinen Brüdern eine „völlige Sicherheit ihrer Gewissen und ihres Lebens; „alsdann kann man mich vor den Pforten der Kirche „aufhängen; und kein Mensch wird dagegen etwas „sagen.„

Indessen, da der König einige Völker hatte anrücken lassen, um ihn in Thouars zu belagern; so schrieb dieser Herr an den Aubigne: „Mein „Freund! ich beschwöre euch zu Folge eurer Eide, „zu mir zu kommen, und mit eurem euch gewogenen Diener zu sterben.„ Herr von Aubigne antwortete: Mein Herr, eurem Briefe wird genau nachgelebet werden; gleichwohl bin ich in einem einzigen Stücke nicht mit ihm

zufrieden: Daß er nämlich mir meine Schwüre anführet, die viel zu unverletzlich seyn müssen, als daß es brauchete, mich ihrer zu erinnern.

Er gieng mit seinen Freunden nach Thouars. La Trimouille befestigte sich darinnen. Sie thaten Ausfälle in das freye Feld, und machten sich auch dem Heere des Königes furchtbar. Indem sie einsmals durch ein gewisses Dorf zogen, allwo man die Köpfe einiger Mörder auf Räder gestecket hatte; ward Aubigne gewahr, daß der Herzog de la Trimouille über diesem Anblicke erblassete, und sagete zu ihm: Sehen sie diese traurigen Gegenstände mit kaltem Blute an; wenn man das thut was wir thun, so ist es sehr dienlich, daß man sich mit dem Tode bekannt mache.

Trimouille machete Frieden. Herr von Aubigne hatte mit dem Herzoge von Sülly den Vorsitz bey der allgemeinen Versammlung von Chatelleraut. Er legte die Streitigkeiten, zwischen der Kirche von Languedoc und von Dauphine, bey.

Als der Herzog de la Trimouille, welchen die Ungnade des Königes zu Boden schlug, gestorben war; so hielt Aubigne, welcher in Poitou nichts als Hugonotten sah, welche entweder schon verkaufet waren, oder sich noch zu verkaufen sucheten, dafür, daß ein ehrlicher Mann unter so vielen Verräthern nicht sicher wäre. Er war eben im Begriffe, sich

aufzusetzen, und aus dem Königreiche zu gehen; als er Briefe vom la Varenne, vom Bouillon und dem Könige bekam, die ihn alle bathen, wieder nach Hofe zu kommen. Heinrich trug ihm auf, Ringelrennen und Turniere anzuordnen. Allein, als er einsmals in einen Wald mit ihm ritt, sagte er zu ihm: „Ich habe noch nicht von euren Versamm„lungen mit euch geredet. Ihr habet alles verder„bet, da ihr mir wider meinen Willen habt dienen „wollen: alle Abgeordnete bekamen Gehalt von mir, „und ein sehr vornehmer Spion hat mich nicht mehr „als fünf hundert Thaler gekostet. Wie oft habe „ich nicht gesaget:

Oh! que si ma gent,
Eut ma voix ouïe,
J'eusse en moins de rien
Pu vaincre & déffaire! &c. &c.

„Sire, erwiederte Aubigne: ich bin wider meinen „Willen Abgeordneter der Kirchen gewesen, und „habe geglaubet, ich müsse durch meinen Eifer das „Unglück wieder gut machen; da sie nicht mehr von „einem Könige beschützet werden, der ohne sie, nur „ein bloßer Edelmann seyn würde. Indem ich „Eurer Majestät Gesicht ansehe, bekomme ich wie„der allen meinen alten Muth. Legen Sie die Hand „an Ihr Herz, und sagen Sie mir, warum Sie „mich gehasset haben?„ Ihr habt, erwiederte Heinrich, den Herzog de la Trimouille gar zu sehr geliebet; den ich doch hassete. Das habt

ihr gewußt, und habt doch seine Seite gehalten. „Sire, antwortete Aubigne, ich bin zu „den Füßen Eurer Majestät erzogen worden; „daselbst habe ich bey guter Zeit erlernet, der unglücklichen zu schonen, und gute Freunde nicht zu verlassen, wenn sie von einer überlegenen Macht unterdrückt werden. Lassen Sie sich doch an mir diese Grundlehre der Tugend gefallen, die ich an Dero Seite erlernet habe.„

Zehntes Hauptstück.

Anschläge des Herrn von Aubigne.

Frankreich genoß einer vollkommenen Ruhe. Herr von Aubigne widmete seine Muse der Geschichte seiner Zeit. Er schickete allenthalben Leute aus, um Nachrichten aufzutreiben; er forderte deren von den Republiken; er wandte alle seine Freunde an, um die Cabinette der Könige auszuspähen; er lud alle Menschen ein: und die mehresten glaubten, das Lob sollte sie bis in ihre Häuser verfolgen. Einige verabsäumeten sogar, den Geschichtschreiber von den Thaten ihrer Ahnen zu unterrichten; gleich, als ob die Ehre der Vorväter, eine Schande für die Kinder wäre.

Die Jesuiten wurden über diesem Anschlage unruhig. Sie bewogen Heinrichen, dem Aubigne diese Arbeit zu untersagen. Der Cardinal du Perron aber stellete ihm vor: er kenne niemanden, welcher diesem Vorhaben besser gewachsen wäre. Die Geschichte eines Helden, müsse von einem Kriegsmanne beschrieben werden; und die Beschreibungen der Schlachten könnten nicht besser geschildert werden, als von einem, der selbst Theil an den Siegen gehabt hätte. Der König befahl also dem Aubigne fortzufahren, und versprach sogar eine ansehnliche Summe, um Risse verfertigen zu lassen, und Nachrich-

ten zusammen zu holen. Allein diese Versprechungen wurden nicht erfüllet, und Aubigne führete dieses große Unternehmen, auf Kosten seines eigenen Vermögens, und aller seiner Ruhe aus.

Indessen erquicketen ihn andere Beschäfftigungen von dieser beschwerlichen Arbeit. Er machete Verse: Er ließ sein Misvergnügen in Elegien aus, die er seine tragischen Gedichte nannte. Er kehrete sich indessen zu angenehmern Musen, x) und verließ dieselben dennoch oftmals, um die katholische Confession des Sancy auszubessern: welche er 1595 angefangen hatte; in derselben Zeit, da Heinrich den Aubigne in Armuth, seine Dienste unbelohnet, und seine Gaben ohne Beschäfftigung ließ; um alle seine Gunst an den Sancy zu verschwenden, dessen ganzes Verdienst den Gefälligkeiten Mercurs glich, der Jupiters Neigungen dienete; und welcher so oft die Religion verändert hatte, als diese Veränderung ihm nützlich zu seyn schiene. Diese Satyre ist ein Meisterstück; sie ist fein, scharfsinnig, voller Anspielungen und Salz. Auch der witzigste Kopf unserer Zeiten würde sich nicht schämen, sie gemachet zu haben.

Man

x) Man sehe die kleinen vermischten Werke des Herrn von Aubigne, Genfer Ausgabe von 1630.

y) Einsmals, als er Heinrichen dem III. bewiesen hatte, es gäbe einen Gott; erboth er sich, ihm noch viel besser zu beweisen, daß es gar keinen gäbe. Man sehe das Tageregister Heinrichs des III. Er war der

Man redete in Paris von nichts anderm, als von einer Vereinigung der Religionen: welche die schwachen Geister für möglich hielten, die sanftmüthigen Herzen wünschten, und die hitzigen Köpfe verhinderten. Der Hof hatte verschiedene reformirte Prediger bestochen. Aubigne versicherte sich derer zu Charenton, welche ihm versprachen, ihm bey dem Anerbiethen beyzustehen, welches er ausgesonnen hatte, alle Religionsstreitigkeiten denen Regeln zu unterwerfen, die in den vier ersten Jahrhunderten der Kirche beobachtet worden sind.

Der König befahl ihm, mit dem Cardinal dü Perron deswegen zu sprechen, welches der hitzigste und ungläubigste y) von allen Bekehrern war. Nach einem langen Gespräche über die Nothwendigkeit, ein Hülfsmittel zu finden, welches denen Spaltungen ein Ende machete, die die christliche Kirche entzweyeten, sagete Aubigne zu ihm: diejenigen Gemeinschaften, welche in Verfall geriethen, hüben sich nicht anders wieder auf, als daß sie ihre ehemaligen Gesetze wiederherstelleten. „Wir wollen, fügete er „hinzu, von beyden Theilen die Lehren der ersten vier „Jahrhunderte zum Grundgesetze annehmen. Ihr, „die ihr euch die erstgebohrnen Kinder der Kirche „nen-

Sohn eines reformirten Predigers zu Rouen, Namens Jakob Davy, und nachmals dü Perron, nach der Straße zu Genf genannt, allwo er gewohnet hatte. Das Wort Bekehrer, erfand Herr von Aubigne, der diesem Cardinale zuerst diesen Beynamen gegeben hat.

„nennet, ihr möget anfangen, uns den ersten Punct „vorzulegen, den wir euch abfordern werden; dann „wollen wir euch den zweyten liefern, und so ferner, „bis die Religion wiederhergestellet seyn wird.„

Der Cardinal schrie: die reformirten Priester würden sich diese Vorschläge nicht gefallen lassen. Aubigne erwiederte, sie hätten sie bereits angenommen. Der Cardinal drückete ihm hierauf die Hand, und sagete: Laßt uns nur noch vierzig Jahre Zeit. Herr von Aubigne erwiederte: ihr wollet also eine Kirchenversammlung von Chalcedon haben: Wohlan, ich verspreche sie euch. „Ihr „werdet, erwiederte du Perron, zur Anbethung des „Kreuzes Ja sagen müssen, die unfehlbar im fünften „Jahrhunderte angenommen worden ist.„ Ja, ja, erwiederte Aubigne, um des Friedens Willen wollen wir es thun: aber werdet ihr euch eurer seits auch drein ergeben, das Ansehen des Pabstes in dieselben Gränzen einzuschließen, wo es im 400sten Jahre gewesen? Wir wollen euch aus bloßem Mitleiden noch zweyhundert Jahre geben. Der Cardinal, welcher in seiner Jugend zu Rom durch das Ketzergericht war verfolget worden; und in seiner Gesandschaft daselbst ebenfalls Widerwärtigkeiten erduldet hatte, sagete hierauf: man würde diese Sache in Paris beschließen, wenn sie sich in Rom nicht endigen ließe.

Aubigne begab sich wieder zum Könige in sein geheimes Zimmer, und erzählete ihm, was ihm begegnet wäre. Der König fragete ihn, warum er

dem

dem Cardinale das Chalcedonische Concilium nicht ohne alle Bedingungen zugestanden hätte? „Sire, erwiederte Aubigne, dafern die Kirche an „statt der vierhundert Jahre noch funfzig drüber for„derte, so wäre dieß ein heimliches Bekenntniß, „daß die ersten vier Jahrhunderte ihren Lehren zu„wider sind.„ Diese Antwort erregete unter einigen Jesuiten und Bischöfen, die dabey zugegen waren, ein Murren; und der Graf von Soissons sagete überlaut: dergleichen Reden wären dem Könige schimpflich. Man ist noch weit von der Vereinigung über Glaubensmaterien entfernet, wenn man noch über die Ausdrücke so zärtlich oder ungerecht ist. *)

1610.

Heinrich bauete so viel auf des Aubigne Geschicklichkeit, daß er ihn zum außerordentlichen Gesandten nach Deutschland ernannte; mit dem Befehle an die übrigen Envoyes, demselben alle drey Monathe Rechenschaft von ihren Unterhandlungen abzulegen. Allein er änderte seine Meynung, als er diejenigen großen Projecte entworfen hatte, die Sully uns aufbehalten hat, die er dem Aubigne anvertrauete, und die wir heut zu Tage für Hirngespinste halten.

Weil Aubigne indessen Viceadmiral der Küsten von Poitou und Saintonge war, so ersuchete er den König, seine ersten Streiche auf Spanien zu thun.

*) Würde wohl ein Papist so schreiben?

thun. Heinrich verwarf diesen Anschlag, und wendete ihm das alte Sprüchwort ein: Wer schwach nach Spanien geht, der wird geschlagen; und wer stark hinein zieht, der stirbt vor Hunger. Aubigne machete sich anheischig, eine kleine Zahl von Kriegsschiffen zu unterhalten, welche dem französischen und spanischen Heere Lebensmittel zuführen sollten. Er gieng nach Saintonge, um die nöthigen Anstalten zu machen, dasjenige zu halten, was er versprochen hatte. Heinrich sagete ihm, als er Abschied von ihm nahm, folgende merkwürdigen Worte: „Aubigne, laßt euch nicht mehr „betriegen; mein geistliches und zeitliches Leben steht „in den Händen des Pabstes, den ich für den wah„ren Statthalter Gottes erkenne.

„Aubigne erwiederte: Eurer Maj. große „Anschläge werden im Rauche aufgehen; und De„ro Leben steht in Gefahr, da Sie die Sorgfalt da„für einem sterblichen Menschen anvertrauen.„

Einige Monathe darnach überbrachte man ihm die abscheuliche Nachricht, daß Ravaillac den König ermordet hätte. Man versicherte ihn, der Stich wäre in den Hals gegangen: Aubigne aber versicherte gleich auf der Stelle, der Stich wäre ins Herz gegangen, und er wäre dessen gewiß.

Man

z) D. i. „Dieser so große Monarch, welchem weder der „Krieg, noch der Frieden, einen Oberherrn oder Mit„gesellen geben konnten, findet itzt im Himmel dieje-

Man opferte dem Schatten dieses großen Königes nichts auf, als den einzigen Bösewicht, der ihn ermordet hatte. Heinrichs des III. Tod war ganz und gar nicht gerächet worden. Aubigne verfertigte folgende Grabschrift:

Ce monarque si grand, que la paix, ni la guerre,
Ne lui firent souffrir maitre ni compagnon,
Trouve au ciel le repos, qu'il n'eut point sur la terre:
Guerrier sans peur, vainqueur sans fiel, roi sans mignon. z)

Eilf-

Eilftes Hauptstück.

Des Aubigne Ungehorsam. Sein stummer Verkauf von Maillezais.

Die Königinn, welche vom parisischen Parlamente zur Regentinn des Königreichs ernennet worden, ward von allen hugonottischen Provinzialversammlungen dafür erkannt. Aubigne allein behauptete, diese Wahl käme den allgemeinen Landständen des Königreiches zu, und nicht dem Parlamente von Paris: gleich, als ob die Stände ein Recht hätten, sich selbst zu versammlen, und nicht im Nothfalle, durch die Versammlung der Pairs, auch mit zugegen wären.

Dem ungeachtet ward er von seiner Provinz abgeordnet, die Königinn einer völligen Unterwürfigkeit, in Ansehung dieses regentschaftlichen Ansehens zu versichern, dessen Gültigkeit er gleichwohl streitig machete. Der geheime Rath ärgerte sich, daß keiner von den reformirten Abgeordneten auf den Knieen geredet hatte. Villeroi beschwerete sich darüber bey dem Aubigne, welcher in aller Namen das Wort geführet hatte. „Edelleute, erwiederte Au„bigne, sind das Niederknieen nur Gott allein „schuldig, und dem Könige das bloße Kniebeugen.„

Die Koniginn gerieth auf den Einfall, sich mit ihm unter vier Augen zu unterreden. Der Vorwand dazu war: sie wollte wegen einer gewissen ge-

hei-

heimen Sache Erläuterungen von ihm einziehen; ihr wahrer Endzweck aber war, ihn seiner Partey ungetreu, oder doch verdächtig zu machen.

Bey Eröffnung der großen Versammlung zu Saumür, wollte Boissieres, ein königlicher Commissar, ihn mit dem Hofe verbinden. Aubigne erwiederte: „ich werde von der Königinn alles erhal„ten, was ich von ihr begehre, nämlich ihre Hoch„achtung.„ La Varenne stellete seine Redlichkeit vergebens auf die Probe. Als einer von den erkauften Abgeordneten dem Aubigne gesaget hatte: „Was hat denn la Varenne bey euch gemachet, „mit welchem ihr gestern zwölf Zusammenkünfte ge„halten? antwortete Aubigne: eben das, was er „bey euch gleich das erstemal gethan, und bey mir auch „zum zwölften male nicht hat ausrichten können.„

Bey dieser Versammlung erzürnete er sich auf eine unversöhnliche Weise mit dem Herzoge von Bouillon; welchen er verhinderte, den Vorsitz bey derselben zu haben, und dem er in allen Stücken widersprach. Der Herzog hatte eine sehr pathetische Rede gehalten, um die Reformirten zu überreden: daß sie sich aller sichern Plätze begeben, und gänzlich der Billigkeit der Königinn, und des großen Raths überlassen sollten; wobey er die Ehre gewaltig herausstrich, die sich die Reformirten dadurch erwürben, daß sie den Märtyrertod erlitten. „Ja, „gnädiger Herr, erwiederte Aubigne: selig sind „diejenigen, die um Christi Jesu willen leiden! „Das ist das Merkmaal eines wahren Christen,

„wenn er sich selbst dem Märtyrertode aussetzet; allein, „wenn er seine Brüder demselben bloß stellet, das „ist ein Merkmaal eines Verräthers und Henkers.„

Die großen Herren und Staatsleute, die der Hof gewonnen hatte, verriethen das Beste ihrer Partey. Aubigne nahm von der Gesellschaft Abschied, unter dem Vorwande, er wäre zu alt; in der That aber aus Verdruß, daß er so viele Zaghaftigkeit und Bestechungen in denjenigen Hugonotten erblickete, die er ehemals so uneigennützig und standhaft gekannt hatte.

Der Herzog von Rohan, welcher der Regentinn verhasset war, weil er sich nicht hatte wollen bestechen lassen, zog sich nach St. Johann von Angeli zurück, allwo er sich befestigte. Aubigne, welchem man die nöthigen Gelder zum Unterhalte der Besatzung von Maillezais nicht mehr auszahlete; und der selbst sein Gehalt von 7000 Pfund nicht mehr zog, weil er ein anders von 12000 Pfunden ausgeschlagen hatte, welches die Königinn ihm angebothen, mußte sich an den Ufern von Sevre schadlos zu halten suchen. Der Hof drohete ihm mit einer Belagerung. Um nun dieselbe desto besser aushalten zu können, kaufete er eine kleine Insel Doignon, die er in Vertheidigungsstand setzete. Der Prinz von Conde machete einige Bewegungen. Bouillon und Rohan, die sich mit ihm vereinigten, befahlen dem Aubigne, ihnen ihre Meynung zu sagen. Er that es auch mit folgenden Worten: „Ich will gar gern die Last eures Krieges auf meine

Ach-

„Achseln nehmen? allein stellet mir einen Bürgen, „daß ihr keinen Frieden machet.„ Dieser war nur noch erst in Gedanken entworfen, und endigte sich mit einer allgemeinen Amnestie: von welcher man nur den von Aubigne allein ausschloß, welcher Maillezais befestigte, und zu Doignon neue Werke anlegete.

Diese Vorsichtigkeit kam seiner Sicherheit zustatten, und machte ihn furchtbar. Der Prinz von Conde griff wieder zu den Waffen, und schickete ihm das Patent als General. Aubigne aber wollte diese Stelle nicht anders annehmen, als im Namen derer zu Nimes versammleten Kirchen. Sülly, Statthalter in Poitou, versprach der Königinn, die Provinz im Zaume zu halten; allein er konnte den Gouverneur von Maillezais nicht gewinnen: dessen Sohn sich an der Spitze eines Regiments zeigete, welches auf seine eigenen Kosten angeworben war, und dessen Eidam sich zum Meister von Toureille machete.

Dieser Krieg indessen ward durch den Tractat von Loudun in seiner Geburt erstücket. Dieser Ort war ein öffentlicher Markt von besondern Treulosigkeiten und öffentlichen Niederträchtigkeiten. Der Prinz von Conde, welcher in den Rathsversammlungen den Aubigne nur seinen Vater nannte, schrie ihm aus einem Fenster zu: Der Tractat ist unterzeichnet; geht nach Doignon! Und ihr in die Bastille, erwiederte Aubigne; und Conde kam auch wirklich hinein.

Der Herzog von Epernon, welcher über einige Ausdrücke der tragischen Gedichte erzürnet war, darinnen er sein Bildniß erkannte, stellete ihn im geheimen Rathe als einen Aufwiegler vor, als einen Feind der königlichen Würde, und der so voller Ränke wäre, daß er allein sein ganzes Leben lang die unumschränkte Gewalt hindern würde. Er erklärete sich in Gegenwart von 500 Edelleuten, daß, wofern er ihn nicht todt oder lebendig in seinem Gouvernement auffangen könnte, er ihn zum Zweykampfe ausfodern würde.

Aubigne kam ihm zuvor, und foderte ihn selbst heraus. Epernon berief sich auf seine Würde, als Herzog und Pair. Aubigne antwortete ihm: „Wir sind hier in Frankreich, allwo die Prinzen „vom Geblüte sich ihrer Hoheit nicht begeben können, ohne sie zu verlieren; allwo man aber, ohne „seiner Ehre zu schaden, sich einer angenommenen „Hoheit entledigen könnte, die nur bloß entlehnet „wäre, z. E. Herzog und Pair zu seyn. Wer ist „denn der Herr von Epernon? ein bloßer Edelmann, wie ich bin; welchem der König einen Titel „gegeben hat, den ich eben sowohl verdienet habe, „als er.„ Man erwiederte ihm, der Hof des Herzogs von Epernon bestünde gleichwohl aus so gar vielen Edelleuten, die ihn wohl verhindern würden, selbst auf den Kampfplatz zu gehen, wenn er sich gleich darzu entschlösse. „Ich will ihm schon, „erwiederte Aubigne, aus dieser Verwirrung heraus helfen: und ich setze mir vor, den Platz zum

„Zwey-

„Zweykampfe in dem Gebiethe des Herrn von Eper„non selbst anzulegen, und dessen Sicherheit vor „allen seinen Freunden zu beschützen.„ Der Herzog schwur, er wolle sich wegen dieser Worte nach Belieben rächen: und diese Rache bestand darinnen, daß er den Aubigne bey der Königinn Regentinn anschwärzete.

Aubigne, welcher dem Hofe wegen seiner Standhaftigkeit verhasset, und den Hugonotten wegen seiner Ermahnungen zur Last war, sann auf Mittel, sich aus dem Königreiche zu entfernen. Allerley Vorfälle verhinderten ihn nur noch daran. Er ward den reformirten Kirchen immerfort mit seinen Rathschlägen beschwerlich, und entdeckete ihnen dasjenige, was er in den Nachrichten des Caspar Baronius gefunden hatte: (dieß war ein Neffe des Cardinals dieses Namens). Die Gunst, worinnen sein Vätter stund, und seine eigenen Verdienste, hatten ihn zu einem Mitgliede derjenigen Congregation gemachet, die zur Fortpflanzung des Glaubens bestimmet war. Er war zu einem von denen dreyen erwählet worden, die diese Congregation alle Jahre nach allen Enden von Europa mit guten Vorschriften für ihre Absichten verschicket. Dieser Abgeschickte nahm die protestantische Religion an, und setzte sich unter den Schutz des Herrn von Lesdiguieres: der ihn von Brianzon nach Paris abschickete, allwo man den von Aubigne ernannte, ihn zu examiniren. Baronius übergab ihm die Briefschaften des Pabstes, und die Mémoires der

Congregation, welche nach den Provinzen der christlichen Welt eingetheilet waren, und zwey Häfte ausmacheten, dessen eines betitelt war, artes pacis, und das andere artes belli. Er übergab ihm noch ein drittes, über diejenigen französischen Provinzen, die den Ränken des römischen Hofes näher zur Hand lagen. Dasselbe hieß Rhetorum commentarius.

Aubigne las in demselben, daß die Verfolgungen der Reformirten mit den Vorschlägen zur Versöhnung, mit den Predigten der Prediger, und den listigen Streichen der Theologen anfangen sollten. Er lernete viele Heimlichkeiten daraus, die ihm zu seinen Weissagungen behülflich waren: welche allemal so richtig eintrafen, und allemal auf eine so unbillige Weise seinem Stummen beygemessen wurden.

Dieser Stumme war ein junger Mensch, welchen seine Feinde einen Geist (Dæmonem) nannten, ungefähr 19 bis 20 Jahre alt. Er war taub, sah sehr garstig aus, hatte ein gelblich Gesicht, und hatte sich geübet, mit den Augen und Fingern sehr deutlich zu reden. Er entdeckete die verborgensten Dinge, und sah die innersten Gedanken derjenigen ein, die ihn befragten: ja er weissagete auch das Zukünftige. Herr von Aubigne hatte einen ganzen Monath lang die Neugierde, die Stunde wissen zu wollen, in welcher der König spazieren gienge; die Sachen, davon er alsdann redete, und die Namen derer, die mit ihm giengen. Die Antworten, welche er vom Hofe bekam, stimmeten genau mit denjenigen überein, was der stumme Mensch ihm gesaget hatte.

Als

Als die Fräuleins von Aubigne ihn um das Jahr und die Umstände von des Königes Tode befrageten, so zeigete er ihnen viertehalb Jahr an, und bemerkete zugleich die Kutsche, die Stadt, die Straße und das Messer. Er verkündigte ihnen auch alles, was sein Nachfolger gethan hat; die Seeschlachten vor Rochelle, die Belagerung, die Schleifung dieser Stadt, den gänzlichen Untergang der Hugonotten, und viel andere Begebenheiten, die man in des Aubigne vertrauten Briefen lesen kann: welcher in seiner geheimen Lebensgeschichte alle diese Vorfälle erzählet, seine Kinder und Bedienten zu Zeugen anführet, und versichert; daß er gleichwohl seinen so genannten Propheten niemals um etwas befraget habe.

Er ward es überdrüssig, Rathschläge zu geben, die nichts fruchteten; er both also zwo Versammlungen zu Rochelle an, sich seiner Aemter und seiner zween sichern Plätze zu begeben; damit nicht der Herzog von Epernon, und der Bischof von Maillezais sich ihrer bemeisterten. Ein Theil der Versammlung hielt dafür, man müßte diese Plätze in sichere Hände übergeben; die mehresten Stimmen aber giengen dahin, sie sollten geschleifet werden. Herr von Villeroi unterrichtete den Herrn von Aubigne davon in folgendem Schreiben.

„Was saget ihr nun zu denen guten Freunden, „um derentwillen ihr siebentausend Pfund Einkünfte „verloren, und eine Vermehrung von fünftausenden „ausgeschlagen habet; ohne noch des Hasses des Kö-

„niges zu gedenken, den ihr euch ebenfalls zugezo„gen? Sie dringen heftig in uns, wir sollen euer „Haus und euer Außenwerk euch vor der Nase „schleifen: so lauten die Ausdrücke dieser treuen Freun„de. Wenn ihr auf einen solchen Antrag antworten „solltet, wie würde eure Antwort wohl lauten?„

Herr von Aubigne erwiederte: „Weil ihr denn „wollet, mein Herr, daß ich euer Gevollmächtigter „in der Antwort auf die Bittschrift der Rochseller „sey; so besteht sie in folgenden Worten: es geschehe, was man begehret hat, auf Kosten des„jenigen, der es zu verantworten hat.„

Villeroi hinterbrachte dem Rathe diese kurze Antwort. Der Präsident Jeannin sagte: Das heißt so viel, er scheut weder jene, noch uns. Man gab also Befehl, an einen Marrschall de Camp, genauer zu untersuchen, worauf sich denn die Kühnheit des Herrn von Aubigne gründete? Hierauf erfolgete ein Besuch von dem Feldobersten, welcher nach Hofe berichtete: daß Rochelle, auf dessen Belagerung man sann, gar nicht angegriffen werden könne, bis der Fluß Sevre, welcher unter Doignon stünde, und Maillezais gänzlich frey wären: daß diese zween Oerter, welche das Heer des Königes aushungern könnten, sehr stark wären; und die Belagerung von Doignon allein, mehr kosten würde, als die Einnahme von Rochelle.

a) Louis l'Argentier Freyherr von Chapaillenes, Ritter des königlichen Ordens, wirklicher Kammer-

le. Ueber dieser Nachricht ward beyden Requetmeistern Befehl ertheilet, mit dem Gouverneur, wegen dieser zween Plätze, zu unterhandeln. Anderntheils geschahen viele Anerbiethungen von dem Herzoge von Epernon, welcher sie für zweymal hundert tausend Franken erkaufen wollte. Aubigne übergab dieselben endlich dem Herzoge von Rohan für die Hälfte dieser Summe. Ueber seine Aemter aber, als Viceadmiral von Poitou, und Saintonge, wie auch der Stadt und des Gouvernements von Rochelle und anliegenden Inseln, handelte er mit dem Freyherrn de Chapelaines *a*).

Zwölf-

junker des Königes, Amtmann von Troyes, überkam dieselben den 9ten Hornungs 1614.

Zwölftes Hauptstück.

Allgemeine Geschichte vom Herrn von Aubigne.

Aubigne ließ sich zu St. Johann d'Angeli nieder, allwo er den Druck seiner Geschichte auf seine eigenen Kosten vollenden ließ. Der erste Band, welcher von 1550 bis 1570 geht, und der zweyte, welcher bis auf das 1595ste Jahr geht, wurden zu Maille *b*), der eine 1616. der andere 1618. gedruckt.

Diese zween Bände wurden mit Beyfalle aufgenommen. Man verglich den Aubigne mit dem Thuanus; dessen edle Freyheit, deren er sich wider einige Hofleute bedienet, Aubigne bey dem Könige Heinrich dem IV. vertheidiget hatte. In seiner Vorrede läßt er eine solche Lobrede auf ihn einfließen, die vielmehr einen Bewunderer, als einen Mitwerber anzeiget. Die Kunstrichter glaubeten, er rede darinnen zu sehr von sich selbst. Er antwortete aber darauf: daß, da er zwey und dreyßig Jahre Marschall de Camp gewesen, er sehr zaghaftig, oder sehr unglücklich müßte gewesen seyn; wenn er nicht von vielen Kriegsverrichtungen, in seinem eigenen Namen hätte Rechenschaft geben müssen.

„Wer

b) Der Drucker hieß Johann Moussat.

„Wer große Dinge thut, sagte er, der erlanget „auch das Recht, sie zu erzählen, und die Beschei„denheit eines kaltsinnigen Hofmannes wird durch „den muntern Kopf eines Soldaten aus dem Sat„tel gehoben.„

Es sey mir erlaubet, allhier einige Stellen aus seiner Vorrede einzurücken, um einen vollkommenen Begriff von seiner Schreibart und Person zu machen.

„Mein Werk ist niemanden zugeeignet: ich „übergebe dasselbe der Nachwelt. Mein Vorhaben „erstrecket sich so weit, als mein Leben, und meine „Kräfte. Ich werde mich weder aus Furcht, noch „aus Hoffnung entschuldigen; da ich mir mehr angele„gen seyn lasse, das Uebermaaß meiner Freyheit „nieder zu drücken, als mich der Schmäucheley zu „erwehren. Ich bin zu den Füßen meines Köni„ges erzogen, welche zu allen Zeiten seiner Arbeiten „mein Kopfküssen gewesen sind. Zuweilen war ich „in seinem Schooße, und sein vertrauter Gefährte; „und alsdann voll von der Redlichkeit und strengen „Lebensart meines Dorfes. Zuweilen war ich aus „seiner Gunst, und von seinem Hofe entfernet; und „alsdann verhielt ich mich so standhaft in meinen „treuen Gesinnungen: daß er mir auch dann, wann „er ungnädig gegen mich war, seine gefährlichsten „Geheimnisse vertrauete. Ich habe von ihm so „viel Güter bekommen, als ich brauchte, mich zu er„halten, aber nicht, um mich zu erheben; und wenn „diejenigen, die geringer waren als ich, oder die ich „wohl gar beschützete, mir Queerstriche durch meine

„Rech-

„Rechnungen macheten, so sagte ich zur Rache bey „mir selbst: Sie und ich, wir haben beyde gut ge„dienet; sie, nach dem Sinne des Herrn, und ich „nach meinem Kopfe, der mir an Lohnes statt ist. „Ich habe das Glück gehabt, die Waffen nicht eher „zu ergreifen, als ein Jahr zuvor, da solches mei„nem Könige erlaubet war. Da ich durch kleine „Bedienungen zu den großen gestiegen bin: so ha„be ich, als er die höchsten Würden bekleidete, die„jenigen Aemter verwaltet, die man in Schlachten „für Spielwerke rechnet, große Treffen und blutige „Belagerungen; indem er mir, nebst noch drey „oder vier andern, die Ehre erwies, ihn bey Stel„lungen der Heere, bey dem Recognosciren, oder „bey den Pickets der Laufgräben zur Seite zu seyn. „Wann er ruhige Zeit hatte, so durfte ich bey seinen „Concerten erscheinen, und die kützlichsten Unter„handlungen wurden mir aufgetragen. Wollte je„mand sagen: ich rede hier ruhmredig, so bitte „ich zu erwägen, daß mein Buch neben den Kopf„küssen der Könige zu liegen gedenkt; ich putze es „mit den schönsten Kleidern aus, aus Furcht, der „Thürsteher möchte es sonst nicht einlassen. Bin „ich seit der großen Ruhe, die Frankreich genossen, „nicht mehr so oft um Heinrichen gewesen: so ist „sol-

c) Der Titel der ersten Ausgabe dieses dritten Bandes, heißt wie der von den zween ersten, gedruckt zu Maille, bey Johann Moussat, ordentlichem Buchdrucker des Herrn von Aubigne. Gleichwohl versichert man, er sey zu Loudun gedrucket worden.

„solches in denen Jahrszeiten geschehen, in welchen „die Ruhe von Capua nur die Feder der Schmäuch„ler begehrete; und in welchen diejenigen Hofschran„zen, die alles beurtheilen, und nichts ausrichten, „vor den Betten und an den Tafeln der Könige, al„berne Schwänke über die neue Kriegskunst des „Prinzen Moritz von Nassau vorbringen: des„sen Schüler zu seyn, noch ein großes Glück für sie „seyn würde, nachdem sie seine Lästerer geworden „sind.„

Der dritte Theil, welcher von 1595, bis an Heinrichs des IV. Tod geht, den er bitterlich beklaget, und sagt: die Feder falle ihm aus den Händen; konnte mit keinem Privilegio gedruckt werden *c*). Der geheime Rath hatte ihm einen Bischof, und einen Staatsrath zu Commissaren gesetzet. Der Bischof und der Staatsrath wollten den Geschichtschreiber zwingen, die Wahrheit zu unterdrücken. Aubigne aber behauptete derselben Vorrechte. Sie wurden durch seine Gründe wankend gemachet, und würden einen vortheilhaften Bericht erstattet haben; wenn sie nicht die Jesuiten gescheuet hätten: die bereits über die zween ersten Bände misvergnügt waren, ungeachtet Aubigne behauptete; er

worden. Ich wollte lieber glauben, daß man die ersten Bogen davon zu Maille 1619. und die letztern zu Loudun zu Anfange des 1620sten Jahres gedrucket hat, als Aubigne nach St. Johann d'Angely gegangen.

er hätte nichts als die bloßen Vorfälle erzählet. Der Geschichtschreiber erwählete also zu seinen Richtern, alle diejenigen Leser, die weder Sclaven, noch Andächtige, noch Unwissende seyn würden, und saget den Jesuiten: Ihr versaget das Privilegium den wahren und unverstellten Erzählungen: euren Thaten hätte man es versagen sollen *d*). Die Jesuiten brachten es so weit, daß das Buch in dem Hofe des königlichen Collegii durch Henkers Hand verbrannt werden sollte; und der Herr von Aubigne beschwerete sich darüber, in einem Briefe voller Beredsamkeit, den er an Ludwigen den XIII. schrieb *e*).

Er rächete sich an den Jesuiten, und an dem Herzoge von Epernon dadurch, daß er eine neue Ausgabe *f*) seines Barons de Fœneste besorgete, welches ein Gespräch zwischen einem weisen Manne, und einem windigen Gasconier ist, der seine Abentheuer erzählet. Man vermisset darinnen den Verfasser der Confession des Sancy, und erblicket nichts, als einen kalten Spötter. Viele Züge über die geheime Geschichte des alten Hofes, sind unstreitig lauter Geheimnisse für uns. Allein, wir können heute zu Tage, insonderheit durch Beyhülfe der Noten,

d) Man sehe den Anhang des III Bandes der allgemeinen Geschichte.

e) Man sehe hinten im Anhange No. I.

f) Die erste Ausgabe des Fœneste enthält nur zwey Bü-

ten des Düchet von der Natur dieses Gespräches, von der Feinheit vieler Anspielungen, und von der Ausführung des ganzen Entwurfes urtheilen. In Wahrheit, der Baron von Föneste, welchen Bayle, Voltot, und der große Conde so hoch geschätzet haben, ist nichts, als ein ekeles Mischmasch der allerabgeschmacktesten Possen, in halb gasconischer und halb französischer Sprache.

Drey-

Bücher, und ist 1617. zu Maille gedruckt. Die zweyte und dritte, deren eine von 1619, die andere von 1620 in Duodez, und ohne Eintheilung von Capiteln ist, enthalten drey Bücher. Die vierte ist von 1630. zu Maille in vier Büchern.

Dreyzehentes Hauptstück.

Constantius von Aubigne.

Herr von Aubigne hatte einen Sohn, Namens Constantius, welcher ihm nicht ähnlich war. Er war lasterhaft, so bald er nur das Alter hatte, es zu seyn. Constantius bekam die beste Erziehung, die trefflichsten Lehrmeister; und hatte die niederträchtigsten Neigungen. Man schickete ihn frühzeitig auf die Akademie zu Sedan, die Schule der protestantischen adelichen Jugend. Allein, indessen daß sein Vater ihn daselbst so prächtig unterhielt, als ob er ein Prinz gewesen wäre; und sogar zu seinem Unterrichte an der allgemeinen Geschichte seiner Zeit arbeitete: bekam dieser einen Ekel vor den Studien, und überließ sich der allerschändlichsten Lüderlichkeit.

Von Sedan gieng er nach Holland, wo er sich allen Arten der Schwälgerey ergab. Nach seiner Zurückkunft in Frankreich, heurathete er, ohne seines Vaters Einwilligung, die Baroneſſinn von Cha-

g) Anna Marchant, Wittwe des vornehmen und mannhaften Johann Couraut, Erb- und Freyherrn von Chatelaillon.

b) Das Fräulein von Aumale saget in einer sehr schätzbaren Handschrift, die Frau von Maintenon betref-

Chatelaillon *g*), eine reiche Wittwe aus dem Lande Aunis, die aber ihrer Sitten wegen in sehr übelm Rufe stand. Er ward sie auch bald überdrüßig, merkete, daß er einen Nebenbuhler hätte, traf Mittel ein Augenzeuge davon zu seyn, und opferte seine Gemahlinn und ihren Liebhaber seiner verletzten Ehre auf *h*).

Constantius, welchen hierauf eine mächtige Familie verfolgete, nahm seine Zuflucht zu seinem Vater, der ihn wieder zu Gnaden annahm; und um ihn von Hofe wegzuziehen, ihm ein Regiment und Begnadigungsbriefe in Ansehung des Verbrechens verschaffete, dessen man ihn angeklaget hatte. Was aber kann wohl die Nachsicht über ein böse geartetes Herz für Wirkungen thun? Constantius erschien wieder bey Hofe; er verspielete alles, was er nicht besaß; verlor vielmehr, als sein Vater im Vermögen hatte, und unterhandelte mit den Bekehrern seiner Religion wegen.

Sein Vater merkete, daß er sein Gewissen an die Jesuiten verkaufen wollte; und verboth ihm bey Strafe seiner Verfluchung, dieselben ferner zu sprechen. Die Jesuiten wirketen ihm ein Breve vom Pabste aus, wodurch es ihm erlaubet ward, den

betreffend: „Ich habe den Tod der ersten Frau des „Constantius von Aubigne in einem geschriebenen „Briefe, von der eigenen Hand des Theodor Agrip„pa gelesen, welches die Fräuleins von St. Hermi„ne und Chinon, der Frau von Maintenon ge„liehen; aber ihr niemals haben überlassen wollen.„

Predigten und dem Abendmahle der Reformirten so lange beyzuwohnen, bis der glückliche Augenblick erschiene, da er sich mit Vortheile für einen Papisten würde erklären können.

Ich bin für diese Sache nicht Bürge, glaube sie auch nicht: und führe sie auch nur an, nicht als eine geheime Nachricht, welche von der Nachsicht des römischen Hofes zeugen kann; sondern als einen Beweis von der Leichtgläubigkeit Theodors Agrippa, der dieselbe in seinem geheimen Leben bejahet.

Mit diesem vorgeblichen Breve ausgerüstet, gieng Constantius nach Poitou, that Versuche, seinem Vater seine zween Plätze zu nehmen, hintergieng ihn durch eine äußerliche Gottseligkeit, erhielt von ihm eine Lieutenantsstelle über die Besatzung zu Maillezais, nahm den Titel als Hauptmann an, stellte sich als wäre er selbst Befehlshaber, und erschlich eine volle Macht von dem gar zu sehr hintergangenen Greise, welcher sich auf die Insel Doignon begab.

Constantius verschob noch die Ausführung des Versprechens, welches er dem Hofe gethan hatte, demselben Maillezais zu überliefern. Er wollte seines kleinen Königreiches genießen, er machete aus der Citadelle ein Spielhaus. Des Tages gieng er in die Kirche, und des Abends münzete er falsch Geld. Er gewann alle Soldaten der Garnison, und setzete sich in den Stand, eine Belagerung auszuhalten.

Sein Vater, welcher von seiner Aufführung, und von seinem Vorhaben Nachricht bekommen, lud

Petar-

Petarden und Sturmleitern auf ein Schiff, näherte sich Maillezais bey Nachte, gieng allein und verkleidet darauf zu, um das Thor der Citadelle zu erreichen; er ward von der verlornen Schildwache angegriffen, fuhr ihr an den Hals, bemeisterte sich ihrer, da er einen Dolch gegen sie blicken ließ, bemächtigte sich des Postens, führete seine Mannschaft in den Ort hinein, und jagete seinen Sohn hinaus.

Constantius begab sich nach Niort mit dem Baron von Neuillant, welchen seine Aeltern kürzlich enterbet hatten. Allhier sann er auf Anschläge wider Doignon, welches bereits dem Herzoge von Rohan verkaufet war; und in dessen Namen von einem Kriegsbedienten bewahret wurde, der zu allen Kriegsbedienungen untüchtig war. Theodor Agrippa, welcher an einem heftigen Fieber darnieder lag, erfuhr, daß sein Sohn mit achtzig Mann angerücket käme, und eine andere Schaar hätte einschiffen lassen, um Doignon oder Maillezais anzugreifen oder zu überrumpeln. Der alte Greis sprang hierauf aus dem Bette, brachte sechs und dreyßig Soldaten zusammen, und erwartete seinen Sohn in einem engen Passe, dem er gar nicht ausweichen konnte. Allein, sein Anfall vom Fieber verdoppelte sich. Dade, sein Eidam, und zween seiner Freunde warfen sich ihm zu Füssen, beschworen ihn, sich wieder in das Bett zu legen, und entweder ihm, oder seinem Sohne, einen Mord zu ersparen. Constantius ward von seinem Schwager geschlagen, und verließ Poitou.

Der König hatte diesem ausgearteten Sohne versprochen, Vaters Stelle bey ihm zu vertreten. Allein, der Hof ließ ihn stecken, sobald er sah, daß er seinen Absichten undienlich wäre. Seine Freunde verachteten ihn, die Hofleute hatten ihn zum Spotte, die reformirten Prediger wiesen ihn von sich; allen seinen Verwandten war er ein Abscheu, und fand also kein Mitleiden mehr, als bey einigen verbuhlten Weibspersonen, deren Gutthaten er annahm, und sich dafür ihren Wollüsten weihete.

Als er endlich zur Tugend, oder zu demjenigen, was den Schein davon hatte, durch die Ausschweifung und Niederträchtigkeit des Lasters selbst, wieder zurück kehrete, ließ er mit dem **Theodor von Aubigne** von Versöhnung reden; welcher ihm melden ließ: sobald er seinen Frieden mit Gott würde gemachet haben, würde er sich auch mit seinem Vater versöhnen können. Auf dieses Versprechen gieng **Constantius** nach **Genf**, stellete sich in den protestantischen Predigten dar, that alles, was man verlangete, schrieb nach Frankreich: er wäre wieder in den Schooß der reformirten Kirche zurück gekehret, machete die Ursachen seiner Aenderung bekannt, und schalt in gebundener und ungebundener Rede auf den Pabst. Sein Vater ward von einer Reue erweichet, die er für unverstellet hielt, und setzte ihm einen reichlichern Unterhalt aus, als **Constantius** von einem misvergnügten Vater hätte erwarten können, welcher bald seiner Güter sollte beraubet werden.

Vierzehentes Hauptstück.

Aubigne flüchtet nach Genf.

Als des Königes siegende Heere ganz Poitou überschwemmeten, so entschloß sich Aubigne endlich, nach Genf zu flüchten. Da der Hof diese Flucht vernahm, so schickete er an alle Gränzplätze den Befehl, ihn anzuhalten. Allein, nach vielen Gefahren und Unruhen, kam er dennoch nach Genf, und brachte in dieses ihm fremde Land, nur dreyßig tausend Goldthaler, und einen großen Namen mit. Er ward allda mit Ehren überhäufet, auf Kosten der Stadt mit einer Wohnung versehen, und über alle Sachen zu rathe gezogen. Man übergab ihm die Besorgung der Festungswerke, und bath ihn, den Vorsitz im Kriegsrathe anzunehmen.

Bald darauf schickete die allgemeine Versammlung zu Rochelle, zween eilende Bothen an ihn, um ihm die Zeugnisse ihrer Reue und eine allgemeine Vollmacht zu überbringen, um die reformirten Kirchen in Frankreich in verschiedene Tractaten mit evangelischen Mächten, mit den Hanseestädten, mit der Republick Genf, und den Schweizercantons zu ziehen. Man schickete ihm Beglaubigungsbriefe, und Blankette zur Vollmacht, die nach Maaßgebung der Vorfälle angefüllet werden könnten. Man

gab ihm auch Vollmacht, Volk anzuwerben, und Generalsbesoldung dieses eingebildeten Kriegsheeres.

Aubigne unterhandelte zugleich mit dem Grafen von Mannsfeld, welcher seine Völker aus Böhmen zurück brachte, die allemal dem Meistbiethenden zu Dienste stunden; und mit den zween Herzogen von Weymar, welche sich erbothen, zwölf tausend Mann Fußvolk, sechs tausend Pferde, zwölf Canonen, und das nöthige Geräth bis in den Fluß Saone zu bringen; um daselbst mit sechs tausend Mann anderer Völker zusammen zu stoßen, welche Aubigne versprochen aufzubringen. Rochelle verband sich, ihnen in Foreſt doppelten Monatssold auszahlen zu lassen, da sie den Ueberrest ihrer Zahlung auf die Salzwerke von Aigues-Mortes und Pequais angewiesen bekommen sollten, die damals noch den Hugonotten gehöreten.

Der Graf von Mannsfeld kam bis ins Elsaß, als Aubigne Nachricht erhielt, daß dieses Geschäfft dem Herzoge von Bouillon wäre aufgetragen worden; welcher versprochen hatte, dasselbe mit mehrerm Vortheile zu treiben.

Die Republick Bern tröstete ihn über diesen Schimpf, indem sie den Sohn ihres obersten Schultheißen an ihn abschickete. Aubigne befestigte diese Stadt nach einer ordentlichen Weise, trotz allen Vorstellungen des Herzogs von Bouillon, und dem Gemurre des Pöbels. Er ließ die Mannschaft der Voigteyen, acht und vierzig tausend stark, wohl bewaffneter Landmiliz durch die Musterung gehen. Die Berner ertheileten ihm den Titel eines Oberhaupt-

hauptmanns aller ihrer Truppen; er aber schlug ihn aus, und rieth ihnen, den Grafen de la Suze zu wählen.

Squaramel, der Bothschafter der venetianischen Republik, both ihm das Befehlshaberamt über diejenigen französischen Regimenter an, die im Dienste der Venetianer stehen. Miron aber, Gesandter des französischen Hofes an die Schweiz, unterbrach diese Unterhandlung, und unternahm noch dazu, dem Aubigne seinen Schutzort zu rauben, indem er sehr große Klagen wider ihn bey dem Rathe zu Genf anbrachte; Klagen, welche durch Briefe des Königes von Frankreich unterstützet wurden: darinnen Aubigne ganz deutlich als ein ihm mißfälliger Mann beschrieben ward. Genf antwortete auf Anrathen des Geflüchteten, dem Herrn Miron: es wäre allemal bereit, dem Könige von Frankreich seine Ehrfurcht zu beweisen: Seine Majestät möchten nur den Strafbaren nennen, und einen Menschen mit den Beweisschriften einschicken; alsdann würde der Rath eine Untersuchung anstellen, und schleuniges Recht wiederfahren lassen.

Aubigne kaufete das Landgut Crest, und bauete ein Schloß darauf *i*), welches ihm zum Schutzorte, zur Einsamkeit und zum Troste, wider die beständigen Verfolgungen des französischen Hofes, und wider die Unruhe dienete, welche zehn Mörder ihm verursacheten, die der Herzog von Epernon, und der Cardinal von Sourdis, schon seit zwey

i) Es kostete ihm eilf tausend Thaler.

Jahren, um die Gegend von Genf herum im Solde erhielten. Er würde auch diesen Ort ganz und gar verlassen haben, wenn ihn nicht die Liebe der ganzen Stadt zurück gehalten hätte: die, da ihr alle Tage eine Belagerung drohete, sich Hoffnung machete, von einem so erfahrenen Kriegsobersten tapfer vertheidiget zu werden.

Auch die Liebe beunruhigte noch seine letzten Lebenstage. Ihn bezauberte die Schönheit der Frau von Barbany *k*), einer jungen Wittwe aus dem alten Hause von Burlamaqui aus Lucca: welche gleich anfangs nach Paris, hernach nach Sedan, und dann nach Genf geflüchtet war. Sie war sehr witzig und tugendhaft; und ihr Vermögen war ebenfalls ihrer Geburt gemäß.

Die Feinde des Herrn von Aubigne sonnen drauf, wie sie dieser Heurath Einhalt thun wollten, und ließen das Urtheil über ihn fällen. Ohne daß man ihn vorbeschied, oder nur anhörete, verurtheilete man ihn, den Kopf zu verlieren: weil er im 1572sten Jahre einige Materialien einer eingerissenen Kirche angewendet hätte, gewisse Bastionen seiner Citadellen wieder aufzubauen. Dieses war das vierte Todesurtheil, welches man wegen dergleichen Verbrechen wider ihn sprach.

Um

k) Renata Burlamaqui. Der verstorbene Herr Burlamaqui, Staatsrath zu Genf, welcher die zween so hochgeachteten Tractate über das natürliche und politische Recht hinterlassen hat, war der letzte männliche Zweig dieses Stammes.

Um nun den Muth seiner künftigen Gemahlinn auf die Probe zu stellen, so gieng er selbst zu ihr, und brachte ihr die erste Nachricht davon. Allein, ohne das Gesicht zu verändern, antwortete sie ihm kaltsinnig: Die Liebe ist ein viel mächtigerer Gott, als der König von Frankreich. Herr von Aubigne dankete ihr für diese Erklärung in folgenden Sinngedichte:

Quand *d'Aubigné* se vît un corps sans tête,
Il maria son tronc pale & hideux:
Tres assuré, qu'une femme bien faite
Auroit assez de tête pour tous deux *l*).

l) D. i. „Als Aubigne sah, daß er ein Körper ohne „Kopf sey, so vermählte er seinen blassen und gräß„lichen Rumpf; in der festen Ueberzeugung, daß „eine schöne Frau, Kopfs genug für alle beyde „habe.„

Funf-

Funfzehntes Hauptstück.

Treulosigkeit des Constantius von Aubigne.

Aubigne wollte seinen Sohn nicht müssig seyn lassen. Er both demselben Dienste bey demjenigen Könige von Schweden an, welcher in zwey Jahren, zweyhundert Meilen Land eroberte. Constantius aber weigerte sich, die Ehre so weit zu suchen, und reisete nach England ab. Theodor Agrippa, welcher einer so gefährlichen Gemüthsart niemals recht trauete, mochte ihm auch keine Empfehlungsschreiben, weder an den König, noch an den Herzog von Buckingham mitgeben. Er empfahl ihn bloß einigen guten Freunden, und auch dieses noch auf eine behutsame Weise.

Constantius stellete sich selbst dem Monarchen und dem Lieblinge dar, und sagete: sein Vater hätte ihnen wegen der unsichern Wege nicht schreiben dürfen.

Rochelle, welches vom Richelieu belagert ward, hatte Großbritannien um Beystand angeflehet. Der König versammlete einen geheimen Rath, welcher aus dem Buckingham und vier Lords, aus dem St. Blancart, welchen der Herzog von Rohan geschicket hatte, und aus dem Constantius bestund; der sich für einen Gevollmächtigten seines

Va-

Vaters ausgab. Man beschloß in diesem Rathe, Frankreich den Krieg anzukündigen, Rochelle beyzustehen, und den Theodor Agrippa von Aubigne aus Genf zu holen: weil er der einzige Mann wäre, der dieses Unternehmen mit Klugheit ausführen könnte. Gleich anfangs trug man dieses Geschäfft dem Ritter Vernon auf; nachmals aber dem Constantius, welcher versicherte: man könne sich von seiner Gewalt über das Herz seines Vaters alles versprechen.

Als er nach Genf gekommen war, gab er demselben von allen Rechenschaft. Aubigne fragete verschiedene male, ob er nicht durch Paris gegangen wäre? Constantius läugnete es, und schwur dazu. Sein Vater hatte damals, als er ihn wieder zu Gnaden annahm, sich vor allem ausgedungen, er sollte niemals an den französischen Hof gehen; indem er wüßte, daß die Reizungen der Lustbarkeiten, die Pracht der großen Welt, und das Bestreben nach Reichthum, daselbst diesen flüchtigen Kopf so gar leicht verlocken könnten, daß er gar nicht mehr Herr seiner selbst seyn würde.

Aubigne machete Anstalten zu seiner Reise nach England. Vor seiner Abreise fassete er einen Verdacht auf seinen Sohn: der, ob er gleich ziemlich gering war, ihn dennoch auf eine Aenderung seines Schlusses brachte. Er schickete ihn noch einmal nach London, mit sehr schönen Versprechungen in allgemeinen Ausdrücken; aber, ohne ihm sein wahres Geheimniß zu entdecken. Constantius ward des

Mis-

Mistrauens seines Vaters inne; er beschwerete sich darüber, sagte nichts, und reisete ab.

Sein Vater erfuhr, daß er bey seiner Rückkunft von England durch Paris gegangen wäre; und indem er dort wieder durchgegangen, eine Unterredung mit dem Herrn von Schomberg und dem Könige gehabt hätte: denen er alles entdecket, was er von dem Vorhaben des Hofes zu London wüßte; mit Hindansetzung der Eide, die er geleistet hatte, treu zu seyn, und aller Ehre, die er daselbst genossen hatte.

Herr von Aubigne gerieth über eine solche Treulosigkeit außer sich, und entsagete auf immerdar aller Verbindung mit einem so nichtswürdigen Sohne. Er enterbete ihn, und beschwor seine übrigen Kinder, ihren Bruder beständig zu verabscheuen.

Ungeachtet er 77 Jahre alt war, so entschloß er sich dennoch, nach England über zu gehen, um sich wegen der abscheulichen Verrätherey seines Sohnes frey zu machen. Er hatte auch bereits alle Anstalten zu dieser Reise gemachet. Allein der Rath zu Genf beschwor ihn, seine Abreise aufzuschieben. Er gab also dem Flehen einer Stadt nach, die ihn anbethete, und sann auf nichts anders, als wie er durch einen ruhmvollen Tod den Schandfleck seines Stammes tilgen möchte.

Sechzehntes Hauptstück.

Des Constantius von Aubigne Heurath.

Constantius erhielt zur Vergeltung seines Verbrechens, das Gouvernement von Maillezais, den Titel eines königlichen Ecuyers, die Stelle eines wirklichen Kammerjunkers, und die Baronie von Surineau: welche sonst seiner Familie gehöret hatte, die aber der König confisciret hatte; und seit dieser Zeit nahm er den Namen eines Barons von Aubigne an *m*).

Seine Laster hinderten ihn nicht, dennoch liebenswürdig zu scheinen; und er besaß dabey allen den Witz, welcher bösartigen Herzen eigen ist. In dieser unglückseligen Zeit, da der Religionseifer ganz Frankreich, in Absicht auf die wahren Grundsätze der Ehre, blind machete: so verschaffeten eben dieselben Handlungen, die ihn der einen Partey verächtlich und verhaßt macheten, ihm bey der andern einen Anspruch auf ihre Hochachtung. Er liebte das Fräulein von Cardillac, und ward wieder geliebet. Sie war eine Tochter Peters von Cardillac, Herrn de la Lane, und Luisen von Montalembert. Er heurathete sie den 27. Decembr. 1627

m) Man sehe im Anhange No. 2.

1627 n), so sehr sie sich auch scheuete, einen Mann zu nehmen, der seine erste Frau ermordet hatte.

Was wird denn nun aus demjenigen Romane, welchen ich auf eine so ernsthafte Weise in der ersten Ausgabe des ersten Theils dieses Werkes, auf guten Glauben ungetreuer Nachrichten erzählet habe? Was wird aus dem Mährchen von des Aubigne Gefängnisse, von seinen Liebeshändeln mit des Kerkermeisters Tochter, von ihrer heimlichen Heurath, von ihrer Flucht nach America? Es fiel mir schwer, alle diese Hirngespinste nicht zu glauben: weil das Fräulein Aumale selbst, die doch mit leichter Mühe alles hätte erfahren können, sich nicht gänzlich davor hat hüten können. Sie saget in ihrer geschriebenen Nachricht: „Die Schmähsucht giebt vor, das „Fräulein wäre von dem Gefangenen geschwängert „worden, bevor sie ihn noch geheurathet gehabt.„ Dieß alles sind lauter Fabeln, welche gleich anfangs von dem Neide erdichtet worden; um diejenige Person niederzuschlagen, die sie beneiden, und die von der Leichtgläubigkeit nachmals angenommen wurden, um ihre Erhebung desto wunderbarer zu machen.

1) Konnte der Baron von Aubigne damals noch nicht im Chateautrompette eingeschlossen seyn; weil er noch kaum dem Hofe denjenigen treulosen Dienst völlig geleistet hatte, für welchen der Hof ihn belohnet hatte. Daß aber dieser Dienst 1627 geleistet

n) Dieser Zeitpunct steht nicht nur in den Zusätzen des Moreri, sondern auch noch in der Eheberedung, welche dem Justinian, Notarius zu Bourdeaux, über-

stet worden, erhellet offenbar aus der geheimen Lebensgeschichte des Vaters, und aus dem Zeitpuncte der Belagerung von Rochelle, allwo Constantius vieleicht noch unter dem Heere des Königes gedienet.

2) Wenn man voraussetzet, er sey 1627 noch ein Staatsgefangener gewesen, wie wird man denn seine heimliche Liebe und seine Flucht mit der öffentlichen Urkunde seines Ehcontracts zusammen reimen können?

3) Welch eine Aehnlichkeit ist wohl zwischen der Tochter eines Kerkermeisters, und der Johanna von Cardillac: die aus zweyen Häusern gebohren war, welche annoch in Guienne bestehen, allwo die Archive bezeugen, daß die Frau von Aubigne eine Tochter desselben gewesen.

4) Wollte man sagen: (denn was läßt sich nicht alles sagen?) ein dienstfertiger Genealogist, oder ein feiler Notarius habe diesen Ehcontract selbst geschmiedet, um einer mächtigen Familie einen Gefallen zu thun; so würden die eigenhändigen Briefe der Frau von Aubigne solches widerlegen, welche sich allezeit Johanna von Cardillac unterschreibt; ferner auch die Tac[illegible]hrer Processe, wo sie sich allezeit Fräulein nennet; endlich ihre Schreibart selbst, die gewiß keiner Tochter eines Kerkermeisters ähnlich sieht, sondern einer Person, die sehr wohl erzogen worden; und dann noch andere Acten, in welchen man der Frau von Aubigne eben die Würde, wie im vorigen, beyleget, und wo sie mit Cäsarn von Car-

geben worden, in dessen Protocolle er noch anitzt befindlich ist.

Bayerische Staatsbibliothek München

Cardillac, ihrem Bruder, Rittern und Erbherrn de la Lane, transigiret; zuletzt auch die Hochachtung, welche das Haus von Aubigne allezeit gegen sie bezeuget hat, ungeachtet sie im äußersten Elende einer andern Religion zugethan war; und ungeachtet des Abscheues, welchen die ganze Familie gegen ihren Gemahl hatte, der täglich verachtungswürdiger und lasterhafter ward.

5) Hätte Constantius eines Kerkermeisters Tochter geheurathet: wie wäre es wahrscheinlich, daß sein Vater, welcher in den Nachrichten von seinem Leben, ihm seine erste Ehe so sehr vorwirft, von dieser zweyten nichts gesaget haben sollte? wie wäre es wahrscheinlich, daß er in seinem Testamente die Landgüter, Landes und Guillemer, den Kindern dieser heimlichen Ehe vermacht haben sollte?

Welches ist denn nun eigentlich der erste Ursprung desjenigen Mährchens, welches ich hier widerlege? Dieses sind die verschiedenen Gefangenschaften des Constantius von Aubigne.

Siebenzehntes Hauptstück.

Der Tod des Agrippa von Aubigne.

1630.

Die Ehrenbezeugungen, womit man ihn in Genf überhäufete, erregten die Eifersucht und das Murren der deutschen großen Herren. Um dieselben zu befriedigen, entsagete er freywillig derjenigen Ehrenstelle, die er in der Kirche hatte. Das Haus, in welches die Stadt ihn einquartiret hatte, übergab er wieder der Stadt, und dankete alle Edelleute ab, die er in seinen Diensten gehabt hatte.

In seinen letztern Jahren setzete er die Nachrichten von seinem Leben, seinen Kindern zum Besten, auf. Von daher habe ich die mehrsten bisher erzählten Vorfälle erfahren. Die Veränderungen, welche in unserer Sprache vorgefallen sind, haben nicht zugelassen, daß ich sie in aller Stärke und Kürze des Originals hätte geben können.

Er starb an einem Geschwüre, und ward im Kloster zu St. Peter in Genf begraben, allwo man noch itzt, seine von ihm selbst verfertigte Grabschrift lesen kann. Sie heißt:

D. O. M. Testor, liberi, quam vobis aptus sum. Solo favente numine, adversis ventis, bonis artibus, irrequietus quietem eam colere, si deum colitis, si patrissatis, contingat: si secius, secus accidat. Haec pater, iterum pater, per

quem non a quo vere vivere & bene datum vobis: ſtudiorum hæredibus monumento, degeneribus opprobramento:

Scripſit THEODORUS ALBINÆVS octuogenarius: obiit anno CIↃIↃCXXX, APRIL. die IX.

Nach ſeinem Tode bemächtigten ſich die Syndici ſeiner hinterlaſſenen Schriften, in welchen wichtige Geheimniſſe enthalten waren. Sie ſtrichen in ſeinen Mémoires ein Blatt aus, worinnen gefährliche Nachrichten von der Rochseller-Sache befindlich waren; und trugen der Frau von Aubigne auf, in denen zweyen Exemplaren, die ſich in Frankreich befanden, eben dergleichen zu thun.

Er hatte einen natürlichen Sohn, den er Engibaud nennete, welches das Angramma von Aubigne iſt. Dieſen liebete er ſehr, er erzog ihn, und ſetzete ihm ein hübſches Vermögen aus. Dieſer Engibaud nahm, nach dem Tode ſeines Vaters, deſſen Namen an. Niemand ſetzte ſich auch darwider: denn ſeine Mutter war aus einem anſehnlichen Hauſe. Von dieſem entſpringen die Aubignes zu Genf.

Mit der letzten Frauen hatte er keine Kinder. Von der erſten aber hatte er den Conſtantius von Aubigne und zwo Töchter. Die älteſte heurathete den Herrn von Caumiont-Dade, welcher aus dem Hauſe de Nompar-Caumont entſprungen ſeyn ſoll, ſo ihn aber niemals erkennen wollen: und die jüngſte ward mit dem Herrn von Villette verlobet, und bekam dreyßig tauſend Pfund Ausſteuer.

Ach-

Achtzehntes Hauptstück.

Gefängniß des Constantius von Aubigne.

Der Freyherr von Aubigne konnte nicht glücklich seyn. Sein lüderliches Leben verzehrete sein Vermögen. Er versuchete, sich in Carolina zu setzen, und erhielt das Amt als Vicekönig der americanischen Inseln. Allein er schlug sich zu den Engländern; es sey nun in der Absicht, sie noch einmal zu verrathen; oder Frankreich durch Verrath zu betrügen. Der Hof erfuhr seine Durchstechereyen, und widerrief seinen Auftrag.

Seine natürliche Unruhe trieb ihn an, entweder zu glauben, sein Verbrechen wäre nicht recht bekannt, oder es wäre bereits vergessen; und bildete sich daher ein, er könne wohl eine Reise nach Frankreich wagen. Er kam wider alles Bitten seiner Frau daselbst zurück, ward ungeachtet aller Behutsamkeit entdecket, und nach Chateautrompette gebracht: allwo Peter von Cardillac, sein Schwiegervater, in Abwesenheit und unter dem Befehle des Herzogs von Epernon, seines Verwandten, Statthalters von Guienne, commandirte.

Die Frau von Aubigne begab sich nach Paris, ihres Mannes Begnadigung auszuwirken. Umsonst that sie vor dem Cardinale Richelieu einen

Fußfall, er blieb unerbittlich, und erwiederte: das heißt euch einen Dienst thun, wenn man euch einen solchen Mann nimmt.

Man hatte lauter Verdacht auf ihn, und das Ansehen der Verwandten seiner ersten Frau, die durch sein Unglück alle erwacheten, drückte ihn ebenfalls. Die Frau von Aubigne besänftigte diese letztern durch Zureden, und bestritt die Muthmaßungen durch Bittschriften, die man ungelesen liegen ließ.

Es wurden einige junge Leute wegen des Verbrechens falscher Münzer eingezogen. Die Aussage der Schuldigen gab den Aubigne ebenfalls an. Hierüber ward seine Loslassung noch schwüriger zu erhalten: und der Minister sah ihn als einen von denen Menschen an, die ein unmenschliches Mitleiden, aus Hochachtung gegen ihre Familien, in einem ewigen Gefängnisse stecken läßt, ohne dieselben dazu verdammet zu haben.

Frau von Aubigne, welche ihren Gemahl um so viel mehr liebete, je unglücklicher er ward, erhielt die Erlaubniß, sich mit ihm in das Gefängniß einzuschließen. Der Herzog von Epernon rächete sich an dem Sohne des Verfassers der tragischen Gedichte dadurch, daß er strenge Befehle gab; welche Cardillac, in Ansehung seiner Tochter, etwas milderte.

Frau von Aubigne begab sich zuweilen aus Chateautrompette, um das Mitleiden der Minister zu erregen. Ihre Ansuchungen wurden durch den Herzog von Rohan hintertrieben, welcher den Anfall auf Doignon noch nicht vergessen konnte.

Bey Hofe fand sie nichts, als eingenommene Verwandten; Hugonotten, welche glaubeten, ihre Ehrerbiethung gegen den Agrippa von Aubigne beföhle ihnen, seinen Sohn in Fesseln zu lassen; unter den Unparteyischen aber, steinerne Herzen, die nicht erweichet werden konnten; unter den Beschützern, Leute, deren Dienstleistungen nicht anders, als durch Niederträchtigkeiten erkaufet werden konnten; unter den Staatsbedienten Männer, welche, ob sie gleich dafür bezahlt werden, daß sie alles verstehen sollen, dennoch nicht die Muße hatten, alles anzuhören. Der Herzog von Sachsen-Weymar war der einzige, welcher ihr mit seinem Vermögen und mit seinem Credite beystand. Zu noch größerm Unheile, hatte sie die Vorwürfe ihres Mannes, welcher die lange Dauer seines Gefängnisses ihr zuschrieb, das Mistrauen seiner Eifersucht, und seine unzüchtige Leidenschaft gegen des Kerkermeisters Tochter zu ertragen, mit welcher er hatte entweichen wollen.

Peter von Cardillac starb indessen, und Aubigne ward desto härter gefangen. Er liebete seine Frau aus Verzweifelung, und schwängerte sie aus langer Weile. Er zeugete einen Sohn mit ihr, Namens Constantius, welcher sich nachmals zu Mürzay ersäufete. Die Montalemberts und Cardillacs, welche sich befürchteten, eine gar zu zahlreiche Familie über den Hals zu bekommen, verbothen der Frau von Aubigne, ferner in die Wochen zu kommen. Gleichwohl hielten sie ihr noch einen zweyten Sohn zu gute, welcher Karl genennet ward; aber mit der Bedingung, daß dieses der letzte seyn sollte.

In diesem Zustande, da die Süßigkeiten des Ehestandes noch das einzige Gut sind, so wie die Fruchtbarkeit das größte Uebel; da sie gezwungen war, sich dem einen aus Furcht vor der Gefahr des andern zu begeben; da sie zweifelhaft zwischen demjenigen, was sie ihrem Manne schuldig, und zwischen den betrübten Folgen war, die daraus entstehen könnten; widerstand sie seinen Zumuthungen, überließ sich ihnen aus Pflicht, und vermied sie aus Furcht. Aubigne aber, welcher ein festes Vertrauen auf Gott hatte, wenn seine Begierden ihn drängeten, pochete so sehr auf seine Rechte: daß seine Frau endlich der Vorsehung ein abermaliges Geschenk zu thun hatte.

Sie verbarg ihre Schwangerschaft, als wäre es ein Verbrechen gewesen: und da sie glaubete, die Verwandten ihres Mannes würden mitleidiger seyn, als ihre eigenen; so erhielt sie Erlaubniß, daß Aubigne in die Gefängnisse von Niort gebracht werden sollte, um ihrem Beystande näher zu seyn.

Allhier brachte sie diejenige Tochter zur Welt, welche seit der Zeit so berühmt geworden: ein Ausgang, der sehr fähig ist, auch unglückselige Leute zu trösten. Die Geburt desjenigen Frauenzimmers, welche das Glück auf den höchsten Gipfel erhoben hat, war ein Unglück.

Ende des ersten Buchs.

Das

Das zweyte Buch.

Erstes Hauptstück.

Franciſca von Aubigne.

Franciſca von Aubigne ward den 27ſten November 1635, in dem Gefängniſſe der Kerker zu Niort gebohren o), und den Morgen darauf, nämlich den 28ſten November, von Franzen, Grafen von Rochefoucault, und Suſannen von Beaudean, einer Tochter des Barons von Neuillant, zur Taufe gehalten. Sie ward Franciſca genannt, und nicht Guillaumette, wie ſo viele in auswärtigen Landen gedruckte Romane ſagen.

Die Frau von Vilette beſuchete die Wöchnerinn, und erblickete allen Gräuel der Dürftigkeit; ihren Bruder, welcher vor Verzweifelung außer ſich ſelbſt, aus Mangel der Nahrung ſchwach und matt war; ein Kind, welches mit Lumpen bedeckt war, und bereits ſein Elend fühlete; ein andres, das noch in der Wiege lag, eine Tochter von zweyen Tagen, deren Weinen den Tod herbey zu rufen

o) Mem. mſt. de Mlle *d'Aumale*.

schien; eine verweinte Mutter, die ihre Brust, bald dem Manne, bald ihrer Tochter reichete, und nicht hoffen konnte, weder den einen, noch die andere zu retten. Das Elend und der Hunger hatten ihr die Milch vertrieben; und eine Amme hatte sie nicht bezahlen können. Dieses alles erweichete die Frau von Vilette; der Anblick der kleinen Franciſca rührete sie, und sie nahm diese drey kleinen Kinder mit sich auf das Schloß Mürzay. Die Tochter bekam einerley Amme mit der kleinen Vilette, welche seitdem die Frau von St. Hermine geworden.

Die mütterliche Zärtlichkeit erlaubete der Frau von Aubigne nicht, ihre Tochter lange Zeit in fremden Händen zu lassen. Sie foderte dieselbe also wieder zurück; und die Frau von Vilette, welche sie bereits lieb gewonnen hatte, gab sie ungern hin. Aubigne ward wieder nach Chateau-Trompette gebracht. Allhier ward dieses Kind erzogen, welches, nachdem es alle Widerwärtigkeiten des Glückes erfahren, auch alle dessen Gunstbezeugungen genießen sollte. Kein Unglückseliger verzweifele doch an seinem Schicksale! Welch eine große Kluft war nicht zwischen demjenigen befestiget, was sie damals war, und was sie nach der Zeit geworden ist!

Sie hat oftmals erzählet, wie sie sich erinnere, mit des Kerkermeisters Tochter gespielet zu haben, die eines Alters mit ihr gewesen. Dieses Mägdchen hätte eine silberne Küche gehabt, und ihr vorgerücket, daß sie so reich nicht wäre, als sie. Das ist wahr, habe die kleine Franciſca geantwortet: aber ich bin auch ein Fräulein, und das bist

du

du nicht. Soll ich den Leser wegen dieser und noch einiger andern Stellen um Vergebung bitten, die fernerhin vorkommen werden? Man suchet ja wohl mit allem Fleiße die ersten Quellen großer Flüsse auf: die Kindheit berühmter Personen ist eben so merkwürdig.

1639.

Endlich erhielt die Frau von Aubigne die Befreyung ihres Mannes, unter dem Bedinge, daß er papistisch werden sollte. Aubigne versprach alles; vergaß aber seine Versprechungen, und entschloß sich, aus Furcht beunruhiget zu werden, in America das Glück und die Ruhe zu suchen, die er in seinem Vaterlande nicht finden konnte. Er gieng also mit seiner Frau, und zween von seinen Kindern zu Schiffe.

In währender dieser Reise, ward Franciska sehr gefährlich krank, und zwar so heftig, daß auch kein Leben mehr in ihr zu spüren war. Ihre Mutter nahm sie in ihre Arme, weinete, seufzete, und erwärmete sie an ihrer Brust. Aubigne, der ihres Geschreyes überdrüßig ward, suchte ihr das Kind zu entreißen, dessen Tod und Anblick seine Verzweifelung theils verursachete, theils vermehrete. Es kam schon ein Matrose, der sie in die See stürzen wollte; und die Canone war zum Abfeuern bereit: als Frau von Aubigne forderte, man sollte ihr zum mindesten erlauben, sie noch zum letztenmale zu küssen. Sie legete die Hand auf das Herz des Kindes, und behauptete, es wäre nicht todt. Als lange Zeit nach

diesem

diesem die Frau von Maintenon diese Begebenheit zu Marly erzählete, sagete der Bischof von Metz zu ihr: Gnädige Frau, um geringer Sachen willen kömmt man nicht von so weit her zurück.

Sie war kaum einer Gefahr entronnen, so fiel sie in eine andere. Kaum war sie ihrer Krankheit entgangen, so ward das Schiff von einem engländischen Seeräuber angetastet. Indessen nun, daß alles Schiffvolk in der größesten Bewegung war, Aubigne in Thränen vergieng, und seine Frau sich einen großen Rosenkranz an den Gürtel hieng; als ob sie den Feinden der katholischen Religion recht trotzen wollte, sagete Francisca zu ihrem Bruder: Desto besser! wenn wir nur gefangen würden! so könnte uns doch unsere Mutter nicht mehr ausschelten.

In Martinique ließ sich Herr von Aubigne im Predigerquartiere nieder. Er kaufete sich viele Pflanzstädte an. Seine ersten Bemühungen schlugen so glücklich aus, daß seine Gemahlinn vier und zwanzig Mohrinnen zu ihrer Bedienung hatte. Sie kam mit ihren zween Kindern wieder nach Frankreich zurück, um einige Processe fortzusetzen, und einige Gläubiger zu verfolgen.

Theodor Agrippa hatte den Kindern seines enterbeten Sohnes drey Rittergüter vermachet, und seinen zwo Töchtern den übrigen Theil seines Vermögens hinterlassen. Frau von Aubigne widersprach dieser Einrichtung auch gar nicht; allein sie begehrete nur, daß diejenigen Landgüter, deren Herr

von

von Caumont-Dade sich bemächtiget, und dieselben seiner Tochter Artemisia vermachet hatte, die mit dem Herrn von Nemond von Sensac verheurathet war, ihr wiedergegeben werden sollten. Da sie nun zu arm war, um mit Vortheile processiren zu können, erboth sie sich, Schiedsrichter anzunehmen. Die Frau von Sensac verwarf diesen Vorschlag. Ihr Schwiegervater Dade hatte seinem Neffen den Schutz des Vilette benommen; indem er ihr ein Drittheil in einer Erbschaft zugestanden, daran sie nur ein Viertheil zu fordern hatte. Die Frau von Vilette brachte endlich die Frau von Aubigne durch Liebkosungen so weit, daß sie von ihren Ansprüchen abstund; und diese kehrete wieder zu ihrem Manne zurück, welcher in ihrer Abwesenheit alles sein Vermögen verspielet hatte.

1641.

Sie wendete indessen alle ihre Sorge auf die Erziehung ihrer Kinder; da sie zu allem Glücke für dieselben arm genug war, um daß sie sie selber erziehen mußte. Sie gab sich insonderheit mit ihrer Tochter die meiste Mühe, als an der sie die mehresten Gaben, und die meiste Uebereinstimmung mit ihrer eigenen Gemüthsart bemerkete. Ihr eigenes Beyspiel war die beste Anweisung zur Tugend. Sie ertrug alle Unglücksfälle mit Standhaftigkeit, und hatte Erbarmen gegen die Laster ihres Mannes. Einsmals gerieth das Haus, wo sie wohnete, in Brand. Als sie nun sah, daß ihre Tochter weinete, verwies sie ihr solches ernstlich, und sagete ihr:

Mußt

Mußt du denn darüber weinen, das ein Haus abgebrannt ist? Sie antwortete: Ja! schade für euer Haus! ich weine um meine Puppe.

Diese vortreffliche Mutter gab ihr Plutarchs Lebensbeschreibungen zu lesen, ein Buch, welches vor allen andern geschickt ist, die Tugend einzuflößen, und den Verstand zu bilden. Um ihre ungemeine Schüchternheit zu überwinden, und sie zum Nachsinnen anzugewöhnen, mußte sie erzählen, was sie gelesen hatte, und gewisse kleine Aufsätze machen. Der Lohn für diese Arbeit war, daß man ihr erlaubete, an die Frau von Vilette zu schreiben.

Diesem kleinen Fräulein ward das Schreiben gar nicht schwer, sie lernete sogar ziemlich zeitig, Briefe für andere Leute schreiben: weil ihr Bruder, welcher träge und nur zu Lustbarkeiten rüstig war, sie gebethen hatte, ihm seine Briefe zu verfertigen; indessen daß er Pomeranzen pflücken wollte.

Alle diese Kleinigkeiten würde ich auslassen, wenn dieselben nicht bezeugeten, daß wir fast allemal dasjenige sind, was wir in der Jugend versprochen haben zu werden; wofern nicht ganz besondere Umstände der Entwickelung unsers Characters oder unserer Geschicklichkeit hinderlich sind.

Ihre Vernunft zeigete sich bey früher Zeit. Als einsmals ihre Mutter ihr von den Höllenstrafen vorredete, die man ohne Unterlaß den Kindern vorstellet, welche man wohl durch edlere Gründe zum Guten antreiben sollte; sagete Franciska zu ihrem

Bru-

Bruder, welcher ganz erschrocken drüber war: Glaube mir nur! das alles wird nicht ewig währen! der liebe Gott wird sich schon anders besinnen.

Ein andermal erzählete ihr Frau von Aubigne die Heldenthaten ihres Großvaters, und die Gnade, in welcher er bey Heinrichen dem IV. gestanden. Und ich, erwiederte das Kind, soll ich denn nichts werden? Was willst du denn werden? fragete die Mutter. Königinn von Navarra, sagte sie.

1646.

Der Tod des Herrn von Aubigne setzete diese unglückliche Familie in die äußerste Verzweifelung. Dieselbe lebete nämlich von einem kleinen militarischen Amte, welches er erhalten hatte. Mit den Jahren war er von seinen bösen Gesinnungen zurück gekommen. Er war im rechten Ernste bedacht, sein Glück zu bauen, und als Lieutenant eines Dorfes in Martinique, war er weniger davon entfernet, als da er mit den niederträchtigsten Neigungen Vicekönig der dortigen Inseln war.

Zweytes Hauptstück.

Die Auferziehung des Fräuleins von Aubigne.

Seine Wittwe kehrete nach Frankreich zurück. Ihre Schulden waren noch nicht bezahlet. Sie ließ dem vornehmsten ihrer Gläubiger ihre Tochter zum Pfande; dessen Frau dieses kleine krätzige Mägdchen nicht ernähren wollte. Der Richter dasigen Ortes nahm sie also aus Mitleiden zu sich; und als er sah, daß die Mutter sie nicht wieder abholete, schickete er sie mit dem ersten Fahrzeuge zu Wasser nach der Frau von Montalembert: die es sehr übel empfand, daß man ihr ein dergleichen Kleinod überbrächte.

Die Frau von Vilette, welche Agrippa von Aubigne, seine Auserlesene nannte, ließ sich von so vielen Unglücksfällen erweichen. Sie foderte diese so sehr verachtete Nichte, der Frau von Montalembert ab, und erzog sie in der Calvinischen Religion. Die Frau von Aubigne befand sich in derjenigen entsetzlichen Gemüthsverfassung, wo man den wichtigsten Punkt, nämlich die Religion, dringendern Nothwendigkeiten nachsetzen muß. Sie glaubeten, es sey viel nothwendiger, daß man lebe, als daß man nicht an den Pabst glaube.

Franciſca fand gar bald ein Belieben an derjenigen Religion, die ihre Väter vertheidiget hatten. Ihre zarte Vernunft gab allen denen Eindrücken nach, die ihre Baſe ihr vorſagete. Sie hatte einen Abſcheu vor ihres Vaters Abfalle; und da ſie unfähig war, einer Sache nur halb anzuhängen, ſo war ſie recht heftig calviniſch.

Es gereuete ihre Mutter, daß ſie die Seligkeit ihrer Tochter in Gefahr begeben hatte: denn ſie glaubete ganz gewiß, daß Gott auch die Kinderſtrafe, wenn ſie Trugſchlüſſe für Wahrheiten annehmen. Sie hielt indeſſen dafür, daß es leicht ſeyn würde, dieſe erſten Spuren wieder auszutilgen: ſie hatten aber gar zu tiefen Eindruck gemacht; und dieſe kleine Ketzerinn erſetzete an Halsſtarrigkeit, was ihr an Einſicht abgieng.

Die Frau von Aubigne wollte ſie in die Meſſe führen. Franciſca weigerte ſich hartnäckigt mit ihr zu gehen. Du haſt mich alſo nicht lieb: ſagte ihre Mutter zu ihr. Ja, ſagte ſie, aber meinen Gott habe ich noch viel lieber. Deſſen ungeachtet mußte ſie gleichwohl in die Kirche gehen. Indeſſen drehete ſie den Rücken bald nach dem Altare; bald machte ſie allerley lächerliche Gebärden unter währender Meſſe, und trieb es endlich ſo weit, daß ihre Mutter vor Verdruß ihr eine Maulſchelle gab. Sie both ihr den andern Backen auch dar, und ſagete: ſchlagen ſie nur zu; es iſt ſchön, wenn man für ſeine Religion leidet.

Die Frau von Villette flößete ihrer Nichte noch eine größere Liebe zu denen moralischen Tugenden ein, über welche nicht disputiret wird: weil schon die Natur deren Grundsätze in alle Herzen gepflanzet hat. Bey dieser Base lernete sie das Mitleiden gegen die Unglücklichen lieb gewinnen, und die eifrige Beflissenheit, ihnen selbst zu helfen. Jedesmal, wenn die Frau von Vilette Almosen gab, trug sie der kleinen Francisca auf, dieselben auszutheilen; um sie an das Vergnügen des Gebens und Erbarmens zu gewöhnen. So bereitet uns die Erziehung, durch Beobachtung der geringsten Kleinigkeiten, zu größern Dingen vor.

Die Frau von Neuillant, Mutter der Marschallinn von Navaille, und Anverwandtinn der Frau von Aubigne, suchete einen Befehl vom Hofe, die kleine Francisca aus den Händen der Frau von Vilette zu nehmen: welche dem Ansuchen ihrer Mutter, anfangs durch allerley Vorwände, und nachmals durch eine abschlägige Antwort ausgewichen war.

Die Frau von Neuillant unterließ nichts, sie in der katholischen Religion zu erziehen. Allein, alle diese Lehren dieneten nur dazu, daß sie überführet ward: Francisca sey sehr halsstarrig, und würde einmal viel Verstand haben. Wenn der Pfarrer mit ihr disputirete, und sie ohne Schwürigkeit überwand, so sagete sie ihm: ihr wißt freylich mehr, als ich; aber hier ist ein Buch, und zeigete auf die Bibel, das weis noch tausendmal mehr, als ihr; und dieß Buch saget das nicht, was ihr

saget;

saget; und deswegen seht ihrs auch nicht gern, daß man darinnen liest *).

Die Frau von Neuillant, die ein so langer Widerstand verdroß, hielt dafür: es würde mehr fruchten, daß man sie demüthigte, als daß man mit ihr disputirte. Man entzog ihr daher alle Liebkosungen; die Strenge folgete auf die Gelindigkeit; man vermengete sie mit dem Hausgesinde, und trug ihr die niederträchtigsten Verrichtungen des Hauswesens auf. Sie hat oft gesaget: ich war Befehlshaberinn auf dem Haushofe; durch dieses Amt hat sich mein Regiment angefangen.

Bald half sie dem Kutscher die Pferde striegeln; bald strebete sie nach der Ehre, die schmutzigen Haare einer plumpen Bäuerinn zu kämmen, die ihre Hofmeisterinn war; und auf diese Gunstbezeugung einen solchen Preis gesetzet hatte, daß bittere Thränen vergossen wurden, wenn man derselben beraubet ward. Alle Morgen gieng Francisca mit einem Schleyer über dem Gesichte, um die schönste Haut von der Welt zu bewahren, einem Strohhute auf dem Kopfe, einem Korbe in der einen Hand, und einer Gerte in der andern, die wälschen Hühner zu hüten: wobey sie Befehl hatte, den Korb, darinn das Frühstück war, nicht eher anzurühren, als bis sie zwanzig Verse aus dem Pibrac auswendig gelernet hätte.

*) Hieraus sieht man noch nicht, daß Herr Beaumelle katholisch ist.

Ein junger Bauerknecht unterstund sich sie zu lieben. Diese seine Leidenschaft machete sie sich zu Nutze, um an die Frau von Villette zu schreiben, die sie in ihren Grundsätzen bestärkete. Als nun der junge Mensch ihr seinen Liebesantrag that: so meldete Franciſca, welche bey sich selbst wohl spürete, daß sie zu der Erniedrigung nicht gebohren wäre, worinnen man sie erzog, solches der Frau von Neuillant: welche besorgete, es möchte ihre Verwandtinn, mit dem Stande und der Aufrichtigkeit der Schäferinnen, auch dereinst ihren Leichtsinn annehmen.

Sie brachte sie daher in das Kloster der Urselinerinnen zu Niort; und die Frau von Vilette versprach, daselbst das Kostgeld für sie zu bezahlen: denn die Frau von Neuillant wollte wohl die Ehre haben, daß sie sie bekehret hätte, aber die Kosten dazu wollte sie nicht hergeben.

Diese Nonnen überluden die Franciſca mit Lehrstunden und Catechisiren. Sie verwarf alles, und trieb mit ihren gottseligen Argliſtigkeiten ihren Spott: Nun werde ich bald katholisch seyn, sagte sie, denn man hat mir ein schön Bildchen versprochen! Die Calviniſten zu Niort macheten sich eine Ehre aus dieser Beharrlichkeit der Tochter des Herrn von Aubigne. Sie ermunterten sie zu einem herzhaften Widerstande, sowohl durch Bücher, die sie ihr heimlich zustelleten; als auch durch Handbriefe, in welchen sie sie beschworen, den Gebeinen ihres Großvaters diese Schande nicht anzuthun.

Eine

Eine von den Nonnen, welche geſcheider oder geſchickter war als die übrigen, hüllete an ſtatt der Spielwerke und Schmäucheleyen, die katholiſche Religion in ſo viel ſcheinbare Gründe ein, daß ſie den Ekel der Franciſca endlich überwand. Nach und nach fieng ſie an, deren Lehren lieb zu gewinnen; und die Meſſe zu hören, ſobald ſie nicht mehr dazu gezwungen ward. Sie gewann eine Religion lieb, bey welcher das äußerliche Gepräng den Sinnen zuredet, und die Geheimniſſe denenſelben widerſprechen. Die Transſubſtantiation ſchien ihr die leichteſte Sache von der Welt zu ſeyn. Nur denjenigen Artikel konnte ſie nicht glauben, welcher alle diejenigen vom ewigen Leben ausſchließt, die nicht im Schooße der römiſchkatholiſchen Kirche leben: Alles wollte ich noch zugeben, ſagte ſie; nur das begehre man von mir nicht, daß ich glauben ſollte, meine Baſe von Vilette ſoll verdammet werden. Eine glückliche Vorbedeutung der Güte ihres Herzens, vieleicht auch der Richtigkeit ihres Verſtandes!

Die Nonnen konnten ihr einen ſo unchriſtlichen Begriff nicht aus dem Sinne bringen, und man mußte ihr, als ſie zur papiſtiſchen Religion übertrat, durchaus erlauben: daß ſie ſich einige Stellen im Himmel für diejenigen ihrer Verwandten oder guten Freunde aufbehalten dörfte, die in der falſchen Religion lebeten. Man wußte ſchon, daß ſie nicht lange in der römiſchen Kirche leben würde, ohne denjenigen gottſeligen Eifer zu erlangen: welcher den Irrthum ohne Anſehung der Perſon haſſet, und den Ketzer, vieleicht ſonder Mitleiden verdammet.

Die Frau von Vilette, welche noch immer den Unterhalt für ihre Nichte bezahlet hatte, wollte denselben nicht länger zahlen, so bald sie deren Religionsänderung vernahm. So sehr bringet es die Art des frommen Eifers, in allen Religionen mit sich, daß er grausam ist!

Einige Zeit behielten die Urselinerinnen zu Niort sie noch aus Mitleiden bey sich. Allein, die Ausübungen der Wohlthaten sind nur so lange eine Pflicht, als sie aus dem Herzen kommen. Die ihrigen erkalteten. Sie sagten, sie hätten wohl ihr Blut geben wollen, sie zu bekehren; und sobald sie ihren Willen gethan, und ihre Wahrheiten angenommen hatte, so fehlete es ihnen so gar an dem Unterhalte, den sie ihr reichen sollten.

Sie stelleten der Frau von Aubigne vor, wie ihr Haus keine Kostgängerinnen ernähren könnte, die kein Kostgeld zahleten; und bathen sie, ihre Tochter wegzunehmen, die auch außerdem schon groß genug wäre, um in die Welt gehen zu können. Francisca erröthete bey dieser Rede: die sich ihrem Gedächtnisse so sehr einverleibete, daß sie seit diesem alzeit getrachtet hat, ihnen dasjenige wieder abzutragen, was sie diesen Nonnen schuldig seyn möchte; welche aus ihren Wohlthaten erlerneten, sie müßten diejenige Armuth an andern nicht verachten, die sie an sich selbst so hoch preisen *p*). Als sie diesen Vorfall einsmals zu St. Cyr erzählete, sagte sie: Meine Kinder! wir wollen indessen doch allemal

p) Memoires de Madame de Gl....

lemal Gutes thun: es ist bey den Menschen nur sehr selten vergeblich; und bey Gott nimmermehr.

Ihre Mutter lebete von ihrer Hände Arbeit, indem sie dabey das Endurtheil ihres Processes erwartete, den sie in Paris verfolgete. Bey ihrer Rückkunft aus Martinique hatte sie gefunden, daß alles ihrige verkaufet, und durch die Gläubiger und Verwandten ihres Mannes fortgeschaffet war. Sie führete Proceß, um wieder in den Besitz der Baronie Sürineau zu kommen, welche Aubigne verkaufet hatte, um Schulden davon zu bezahlen, die er in seiner Minderjährigkeit gemachet hatte. Sie suchete auch den Ersatz ansehnlicher Summen, welche der Hof dem Theodor Agrippa von Aubigne schuldig war: der seinem Herrn Geld vorgeschossen, zu einer Zeit, da nur die Rebellen allein sich bereicherten. Der Aufseher der Finanzen aber hörete sie nicht einmal an: und wie würde er auch wohl einer Frau Gehör gegeben haben, die weder Schutz noch Freunde hatte, und aus der neuen Welt zurück kam?

Drittes Hauptstück.

Absterben der Frau von Aubigne.

Die Frau von Neuillant kam von Zeit zu Zeit in einem Trageſeſſel nach Paris; der von zwey Maulthieren getragen ward, auf deren einem das Fräulein von Aubigne ritt. Sie führete dieſelbe in ihre gewöhnlichen Geſellſchaften, machte öffentlich Staat mit ihren aufblühenden Reizungen; und übete daheim alle Tyranney der Wohlthä-

q) Dieſe Begebenheit hat, ich weis nicht welchem Schriftſteller, Materie zum allerabgeſchmackteſten Romane dargebothen. Er ſteht in der hiſtoire amoureuſe des Gaules; deren kurzen Inhalt ich hier mittheilen will, indem ich noch ſehr oft davon werde reden müſſen, und es meines Erachtens eine Schande ſeyn würde, zweymal davon zu reden.

Dieſelbe iſt eine Sammlung verſchiedener Schmähſchriften auf Ludwigs des XIV. Hof, zu Paris 1754 in V Bänden in Duodez gedruckt. Man ſchreibt ſie alle dem Grafen von Büſſy zu, der doch nur einen einzigen davon gemachet hat. Hier werden die vornehmſten Leute gelästert; man verunehret Namen, die noch ſo unbefleckt geweſen: das Laſter und die Tugend werden eines ſo gut, als das andere mit Kothe geworfen.

Der erſte Band, welcher ziemlich flüchtig von der Fauſt weggeſchrieben iſt, enthält die Geſchichte der Frau von Olonne, der Frau von Chatillon, eine Einſchaltung der Frau von Sevigne und noch eine andere, die Frau von Monglas betreffend.

thäter an ihr aus. Sie redete gegen ihre Freunde nicht anders von ihr, als um deren Mitleiden zu erregen; und schien es übel zu nehmen, daß das Fräulein von Aubigne nur ihre Bewunderung erregete. Alles, was an ihr gebildet war, das war vollkommen; alles, was nur noch erst hervorkeimete, das versprach auch, vollkommen zu werden. Ihre Gestalt war, wie ihre Vernunft; beyde überstiegen ihr Alter.

Der Marquis von Chevreuse verliebte sich in sie, q) allein er ward entfernet. Frau von Neuillant that das Fräulein von Aubigne zu den Ursulinerinnen in der Jakobsstraße, allwo sie zum

Der zweyte enthält das königliche Schloß, oder die Liebeshändel der Frau von Valiere: Hier ist etwas wahr, und sehr vieles falsch, alles mit einander aber unrichtig. Dann folget die Geschichte der verstellten Neigung des Königes zur Dauphine; von einem Verfasser, der weder die Sprache, noch den Hof kennet. Die Liebeshändel der Dauphine, nach Manicamps Erzählung: welcher alle Umstände davon gewußt haben will, und alles ziemlich nach der Wahrheit, aber auch sehr unordentlich erzählet. Der Papagey, oder die Liebeshändel der Prinzessinn von Montpensier. Die Schreibart tauget hier nichts; der Dialogus ist lächerlich und romanhaft, der Grund ist wahr. Einige besondere Umstände, die man in den Nachrichten dieser Prinzessinn wieder findet, beweisen, daß der Verfasser von den geheimsten Dingen unterrichtet gewesen.

Die Stücke im dritten Theile sind: die Liebeshändel der Frau von Bagneux. Ich weis nicht, ob dieß kleine Histörchen wahr ist; allein es sieht vollkommen so aus, als wenn es nicht wahr wäre. Die verstelleten

ersten male communicirte, ohne vieleicht sonderlich zu wissen, was sie thäte. Indem sie zum Altare gieng, sagte sie zu ihrem Bruder, den sie mit dem Fuße anstieß: und du, bist du nicht alt genug, daß du auch communiciren könntest? Diese Ceremonie und die Gewohnheit, vollendeten vollends ihre Bekehrung. Sie zog durch ihre Gefälligkeiten die Herzen der Nonnen und Kostgängerinnen dermaßen an sich, daß man schon damals urtheilen konnte, wie hoch sie es einmal in der Kunst bringen würde, sich beliebt zu machen.

Zu-

Spröden; oder die Liebeshändel der Frau von Brancas. Dieß ist in so elenden Versen geschrieben, daß man sie auch nicht einmal elend nennen kann. Zwo Bittschriften der öffentlichen Buhldirnen an die Frau de la Valiere; sind vermuthlich von irgend einem Liebhaber dieser Menscher gemacht. Der königliche Zeitvertreib, oder Liebesgeschichte des Fräuleins Fontanges. Dieß Stück ist sonder Witz, so wie ohne Wahrheit, geschrieben. So viel Wörter darinnen sind, so viel Ungezogenheit und Lügen sind darinnen. Das galante Frankreich, in welchem Stücke die Liebeshändel der Schwester des Königes, der Fontanges, des Herzogs de Longueville, der Frau de la Ferte, und des Königes Neigung zur Frau von Maintenon erzählet werden. Dieß Stück ist schlecht geschrieben, aber von einem Verfasser, der sehr wohl unterrichtet gewesen: wie man selbst sehen wird, wenn man es mit den Briefen der Frau von Sevigne, und den Nachrichten der königlichen Schwester zusammen hält.

Der vierte Band enthält die Folge des galanten Frankreichs,

Zuweilen gieng sie aus diesem Kloster heraus, um ihrer Mutter Besuche abzustatten; die ihr das Kloster verleideten, und bey der Frau von Neuillant Mahlzeiten zu halten, die ihr wieder eine Begierde nach demselben erwecketen.

Zu derselben Zeit befand sich zu Paris ein gewisser Abt, voller Witz, Gebrechlichkeit, und Munterkeit, den man anfangs als eine Seltenheit besehen gieng, und den man hernach, als den angenehmsten Menschen, öfter besuchete. Sein Kopf hieng ihm allezeit auf dem Magen, seine Beine waren, wegen eingeschrumpelter Nerven, immer zusammen-

reichs, in den letzten Ausschweifungen des Hofes begriffen. Diese Schmähschrift ist von einer andern Hand, als die vorige. Hier wird die Frau von Maintenon in Amerika gebohren, und Guillaumette (Wilhelmine) getaufet; sie wird von der Frau von Neuillant erzogen, geliebet, entführet, vom Herrn von Cherreuse verlassen, kömmt ohne Scarrons Vorwissen nieder, errichtet St. Cyr als ein Serail für den König, u. s. w. Die verliebten alten Weiber. Dieß sind Unflätereyen über die Frauen von Lyonne und Fiesque. Die schändliche Geschichte, der Frauen de la Ferte und Ventadour.

Man findet im V. Bande, das italienisch gewordene Frankreich. Das Falsche ist allhier mit dem Wahren dermaßen verbunden, daß man es von einander nicht unterscheiden kann. Die königliche Ehescheidung, welche nichts anders ist, als das allerunverschämteste Gespräch, zwischen der Frau von Maintenon und der Frau von Montespan. Die Liebesgeschichte des Dauphins mit der Gräfinn du Roure. Ein gutes Buch für Lackayen.

sammen gezogen, so, daß er recht dem Buchstaben nach einem Z ähnlich sah. Er schrieb entweder auf seinen Knien, oder auf zwo eisernen Armen, die an seinen Lehnstuhl angemachet waren. Diese Unannehmlichkeiten seiner Person, wurden durch die Eigenschaften seiner Seele gut gemachet. Er hatte ein zärtliches Herz, eine lebhafte Einbildungskraft, die ihm alles possierlich abbildete, und sehr viel Geduld bey seinem Uebel. Er war arm ohne Gram, lustig trotz den Schmerzen, satirisch ohne Bosheit, faul ohne Nachläßigkeit, und zornig ohne Rachgier.

So war der Abt Scarron beschaffen. Er hatte im Sinne gehabt, mit dem Segrais und noch einigen andern witzigen Köpfen, nach Amerika zu gehen. Er hoffete, die Hitze dasiger Luft, nebst den leichten Nahrungsmitteln, würden ihm wieder zur Gesundheit verhelfen.

1649.

Frau von Aubigne wollte wieder nach Poitou gehen, als die Frau von Neuillant, die in der Ludwigsstraße, in Scarrons Nachbarschaft wohnete, ihm von zwoen Personen redete, die lange Zeit in Martinique gewesen wären, und sich erboth, sie zu ihm zu bringen. Das Fräulein von Aubigne, die einen gar zu kurzen Rock anhatte, ward im Hineintreten roth, merkete, daß sie erröthete, und fieng an zu weinen. Die ganze Gesellschaft ward von der Anmuth dieses liebenswürdigen Kindes gerühret. Scarron selbst ward empfindlich darüber.

Die-

Dieser Besuch, der nur Wohlstands halber, und aus Neugier geschah, schlug in einen ernstlichen Umgang aus. Die Frau von Aubigne kehrete sonder Widerwillen in ein Haus zurück, allwo sie Beschützer antreffen konnte. Der Abt Scarron schwur ihr, daß ihm die Pariser-Luft wohl bekommen würde, so lange das Fräulein von Aubigne da verbliebe: und alle Personen, die seine tägliche Gesellschaft ausmacheten, bothen der Mutter tausend Dienstleistungen an, um nur noch länger des Umganges der Tochter zu genießen.

Als die Frau von Aubigne ersah, daß ihre Processe sich in die Länge zögen, so endigte sie dieselben durch einen gütlichen Vergleich. Herr von Sensac behielt das Gut Surineau, für zwey hundert Pfund Leibrenten, die er ihr zu zahlen versprach. Es schmerzete sie so sehr, daß sie diesen rechtmäßigen Anspruch ihrer Kinder fahren lassen mußte, daß sie darüber in eine Krankheit fiel, die sie ins Grab legete. Der einzige Rath, den sie noch sterbend ihrer Tochter gab, war dieser: sie sollte sich in der Welt so aufführen, als ob sie von den Menschen alles zu fürchten, und von Gott alles zu hoffen hätte.

Fräulein von Aubigne verschloß sich drey Monathe lang in eine kleine Kammer zu Niort, und sann nicht sowohl ihrem Unglücke, als ihrem Schmerzen nach. Ihr Bruder aber trat als Edelknabe bey dem Herrn von Parabere in Dienste.

Sie war sehr furchtsam, sprach sehr wenig, schien beständig an ihr Unglück zu denken, und wußte es selbst so wenig, daß sie schön wäre, daß sie auch sagete: sie wollte gern ihr Gesicht mit dem ersten besten vertauschen, der dort auf der Straße gienge. Sie weinete, wenn man sie gegen über ein Fenster setzete, oder sie aufgedecket ansah. So sehr hatte die Frau von Neuillant ihr weis gemachet, daß ihre Bewunderer sie eben sowohl zum Besten hätten, als ihr Spiegel.

Vier=

r) Georg Brossin, Ritter, Marquis von Mere, gegen den Anfang des XVII. Jahrhunderts, aus einem alten Geschlechte in Poitou gebohren, welches mit dem Hause Conde verwandt war. Einige Jahre vor seinem Tode entzog er sich der Welt, und starb 1690 bey seiner Schwägerinn, der Marquise de Sevret. Wir haben von ihm verschiedene Wer=

Viertes Hauptstück.

Die schöne Indianerinn.

Ihre Rückkunft nach Paris minderte ihre ausserordentliche Blödigkeit, und der Ritter von Mere r) verschaffete ihr einen guten Ruff. Er erhielt von der Frau von Neuillant die Erlaubniß, ihre Verwandtinn zu erziehen.

Dieser Ritter war einer von denen Leuten, die halb Weltweise und halb Hofleute sind; die alle Grundsätze auf dasjenige einschränken, was man den Wohlstand der Empfindungen und Sitten nennet. Die Frau von Sable hatte demselben den Voiture aufgeopfert; er hatte die Frau von Clerambaud erzogen; er hatte die Herzoginn von Lesdiguieres gebildet, welche zu ihm gesaget hatte: Ich will Verstand haben! und der er geantwortet hatte: Nun, gnädige Frau, sie sollen welchen haben. So eigen ist es dem Verstande zu allen Zeiten, daß er erst gebildet werden muß!

Mere gab dem Fräulein von Aubigne die ersten Lehren vom Umgange mit der Welt. Damals brachte er ihr dasjenige bey, was man den guten Anstand nannte, und den Stolzen eigen war, und dem-

ke, die mit vieler Zärtlichkeit und Rührung geschrieben sind; hier nehme ich aber seine Unterredungen mit dem Marschalle von Clerembaud aus. Er hatte bey dem Seewesen gedienet. Man sehe die Bibliothek der Schriftsteller aus Poitou, und das Lob, welches der Abt Nadal ihm giebt.

demjenigen gleich kam, was wir anitzt le bon ton nennen, und was unsern leichtfertigen Leuten eigen ist. Er sezete zu ihrem Gebrauche, Gespräche und Erzählungen auf, die allerley nützliche Moralen enthielten. Dem Fräulein von Aubigne gefielen die Gedanken; allein sie hassete die gekünstelte Schreibart. Sie fiel immer wieder auf ihren Plutarch; und sah schon damals ein, welch ein Unterschied unter der Schreibart eines Hofbürgers, und eines Weltbürgers ist.

Mere lehrete sie die Kunst, liebenswürdig zu seyn, die so geschickt ist, lächerlich zu machen; und merkete, daß sie bereits nur gar zu liebenswürdig für ihn war. Er reizete sie durch Lobsprüche, sich ihrem ganzen Charactere zu überlassen; allein er begehrete vergeblich von ihr, daß sie, indem sie allen Menschen gefiele, dennoch nur ihm allein zu gefallen suchen sollte. Dem Fräulein von Aubigne gefielen nur die allgemeinen Lehren ihres Meisters. Der Ritter von Mere war auch eben nicht liebenswürdig. Eine schöne Person war für ihn nur eine schöne Blume. Er hatte eines von denen kalten Herzen, die wohl Sinnlichkeiten haben können, aber niemals Empfindungen haben.

Er meldete seine Schülerinn in allen Gesellschaften, als ein Wunderwerk der Klugheit und des Witzes an. Allenthalben wollte man sie sehen, und die-

5) Geht mit mir ohne alle Complimenten, und ohne Verstellung um, so, wie ihr es mit der schönen Indianerinn machet; die ihr mir gewiesen habet, die mir so sehr gefiel, und die ich von der Stunde an liebete,

diejenigen, die sie gesehen hatten, wollten sie noch einmal sehen s). Das Fräulein von Aubigne, die noch ein Kind war, hatte bereits allen Ruhm einer ältern Person, unter dem Namen der schönen Jndianerinn für sich.

Sie gieng sehr oft mit der Frau von Neuillant zum Abte Scarron. Hier lernte sie die l'Enclos kennen, das erstaunenswürdigste Frauenzimmer ihrer Zeiten; die einzige, die von Mannsleuten sonder Reue ist geliebet worden, und mit welcher die Damen ohne Schmach umgegangen sind. Villarceaux, der angenehmste Mann bey Hofe, liebete sie, und ward mit einer solchen Beständigkeit von ihr geliebet, worüber sich alle diejenigen verwunderten, welche das verbuhlte System des Liebhabers, und den Einwurf einer unaufhörlichen Wollust der Liebhaberinn kannten.

Das Fräulein von Aubigne, die eben so schön, aber jünger war, machete den Villarceaux ungetreu. Die l'Enclos, welche nicht roth ward, wenn man sie sitzen ließ, indem bey ihr, auf eine gute Wahl allezeit eine noch bessere folgete, versuchete es nicht einmal, ein Herz wieder an sich zu bringen, welches ihr durch frischere Reizungen entzogen ward. Allein, um sich an dem Villarceaux auf eine edlere Art zu rächen, erboth sie sich, seine Vertraute zu seyn; und vereinigte sich mit ihm, damit er von ihrer Nebenbuh-

als ich sie gesehen. Ihr werdet mir ein Vergnügen machen, wenn ihr mir Nachricht von ihr geben wollet. Man sehe die Briefe der Frau von Lesdiguieres an Herrn von Mere.

buhlerinn geliebet werden möchte. Sie wendete hier alle Kräfte eines Witzes an, der in kleinen Ränken fruchtbar ist. Allein, es sey nun, daß das Kind, welches man zu verführen suchete, vor diesen Fallstricken durch eine wachsame Pathe, oder durch eine frühzeitige Vernunft bewahret ward; oder es sey, daß **Villarceaux** ihr misfiel, so sah die l' **Enclos** doch wohl: daß es leichter wäre, die leichtsinnige **Ninon** beständig zu machen, als nur einen Blick von der schüchternen **Aubigne** zu erhalten.

Sie hassete an andern diejenige Tugend nicht, die sie in Ansehung ihrer selbst so sehr verachtete. Ihre Verbindung mit dem **Scarron** vereinigte sie genau mit dem Fräulein von **Aubigne**, und diese Freundschaft hat bis an ihren Tod gewähret. Ist dieß ein Verbrechen, so ist es ihrem damaligen Jahrhunderte gemäß.

So groß war die Macht, welche die Seele der **Ninon**, die zu gleicher Zeit schwach und stark, wollüstig und philosophisch war, über alle andere Seelen hatte: daß auch die sprödesten Frauen, ohne Schande und ohne Gefahr, mit dem allerverbuhltesten Frauenzimmer umgiengen! Die Ehre des Fräuleins von **Aubigne** litt darunter so wenig Schaden, als die Ehre der Frauen **Fayette** und **Coulanges**. **Ninon** hat auch gar oft zum Herrn von **Fontenelle** gesaget: Sie war keusch; Sie war gar nicht zur Liebe gemachet. Sie setzete aber auch hinzu: doch wollte ich nicht Bürge seyn, daß sie allezeit fühllos gewesen ist. Jedoch für welches Frauenzimmer wäre **Ninon** wohl Bürge geworden?

Fünftes Hauptstück.

Der Abt Scarron.

Indessen, daß der Ritter von Mere, Chevreuse und Villarceaux sich um das Herz des Fräuleins von Aubigne strutten, behauptete der Abt Scarron, die schöne Indianerinn gehöre einem Menschen zu, der nach Indien gehen sollte. Uebrigens machete er noch nicht im Ernste einen Anspruch auf diese Eroberung. Ihm gieng nur das Unglück dieser Wayse nahe, vermuthlich, weil er sich des seinigen dabey erinnerte.

Er war der Sohn eines reichen Parlamentraths zu **Paris**; er wurde von einer bösen Stiefmutter verfolget, die einen Theil des Vermögens durchbrachte, und schon Anstalten machte, sich des übrigen auch anzumaßen. Er ward von dem Rathe dem Hausfrieden aufgeopfert, welcher der beste Mann von der Welt, aber nicht der beste Vater war; er ward also genöthiget, einen Stand zu erwählen, dessen Einkünfte man besitzen kann, ohne weder dessen Beschwerden noch Tugenden zu besitzen.

Doch ließ er sich in die geistlichen Orden nicht ein. Er war voller Lebhaftigkeit und Feuer. In Gesellschaften besaß er eine unerschöpfliche Spaßhaftigkeit. Er war klein, aber niedlich, wohnete im Marais, ein Quartier, wo allezeit wohlhabende Leute geherberget haben, deren bequemes Leben zu

denen damaligen Zeiten, mit den Zeitkürzungen eines sinnreichen Müssigganges dahin floß.

Die berüchtigte **Marion de Lorme**, die so viel alte Cardinäle geliebet hatte, und welche von so viel jungen Aebten noch geliebet ward; die Gräfinn von **Süze**, welche die Religion änderte, um ihren Mann weder in dieser, noch in jener Welt zu sehen; die Frau von **Martel**; **Ninon de l' Enclos**, die einzige in ihrer Art; diese alle hatten allezeit zahlreiche Gesellschaft bey sich, die ihre Reizungen zu ihnen zogen, und die ihr Verstand immer wieder hinlockete. Der wichtigste Punct in diesen Gesellschaften war das Vergnügen, und die Künste waren zum Ausruhen. **Chapelle**, **St. Evremond**, **Voiture**, **Sarrazin**, fähige und treffliche Köpfe, waren in dieser Schule gebildet worden: und diese war das Noviciat des Abtes **Scarron** gewesen.

Ohne Mäßigkeit, ohne Gelassenheit, begierig auf alle Arten des Vergnügens, lebete er in aller Eile fort. Im fünf und zwanzigsten Jahre meldeten ihm schon langwierige und schmerzhafte Krankheiten die Schwächung seiner Leibeskräfte. Allein diese Erinnerung brachte ihn so wenig auf diejenige Diät zurück, die ihm wieder geholfen hätte: daß sie ihm vielmehr Gelegenheit zu einem Spaße gab, zu welchem auch der gesundeste witzige Kopf kaum fähig gewesen wäre. Endlich brachte ihn eine lustige Gesellschaft, um diejenigen Beine, die so schön getanzet

t) Man sehe einen Brief vom Scarron an den Marigni, in der Sammlung seiner Werke.

zet hatten; um diejenigen Hände, welche gemalet und die Laute gespielet hatten, und kurz um einen sehr geschickten Leib *t*).

1638.

Er war auf sein Canonicat gegangen, daselbst das Carnaval zuzubringen. Zu Mans beschließt, wie in den mehresten Städten der Provinz, das Carnaval mit öffentlichen Masqueraden, die unsern Jahrmärkten zu Besons ziemlich nahe kommen. Der Abt Scarron wollte dieß auch mit machen: allein in welcher Tracht sollte er sich verstecken? Er mußte zu gleicher Zeit seinen besondern Character und den Wohlstand seines Standes, die Kirche und das Possierliche schonen. Er reibt sich also alle Theile des Leibes mit Honig ein, schneidet ein Federbett auf, wirft sich hinein, wälzet sich darinnen herum, bis der wilde Mann genugsam befiedert ist. Nunmehr durchläuft er den Jahrmarkt, und zieht aller Augen auf sich. Die Weiber kommen um ihn herum; einige laufen davon, andere rupfen ihn. Alles geht ihm zu Halse, und in Kurzem sieht die schöne Masque einem Domherrn ähnlicher, als einem Amerikaner. Bey diesem Anblicke versammlet sich der Pöbel bey Haufen, ärgert sich, und schreyet über Aergerniß.

Scarron macht sich aus dem Staube. Allein er wird verfolget, und träufelt vom Honig und Schweiße. Allenthalben stößt man ihn zurück, und da er nicht mehr kann, so findet er eine Brücke, *u*)

u) Diese Brücke hat noch lange hernach, Scarrons Brücke geheißen.

von welcher er herzhaft hinunter springt, und sich im Schilfe verstecket. Seine Hitze verschwindet. Eine frierende Kälte durchdringt seine Adern, und führet in sein Blut den Grund zu denjenigen Uebeln ein, die ihn nachmals zu Boden schlugen. Ein scharfer Saft fiel ihm auf die Nerven, und machte alle Wissenschaft der Aerzte zu Schanden. Das Reißen in Gliedern, die Gicht, die Flüsse, kamen bald nach einander, bald mit einander; und machten aus dem jungen Abt einen kurzen Inbegriff des menschlichen Elendes.

Nun konnte er nicht mehr diejenigen angenehmen Oerter besuchen, allwo solche Unterredungen, die seine lebhaften Einfälle oft ermuntert hatten, seinen Schmerzen noch zu einigen guten Stunden hätten verhelfen können. Er tröstete sich hierüber dadurch, daß er allerley oft lebhafte und allemal possierliche Einfälle, zu Papiere brachte. Die Lässigkeit hatte ihn zum Geistlichen gemacht; die lange Weile machte ihn zum Schriftsteller. Er ward aber der einzige Schriftsteller in seiner Art. Die Stoiker sagten mitten unter ihren Schmerzen, große Sachen; Scarron allein hat spashafte Sachen geschrieben. Es schien, daß der Schmerz, welcher andern Leuten so gar empfindlich fällt, ihn nur bloß kützelte.

Die Königinn Anna von Oesterreich, hatte an ihrem Hofe eine gewisse Anzahl Fräuleins, welche

x) O mille écus par malheur rétranchés,
Que vous pouviez m'epargner de péchés!
Quand un valet me dit, tremblant & have,
Nous n'avons plus de buches dans la cave

che sowohl wegen ihrer persönlichen Annehmlichkeiten, als wegen eines gewissen verbuhlten Wesens, welches eigentlich nur im Witze bestund, liebenswürdig waren: denn in damaligen Zeiten redete man wenig von Sitten, und hatte doch noch welche. Gombaut, Voiture, und Benserade hatten die verliebte Poesie in Schwung gebracht, und der Königinn Staatsfräuleins waren allemal ihre Gottheiten. Scarron ward von ihnen beschützet, insonderheit von derjenigen Frau von Hautefort, welche Ludwig der XIII. mit so vieler Standhaftigkeit und Keuschheit geliebet hatte. Diese sprach vom Scarron so vortheilhaft gegen die Königinn, daß sie begierig war, ihn zu sehen.

Der Abt Scarron war schon durch den Verlust seiner Gesundheit unglücklich genug; indessen ist das Glück niemals nur zur Hälfte grausam. Es hatte ihn für seinen eigenen Fehler gestrafet; nun bestrafete es ihn auch noch für die Sünden seines Vaters. Der alte Scarron, ein Bürger zu derjenigen Zeit, da es ein Verbrechen war, einer zu seyn, hatte sich mit einigen Gliedern des Parlaments verbunden, um die Anschläge des Cardinals Richelieu zu durchkreuzen. Er hielt eine starke Rede wider ein Edict, auf dessen Bestätigung der Hof drang x).

Que pour aller jusqu' à demain matin:
Je peste alors sur mon chien de destin,
Sur le grand froid, sur le bois de la grève,
Qu'on vend si cher, & qui si tôt s'achève.

Richelieu ward niemals ungestraft beleidiget; er verwies den Parlementsrath ins Elend nach Touraine. Der Abt dorfte sich vor dem Cardinale nicht blicken lassen, bis sein Zorn gedämpfet wäre. Allein, als er sah, daß der Hof sich seiner annahm, so wagete er eine Bittschrift. Er schmäuchelte dem Cardinale, er gefiel ihm, und würde ihn erweichet haben, wenn nicht der Tod einen Monath darauf den Staatsrath hingerissen, und die Hoffnung des Dichters in den Wind getrieben hätte.

Der unglückliche Greis starb also im Elende. An statt zwanzig tausend Pfunden Einkünfte, die sein Sohn erben sollte, hatte er nichts als Processe zu führen, und Unrecht zu erdulden. Er führete auch mit lauter Possen eine Sache, darinnen es auf sein ganzes Vermögen ankam, und suchete mehr seine Richter zum Lachen zu bewegen, als sie zu überzeugen.

Frau von Hautefort, seine Freundinn, bewog die Königinn zum zweyten male, ihn zu sehen. Er bath sich von Ihrer Majestät die Gnade aus, sich Dero Hofkranken nennen zu dürfen. Die Königinn lächelte: und Scarron nahm dieses Lächeln für eine Ausfertigung seines neuen Amtes auf. Er hielt

Je jure alors, & même je médi
De l'action de mon pere étourdi,
Quand sans songer à ce qu'il alloit faire,
Il m' ébaucha sous un astre contraire,
Et m'acheva par un discours maudit
Qu'il fit depuis sur un certain édit:

hielt um eine Abtey an; und man antwortete ihm: er wäre untüchtig zum Kirchendienste. So gebt mir doch nur, sagte er, eine schlechte Pfründe, aber so schlecht, so schlecht, daß ich nur an Gott glauben darf, um ihr vorzustehen.

Er suchete sich die Würde eines Kranken der Königinn zu Nutze zu machen, deren Hofbedienter er zu seyn begehrete. Er rühmete den Mazarin, welcher ihm als Staatsrath, ein Gehalt von fünf hundert Thalern gab, und es ihm als ein Geizhals auszahlete. Er eignete demselben seinen Typhon zu, und überreichete ihm davon ein prächtig eingebundenes Exemplar, welches mit Verachtung aufgenommen ward. Wenn ein Schriftsteller schon so wenig Zärtlichkeit besitzt, daß er sein Werk einem Großen zueignet: so ist er auch insgemein so niederträchtig, daß er sich über die schlechte Aufnahme seiner Lobsprüche beschweret. Scarron ward böse, ließ aus seinem Gedichte das schmäuchelhafte Sonnet aus, und setzte ein anderes sehr beißendes an dessen Stelle: ja, was noch beleidigender für den Cardinal war, ist dieses, daß beyde wahr waren.

Er hieng sich an den Prinzen von Conde, dessen Siege er besang; und an den Coadjutor von

Mais n'en déplaise à sa Catonnerie!
Il fut Caton avec trop de furie. &c. &c.

Wir sind so keck nicht, diese Verse deutsch zu übersetzen. Dazu gehört ein deutscher Scarron, welcher wohl noch nicht gebohren ist, und es ist vieleicht auch nicht nöthig, daß er jemals gebohren werde.

Retz, dem er den ersten Theil seines komischen Romans zuschrieb: das einzige seiner Werke, welches niemals untergehen wird *y*). Er hatte desjenigen Zolles sehr nöthig, welchen die Schmäucheley von der Eitelkeit der Großen erhebt, damit er sein Haus auf demjenigen Fuße erhalten möchte, auf welchen er es einmal gesetzet hatte. Die Gesellschaft, welche in selbigem zusammen kam, war zahlreich, ob gleich auserlesen. Der Coadjutor brachte daselbst die Aufwiegler zusammen; die witzigen Köpfe fanden allhier eine Akademie; die jungen Herren wurden durch die Buhlerey seiner Schwestern hingelocket, und die Fremden aus Neugierde, denjenigen Mann von Frankreich zu sehen, der andere am meisten zu lachen machte, und selbst am wenigsten lachete.

Der Abt Scarron ertheilete allen diesen Gesellschaften alle Anmuth. Er liebete die Satyre; er hassete den Minister; er hatte die possierliche Art zu denken eingeführet; das Beyspiel machete ihm Muth; und die Sinngedichte auf den Mazarin, regneten von allen Seiten über ihn her. Dieser Cardinal las alle diese Stücke, schätzete sie nach ihrem Werthe, als ob jemand anders deren Gegenstand davon gewesen wäre; er lobete sie, wenn sie sinnreich waren; er lachete wenn sie lustig waren; und sah sich durch ein Schreiben vom Corneille mit eben dem kalten Blute verewiget, als er sich auf allen Kreuzwegen in Paris, im Bildnisse aufgehangen sah. In diesem Stücke

y) Es hat jemand von diesem Romane gesaget:
Canescet sæclis innumerabilibus.

Stücke, aber auch nur in diesem Stücke allein, war er größer als Richelieu: der auf die Satyre eben so empfindlich war, als ob er kein großer Mann gewesen wäre.

Allein diese Gleichgültigkeit verschwand, als er die Mazarinade sah. Scarron rückete ihm alle Verbrechen vor, die er begangen hatte, und allen Schimpf, der ihm war angethan worden.

Mazarin rächete sich dadurch, daß er das Gnadengehalt des Verfassers einzog. Ich wollte, sagte der Abt Scarron, daß er mich selbst eingezogen hätte. Vergebens flehete er die Gnade der Königinn und des Cardinals an. Sein Gehalt blieb aus. Er mußte seine Zuflucht zum Fouquet nehmen, dem Mäcen der Gelehrten; und zwar ein Mäcen, welcher glaubete, sie wären schon genugsam durch die Niederträchtigkeit der Lobsprüche erniedriget, und man dürfte sie nicht noch durch die Härtigkeit der Wohlthat niederdrücken.

Sech-

Sechstes Hauptstück.

Heurath des Fräuleins von Aubigne.

1650.

Das Fräulein von Aubigne hatte zu Paris eine genaue Bekanntschaft mit dem Fräulein von St. Hermant, gemachet. Als sie in Poitou war, schrieb sie von Zeit zu Zeit an dieselbe, und allezeit in derjenigen bezaubernden Schreibart, welcher man nach der Zeit ihr Glück beygemessen hat. Da nun einer ihrer Briefe etwas verbindliches gegen den Scarron enthielt, so zeigte das Fräulein von St. Hermant ihm denselben. Was! schrie der Abt mit heller Stimme, schreibt man so in Martinique? Andere Weiber wissen sich viel mit ihrem Witze; diese suchet ihn lieber zu verstecken. Er schrieb ihr einen überaus höflichen Brief, und lud sie zu einem Briefwechsel ein, dessen Folgen er nicht voraus sah.

Sie kam wieder nach Paris zurück, in voller Ungewißheit, was ihr begegnen, ja so gar wovon sie leben sollte. Die Frau von Neuillant führete sie allezeit zum Scarron, theils um sie zu bilden, theils um sie zu zeigen. Scarron ward von ihren Reizungen gerühret, und von ihren Unglücksfällen erweichet. Er bethete ihren Verstand und ihre Bescheidenheit an. Er hörete auf so gar lustig zu seyn. Wie konnte auch wohl ein Mensch, der in seinen

Glücks-

Glücksumständen und in seiner Gesundheit so übel beschaffen war, nur das Herz haben zu gestehen, daß er ein Auge auf alles würfe, was man nur geistreiches und schönes sehen konnte?

Er both dem Fräulein von Aubigne eine ziemlich ansehnliche Summe Geldes an. Sie ward aber mit einer solchen Mäßigung ausgeschlagen, daß er keine Hoffnung übrig behielt z).

Er hatte Nebenbuhler, deren Leidenschaft nicht so schüchtern, und deren Absichten nicht so ehrlich waren. Er ärgerte sich halb zu Tode, daß er sein Haus jungen Herren eröffnet hatte, die nur der schönen Indianerinn wegen hinkamen. Frau von Neuillant fürchtete die Verführungen der Ninon l'Enclos; und gieng nicht mehr so oft zu ihm, aus Furcht, ihre Verwandtinn möchte ihren Unterhalt endlich lieber den Wohlthaten der Liebe, als ihrer Hände Arbeit zu danken haben wollen; oder das prächtige Ansehen der Hofleute möchte ihr einen Ekel vor demjenigen Mittelstande erwecken, auf welchem man ihr zuweilen erlaubete die Augen zu werfen.

Der Abt wünschete selbst sie zu heurathen. Er mußte sich an seinen Verwandten rächen, die ihn gerichtlich verfolget hatten; er wollte diejenige Landluft einschöpfen, welches Früchte hervorbringt, die zu gleicher Zeit reif, unreif und in der Blüthe sind. Dafern er wieder gesund würde, brauchete er eine Frau, die er liebete, und wofern er nicht gesund würde,

z) Man sehe die geschriebenen Nachrichten des Fräuleins von Aumale.

de, brauchete er eine, die ihn pflegete. Kurz, er war verliebt. Indessen hatte er nicht das Herz, Vorschläge zu thun, davon er versichert war, daß sie eher lächerlich scheinen, als glücklich seyn würden. Er ersetzete dieses gezwungene Stillschweigen durch die Musen, und besang seine Gebietherinn unter den Namen **Sylvia** und **Chloris**, auf eine so ernsthafte Art, die seine übermäßige Leidenschaft zur Genüge anzeiget.

Zu allem Glücke erfuhr er, daß das Fräulein **von Aubigne** von der Frau **von Neuillant** viel zu leiden hätte. Er verwunderte sich sehr, daß die junge Wayse ihr Misvergnügen auf gar keine Art hätte blicken lassen, und seine Liebe ward durch die Hochachtung immer stärker. Da ihn nun diese Entdeckung dreist machete, und er einsmals mit ihr allein war: so seufzete er sehr über das Unrecht, welches das Glück ihr angethan hätte. Er stellete ihr vor, wie hart es wäre, wenn man alles der Menschenliebe einer geizigen Frau schuldig seyn müßte: welche jede Wohlthat mit einem Vorwurfe begleitete, und da sie sich eine Ehre daraus machete, in großen Gesellschaften mit ihr zu pralen, sie daheim mit allem Gesinde vermengete. Das Fräulein **von Aubigne** antwortete durch nichts, als durch Thränen.

Wenn ihr nun aber gar, fuhr er fort, **die Frau von Neuillant verlieren solltet, was würde alsdenn aus euch werden?** Sie weinte immerfort. Sie stellete sich in Gedanken alles das zukünftige Elend vor, davon das gegenwärtige nur ein Vorspiel wäre.

„Ihr

„Ihr würdet, fuhr Scarron fort, dem aller=
„abscheulichsten Mangel ausgesetzet seyn, oder eine
„dienstbare Lebensart erwählen müssen, die noch är=
„ger ist, als der Mangel; oder würdet endlich allen
„Fallstricken der Versuchungen ausgesetzet seyn, und
„vielleicht auch aller Verachtung eines lüderlichen Le=
„bens; ihr, die ihr des höchsten Gipfels des Glü=
„ckes würdig seyd! Ihr, die ihr Enkelinn eines
„Mannes seyd, der durch seinen Verstand, und durch
„die Gnade seines Herrn, berühmt gewesen.

„Indem ich euch eure Unglücksfälle wiederhole,
„so heißt das so viel: daß ihr nicht Ursache habet,
„darüber roth zu werden. Allein ich kann auch
„nicht verhölen, daß eure einzige Stütze, die Frau von
„Neuillant ist. Was wird nach ihrem Tode aus
„euch werden? Was Gott wird wollen! erwie=
„derte das Fräulein von Aubigne.

„Sehr gut, antwortete Scarron: aber wenn
„irgend ein Herzog sich erböthe, er wolle für alles
„sorgen: wird euch alsdann wohl der liebe Gott ins
„Ohr sagen, euer Armuth sey besser, als jener
„Reichthum? Was soll ich denn thun: erwie=
„derte das Fräulein von Aubigne.

„Ein Fräulein, sprach der Abt, hat in derglei=
„chen Verfassung, darinnen ihr euch befindet, kei=
„ne andere Zuflucht, als das Kloster, oder den
„Ehestand. Diese beyden Stände allein können
„euch von der Gefahr retten, in welche euch eure
„schon anitzt berühmte Schönheit stürzen wird. Wol=
„let ihr eine Nonne werden, so will ich euren Braut=
„schatz bezahlen. Wollet ihr heurathen? so kann ich

„euch

„euch nur ein sehr mäßiges Vermögen anbiethen, „und eine sehr häßliche Gestalt. Ihr möget nun „wählen, was ihr wollet, so werde ich, wo nicht „glücklich, doch wenigstens zufrieden seyn; daß ich „euch von der Härtigkeit der Frau von Neuillant, „von den Schätzen der Wucherer, und von den „Ränken der Hofleute errettet habe. Aber ich bitte „euch, sinnt nach, daß ich unter allen Menschen „der Welt am wenigsten ans Heurathen gedacht ha„be, und euch dennoch eine vorschlage.„

Fräulein von Aubigne erwiederte: sie wolle von Herzen gern denjenigen Vorschlag eingehen, der sie in den Stand setzen würde, ihm alle ihre Erkenntlichkeit zu bezeigen, damit die Wohlthat ihnen beyderseits zu statten käme; dafern nur die Frau von Neuillant darein willigte. Dieser Entschluß bewies nicht sowohl ihr äußerstes Elend, als ihr Mitleiden mit demjenigen, der so viel Mitleiden mit ihr hatte. Das Mitleiden vereiniget nicht minder die Herzen, als die Liebe.

Frau von Neuillant gab ihre Einwilligung sonder Schwierigkeit, welche Herr Elbene ihr abfoderte; nur mit der Bedingung: daß die Heurath erst in zweyen Jahren vor sich gehen sollte, indem das Frauenzimmer noch so sehr jung wäre.

Als der Heurathscontract aufgesetzet ward, sagete Scarron: seine Frau brächte ihm zu, vier Louisd'or Einkünfte, zwey große sehr leichtfertige Augen, einen sehr schönen Leib, ein Paar schöne Hände, und sehr viel Verstand. Der Notarius fragete, was er ihr denn zum Wittwengehalt aus-

ausſetzete: Die Unſterblichkeit, erwiederte er. Die Namen der Frauen der Könige ſterben mit ihnen; der Namen von Scarrons Frau aber wird ewig leben.

Er wendete ſeine Freunde an, um die Zeit zu verkürzen, welche man verabredet hatte. Man ſchenkete ihm alſo ein ganzes Jahr. Dieſe Heurath brachte ihn um ſein Canonicat zu **Mans**, welches er an einen Kammerdiener des **Menage** verkaufete. Dieſe Simonie war in einer Zeit wohl zu vergeben, in welcher ein geldgieriger Cardinal, die Pfründen, die der Hof zu vergeben hatte, öffentlich verkaufete.

Er ließ **Martinique** noch nicht aus dem Sinne fahren. Auf dieſe Reiſe gründete er alles Vergnügen, ſo er ſich von ſeiner Ehe verſprach. Fräulein von **Aubigne** ſollte mit ihm dorthin reiſen, und durch ihre Fürſorge an der Wiederherſtellung einer Geſundheit arbeiten, deren Erſtlinge man ihr zugedachte. In dieſer Abſicht, verkaufete er alles, was er hatte, und legete einen Theil davon in der Compagnie zu **Cayenne** an.

Er begehrete, Fräulein von **Aubigne** ſolle recht feyerlich die Irrthümer ihrer Vorältern abſchwören: ungeachtet ſie ihnen bereits zu **Niort**, und hernach bey den **Urſulinerinnen** in der **Jakobsſtraße** feyerlich entſaget hatte. Oftmals glaubete er nicht an Gott; aber alle Sonntage las ihm ein Pfaff die Meſſe.

April 1651.

Einige Tage vor ſeiner Heurath, ſagete er zu einem ſeiner Freunde: ich werde keine Thorheit

mit ihr begehen, aber ich werde sie viele lehren. Er konnte damals nichts ungehindert bewegen, als die Augen, die Zunge, und die Hand. Das Fräulein von Aubigne war vielmehr seine Mitgesellinn, als seine Frau, und verlor nichts, *a*) als den Namen eines Fräuleins von Aubigne. Das Fräulein von Pons lieh ihr die Hochzeitkleider.

Die erste Nacht ward durch gewaltige Schmerzen zugebracht, die Scarron ausstand. Folglich versprach das Ehebett dem Manne, nichts als Reue, und der Frau, Bekümmerniß. Es war eine Verbindung, hat sie nachmals gesaget, dabey das Herz wenig, und der Körper wahlrich gar nichts zu thun hatte.

Gleichwohl war diese so übel gepaarte Ehe, noch ein Glück für sie. Scarrons Familie war alt *b*) unter dem Civilstande, und durch ziemlich große Verbindungen berühmt. Catharina Scarron de Vavres, seine Muhme, hatte den Marschall, Herzogen von Aumont, geheurathet. Sein Vätter war Bischof von Grenoble; Sein Vater, Rath bey der großen Kammer; sein Urältervater, eine den Guisen, und den sechzehn Verschwornen fürchterliche Magistratsperson gewesen. Er hätte also noch eine vornehmere Braut begehren können, als das Fräulein von Aubigne war; als welche den Flor ihres Hauses nie gesehen hatte. Sie-

a) Man sehe einen Brief an ihren Bruder, allwo sie saget: Ihr wißt, daß ich niemals verheurathet gewesen bin.

b) Er stammete von einem Ludwig Scarron ab, der im XII. Jahrhunderte gelebet hat, und Stifter einer

Siebentes Hauptstück.

Die Gesellschaft der Frau Scarron.

Die Frau Scarron entfernete die gute Gesellschaft nicht, welche sich bey ihrem Manne versammlete: dennoch hatte sie das lustige und leichtsinnige Wesen nicht, das damals überall herrschete. Hätte gleich ihre Gemüthsart es ihr erlaubet, so hätte doch ihr Geschlecht es ihr nicht vergönnet. Sie aber besaß denjenigen richtigen und natürlichen Verstand, mit welchem man zu rechter Zeit alle Gestalten annehmen kann. Man drang sich recht darum, zu ihrer Hofstatt zu gehören. Die Geburt und der Reichthum gaben hierzu kein Vorrecht *c*). Sie entfernete die wichtigen, und nahm nur nützliche und angenehme Leute an. **Vivonne**, welcher allen Witz besaß, der in seiner Familie gewöhnlich ist; **Matta**, dessen Erwiederungen annoch auf allen Zungen schweben; **Grammont**, dessen Einfälle uns **Hamilton** erhalten hat; **Charleval**, der zierlichste von allen unsern vergessenen Dichtern; **Coligni**, ein Held in Ungarn, zu **Paris** ein

Capelle zu **Montcalier** im **Piemont**, gewesen ist, darinn man noch die Wappen auf einem marmornen Grabe sieht.

c) Man läßt den Prinzen, Herzogen und Kronbedienten täglich sagen: es sey niemand da: schreibt Scarron in einem Briefe an die Frau von Vilette.

Proselyt der Ninon, bey Hofe ein Nacheiferer des Conde; Menage, der so viel Sachen und Wörter wußte; Pelisson, der allen so häßlich vorkam, bis er zu reden anfieng; Des-Veraux, welcher für dumm und romanhaft gehalten ward, weil er gar zu wahr und treuherzig sprach; Henault, der Lehrmeister der Deshoulieres, und der Uebersetzer des Lucrez; der Abt Terki, der gegen alle Weiber so gefällig war, ohne eine einzige zu lieben, noch sich von ihr hintergehen zu lassen; Montreuil, dessen Madrigale noch itzt gelesen werden; Marigni, dessen Lieder man noch itzt bedauert; der Marquis de la Sabliere, welcher in seinen Reden und Gesprächen alle Anmuth und Leichtsinnigkeit eines Frauenzimmers besaß; Frau von Sabliere, die durch ihren männlichen Geschmack und Beschäfftigungen das Widerspiel ihres Mannes war; die Herzoginn von Lesdiguieres, welche allezeit gefiel, ungeachtet sie begierig war, allezeit zu gefallen; die Gräfinn von Süze, welcher man die Schwachheiten des Herzens, in Ansehung der Annehmlichkeiten ihres Witzes, zu gute hielt; die Marquisinn von Sevigne, die so schön geschrieben hat, weil ihre Empfindungen so schön waren; die Scüdery, deren Romane von den Leuten so wohl aufgenommen, und von dem unbilligen Despreaux so verachtet worden sind.

So war die Gesellschaft der Frau Scarron beschaffen. Die Türennen und die Mignards giengen hier mit einander um. Die Parlamentsräthe erholeten sich hier von ihren Arbeiten, der Hofmann verlernte hier seine Narrheit, und vergaß seine

Treu-

Treulosigkeit. Die Gelehrten fanden am Scarron einen Kunstverständigen, der dennoch ihr Nebenbuhler nicht war. Er reizete sie nicht zur Eifersucht, weil seine Werke nur das Vergnügen erweckten, daß man sich ihrer nicht versehen; und nicht das Vergnügen der Bewunderung, welches Betrübniß erwecket.

Der Witz lebete damals nur mit dem Witze, und dennoch mit den allervornehmsten Leuten. Den Leichtsinnigen überließ man die Nachttische des Frauenzimmers; den Schmarutzern die Tafeln der Pachter, und den dummen Weibern den Schutz der Großen.

Diese kleinen Versammlungen sahen denen gelehrten Gesellschaften nicht gleich, welche seit den Zeiten der **Marquise von Lambert**, die Absicht gefasset zu haben scheinen, den guten Geschmack zu vernichten, und die Wissenschaften zu erniedrigen.

Die Frau Scarron legete niemanden einen Zwang auf. Scarron hatte nicht den Vorsitz dabey: denn man hätte keinen Despoten gelitten. Man handelte hier ohne Pedanterie, und ohne Starrkopf, philosophische, moralische und gelehrte Materien ab; und verwarf oftmals die Aussprüche der Akademie, welcher Scarron gram war, vermuthlich, weil er kein Mitglied davon war.

Hier sprach man nicht weitläuftig von Moden, wie in andern Gesellschaften. Man zergliederte die Empfindungen nicht, wie im Palaste von Rambouillet. Ein Frauenzimmer, welches ihres Daseyns überdrüssig, und von langer Weile eingenom-

men ist, befahl hier nicht mit einem verächtlichen Jähnen, dem Papagey, daß er sprechen, dem Abte, daß er witzig seyn sollte. Hier wußte man nichts von dem, was man heut zu tage, vornehme Verse: (vers de qualité) nennet. Man höreте nichts, als gesunde Vernunft; weil ein jeder welche hatte: man beurtheilete die neuen Schriften, und hatte sie gelesen. Scarron las die seinigen vor, und das nannte er, seine Bücher versuchen.

Scarron hatte mitten unter seinen kränklichen Umständen, noch einen Geschmack an allen dem behalten, was ihm dieselben zugezogen hatte. Er hatte sich eine Gemüthsverfassung angewöhnet, die von seinem Leiden nicht abhieng, und eine Gesundheit, die von seiner Diät nicht abhieng. Er hatte Abendmahlzeiten eingeführet, bey denen eine angenehme und lebhafte Munterkeit herrschete. Diese Tafel war eine von denen in Paris, an welcher man die meisten Narrenpossen sagete, ohne welche alle Gesellschaften schläfrig werden, und erlöschen. Ein jeder bestellete sein Essen, oder er schickete es hin; und Scarron gab sein Gericht, nach horazischer Art, dazu.

Diese Pickeniks waren überaus ungezwungen. Hier redete man nach der Art, wie der Hausherr sprach, und aus dem Tone der bürgerlichen Kriege. Alles veränderte sich. Die Gäste kehreten in die Gränzen des Wohlstandes zurück, aus Hochachtung gegen eine Frau, die noch ein Kind war. Sie wurden durch ihr kaltes und bedächtiges Wesen zu-

rück gehalten, welches seinen Grund in einer aus-nehmenden Bescheidenheit hatte, und welches man nach diesem für einen Hochmuth ansah. Zuweilen haueten sie wohl über die Schnur; allein sie wies sie bald wieder zurechte: indem sie derjenigen Blö-digkeit entsagete, die sie zum Stillschweigen brachte.

Je mehr Witz die andern besaßen, je mehr liebe-ten sie den ihrigen. Die Begierde, ihr zu gefallen, war einem jeden ein Befehl, ihr nachzuahmen. Die Gesellschaft ward also desto aufgeräumter, aber anständiger. Sie war ihrer aller Muster, und ih-rer aller Ergötzung. Wenn man sie anhörete, so vergaß man, daß es noch andere Vergnügungen gä-be. „Gnädige Frau, sagte ihr einsmals einer „von ihren Bedienten: erzählen Sie doch den „Herren noch ein Histörchen: denn wir ha-„ben heute keinen Braten.„

Achtes Hauptstück.

Die vornehmsten Absichten der Frau Scarron.

Ihre herrschende Leidenschaft war die Ehrliebe. Sie schien auf nichts weiter zu sinnen, als wie sie die Verdrüßlichkeiten, die der Namen ihres Mannes ihr zuzog, wieder gut machen, oder ihnen vorbeugen möchte. Sie fürchtete, es möchte auch auf sie ein Theil derjenigen Verachtung fallen, die man nothwendig gegen einen Mann fassen mußte, an welchem alles lächerlich war. Sie war nach Ruhme begierig, und opferte alle ihre Neigungen dem Bestreben auf, ihren Ruhm auszubreiten. Sie beobachtete mit Sorgfalt, die von der Kirche vorgeschriebenen Enthaltungen; und merkte mit einem heimlichen Vergnügen, daß die andern selbige nicht beobachteten, sie darüber ausspotteten, und sie gleichwohl desto höher schätzeten. In währender Fasten aß sie nichts als Bohnen und Heringe; indessen, daß die übrigen Tischgäste sich den Wollüsten leckerhafter Speisen überließen. „Ich war da„mals, hat sie nach diesem gesaget, so glücklich „nicht, daß ich es bloß um Gottes Willen gethan „hätte; sondern ich wollte nur hochgeachtet seyn. Die „Begierde, mir einen großen Namen zu erwerben, „das war meine Leidenschaft. Niemand hat es auch „so hoch gebracht; und diesem Ehrgeize zu gute muß-

„te ich hundert Martern leiden, die ich mir selber „„auflegete. Vieleicht hat Gott auch nur meine Er„„höhung zugelassen, um mich dafür zu strafen, „„gleich, als ob er im Zorne gesaget hätte: Du willst „„durchaus Lob und Ehre erwerben: nun „„gut: du sollst es erlangen, mehr als du er„„tragen kannst.„ *d*)

In demjenigen Alter, da man sich wohl gern eine Lust machet, und unter Leute geht, mußte sie beständig bey dem Manne sitzen. Keine einzige andere Gesellschaft linderte ihr die ewige lange Weile, beständig einerley Leute zu sehen. Indessen tröstete sie sich wegen dieses Zwanges damit, daß ihre Tugend in Sicherheit war, und ihr Ruhm immer zunahm. Als die königliche Mutter ihre Heurath erfuhr, hatte sie gesaget: was will denn Scarron mit dem Fräulein von Aubigne machen: das wird das unnützeste Stück in seinem ganzen Hause seyn. War er krank, so war sie seine Magd; war er besser, so war sie seine Gesellschaft; war er gesund, so war sie sein Sekretär und Vorleser. Vermuthlich hatte sie dieser ersten Lebensart, die mit Beschwerden, Gefälligkeiten, und Bücherlesen besetzet war, diejenigen Vollkommenheiten ihres geschäfftigen, biegsamen, und erleuchteten Geistes zu danken, welcher nur entwickelt seyn wollte.

Sie gewöhnete sich an, ohne Mühe, und sehr zierlich zu schreiben; sie erlernete das Italienische, Spanische, Lateinische; und that gleichwohl, als

d) Handschrift des Fräuleins von Aumale.

wenn sie nur allein ihre Muttersprache könnte. Bey hundert Eigenschaften, die sie hätten können empor heben, besaß sie so viel Bescheidenheit, oder Mistrauen, oder Lebensart, daß sie sich nicht anders, als wider Willen, hervor that.

Sie mußte von der ungebundenen Schreibart ihres Mannes viel leiden. Er war ungezähmet in seinen Ausdrücken; ein Schwein in seinen Erzählungen. Der Namen Gottes war ihm so viel als nichts, da er glaubete, der cynische Pinsel allein träfe die wahre Natur; und folglich mischete er Narrenpossen, in die ernsthaftesten Berathschlagungen *e*).

Die Schamhaftigkeit einer Frau von sechzehn Jahren, ward durch dergleichen Redensarten nicht gelocket. Alle Augenblicke mußten ihre Ohren Ausdrücke hören, die zum wenigsten unehrbar waren; und zuweilen mußte gar ihre Hand sie auf dem Papiere entwerfen. Das Herz blutete ihr über einer Munterkeit, die gar oft sehr übel angebracht war, und zu einer unaufhörlichen Trunkenheit wurde; sie beschwor ihn also, er möchte doch gegen sich selbst mehr Hochachtung haben. „Ich begehre, antwor„tete er, daß ihr eben so unempfindlich werden sol„let, als eine **Lacedämonierinn**. Ich selbst kann „euch nicht beschützen. Ich kann euch auch das „Vergnügen des Ehestandes nicht mittheilen; so „muß

e) In der Edition von Nancy steht ein merkwürdig Beyspiel davon.

„muß ich euch denn wenigstens dessen Redensarten „kennen lernen.„

Das Lob, welches man ihrer Geflissenheit, ihrer Geduld, und ihrem Verstande ertheilete, ermunterte sie, alles zu leiden. Ihre Erkenntniß nahm beständig zu. Je mehr Vernunft man an ihr spürete, je mehr Mühe gab sie sich, dieselben zu bearbeiten: und so legete sie, ohne es selbst zu wissen, den Grund zu demjenigen großen Glücke, welches ihr Witz auf den höchsten Gipfel bringen sollte.

Nach dem Maaße nun, wie ihr Geschmack sich bildete, gewann sie auch eine Gewalt über die Werke ihres Mannes. Es ist auch alles, was er seit dem 1651sten Jahre gemachet hat, weit richtiger, abgemessener, und angenehmer, als was er schon vorhin aufgesetzet hatte. Von dieser Art sind die letzten Bücher **Virgils**, die Fortsetzung des **komischen Romans**, und **Leander** und **Hero**.

Neuntes Hauptstück.

Frau Scarron, und Fräulein Palaiseau.

Scarron hatte seine zwo Schwestern erster Ehe zu sich genommen. Die jüngste *f*) war witzig und schön. Sie war Hoffräulein bey der Prinzessinn von Conti, Margaretha von Lothringen, gewesen. Dieser kleine Hof nun lebete in großer Ungebundenheit. Der Marschall von Bassompiere war der Liebhaber der Prinzessinn; und der Herzog von Tremes nahm das Hoffräulein auf seinen Antheil.

Damit sie einer desto größern Freyheit genießen konnte, so verließ sie den Contischen Palast. Frau von Scarron bestrebete sich vergeblich, sie durch Zureden und Beyspiele zur Tugend zu ermahnen. Ihre Neigung war immer das stärkeste: die Buhlerstreiche giengen ihren Gang fort, und der Herzog von Tremes ward glücklich. Scarron war der erste, welcher über eine Begebenheit scherzete, die seine Frau nicht genug beseufzen konnte. Einer von denen, welchen es bewußt war, daß Herr von Tremes ihn oft besuchete, und bey diesem Herrn um

Schutz

f) Francisca Scarron, welche 1682 gestorben ist.

g) Ein französischer Hugonot, welcher nach Holland geflüchtet ist, hat in einer Schmähschrift, die er zu

Schutz anhalten wollte, kam zum Scarron ins Zimmer und bath ihn: er möchte ihm doch dienen. Dieser antwortete ihm gerade heraus: Ihr irret euch; ich kenne den Herrn von Tremes nicht; geht eine Treppe höher.

Diese Zuneigung hatte die Folgen eines unüberlegten Liebeshandels. Es entstand ein Sohn daraus, welchen man in der Taufe Estrumel nannte. Der Herzog von Tremes gewann die Mutter hierauf noch desto lieber. Er zeugete noch einen zweyten Sohn mit ihr, welcher den Namen eines Ritters von Tremes annahm; und seine Liebe hatte erst mit seinem Leben ein Ende. Scarron nannte diese Kinder, seine Neffen, á la mode du Marais; und machete eine Vertraulichkeit offenbar, welche seine Frau so sorgsam verdecket hatte, als ob sie selbst die Schuldige gewesen wäre g).

Ein besonderer ungefährer Zufall, both der Frau Scarron eine Gelegenheit dar, ihre Menschenliebe gegen ein Frauenzimmer zu bezeigen; welche in ihrer Jugend von ihrem Manne zärtlich geliebt worden war. Sie hieß Cöleste von Palaiseau. Sie war ihm ungetreu geworden, und hatte ihn eines Menschen wegen verlassen, der reich war, und ihr die Ehe versprochen hatte. Allein dieser Mensch war sie fast so bald überdrüssig, als er sich in sie verliebet hatte.

Sie

g) Cöle, bey Petern Marteau drucken lassen, die Frau Scarron, mit Scarrons Schwester vermenget, und schreibt die Sünden der einen auf die Rechnung der andern.

Sie begehrete jedoch, er sollte sein Versprechen erfüllen. Diese Sache machete Aufsehen; Fräulein von Palaiseau befand sich in Umständen, die in damaligen Zeiten eine Verführung bewiesen. Sie wandte sich an ihren ersten Liebhaber, um Schutz vor dem zweyten zu suchen. Frau von Scarron nahm ihre guten Freunde, den Herrn von Vardes und Souvre zu Hülfe. Sie lacheten brav über der Rache, welche Scarron von seinem Nebenbuhler nahm, und über dem Bestreben seiner Frauen, den Maitressen ihres Mannes aus der Noth zu helfen. Sie setzten einen lächerlichen Ausspruch auf, durch welchen ihm auferleget ward, dem Fräulein von Palaiseau zwanzig tausend Franken zu geben, weil sie schwanger wäre; zwanzig tausend, weil sie ein Fräulein wäre; und noch andere zwanzig tausend, weil er ein königlicher Rentmeister wäre.

Frau Scarron ertheilete diesem unglücklichen Mägdchen ihren Rath; sie machete ihr eine Lust zur Eingezogenheit, und bewog sie, in das Kloster von der unbefleckten Empfängniß zu gehen, um ihren Fehler zu beweinen. Die Nonnen, welche damals einen Bau vor hatten, nahmen mit Freuden eine Noviciatinn an, die eine so ansehnliche, und ihnen so nothwendige Aussteuer mitbrachte. Allein sie wußten kein Maaß zu halten, und verthaten so viel Geld, um ihr Haus zu verschönern, daß dieses Haus selbst ihnen endlich nicht mehr gehörete. Das ganze Kloster fiel den Gläubigern in die Hände. Die Nonnen giengen zu Paaren davon, und flüchteten

teten in diejenigen Häuser, allwo die christliche Mildigkeit sie aufnehmen wollte.

Fräulein von Palaiseau erinnerte sich Herrn Scarrons alter Zärtlichkeit: und diese Erinnerung, die nach der strengen Klosterzucht sie hätte bewegen sollen, ihn zu fliehen, war gerade der Antrieb, welcher sie bewog, ihn aufzusuchen. Die Frau Scarron nahm sowohl sie, als ihre Mitschwester auf, und beherbergete sie so lange, bis sie durch das Ansehen ihrer Freunde, ihr eine Priorey von zwey tausend Pfunden Einkünften verschaffet hatte. Allein diese Person wußte so wenig ihre Priorey zu bewahren, als ehemals ihre Ehre und ihren Brautschatz. Sie trat dieselbe ihrer besten Freundinn ab, die, da sie krank war, sie aus Mangel der Aerzte und Lebensmittel sterben ließ.

Nach und nach verbesserte die Frau Scarron die Sitten und Redensarten ihres Mannes. Sie wußte die Kunst, ihn an einen gewissen Wohlstand zu gewöhnen, welcher, ohne seiner Munterkeit zu schaden, dieselbe nur etwas milderte. So bald als sie merkete, daß er die Gränzen der Ehrbarkeit überschreiten wollte, oder jemand bey ihm war, der sich für ihn nicht schickete; so entzog sie sich auf etliche Minuten ihrer Sclaverey, entweder, um einigen Pflichten der Freundschaft obzuliegen, oder den Armen aus ihrer Nachbarschaft den Ueberfluß ihrer Armuth selbst mitzutheilen. Sie hatte nur noch fünfhundert Franken, zu ihren kleinen Ausgaben: und dennoch konnte sie auch davon noch etwas abgeben.

Zehntes Hauptstück.

Die Armuth der Frau von Scarron.

Scarron hielt so schlecht Haus, daß er gar bald nichts mehr, als seine Leibrenten übrig behielt. Die Schaubühne der damaligen Zeit, als das Erbgut bedürftiger und geschickter Köpfe, hatte ihn dennoch nicht reich machen können. Jodelet und Dom Japhet von Armenien, hatten einen so erstaunlichen Beyfall gefunden, daß sich auch das damalige Frankreich selbst darüber schämete. Indessen tilgete der Gewinnst für seine Bücher nur einige wenige Schulden, und langete nur zur höchsten Nothdurft zu. Alle Tage gab es neue Sorgen, und die Frau Scarron mußte hundertmal ihre Zuflucht zu solchen Hülfsmitteln nehmen: die dabey anfangen, daß sie die ersten Empfindungen der Eigenliebe verletzen, indem sie sie zwingen, ihr äußerstes Elend zu gestehen; und sich damit endigen, daß sie dieses Elend selbst noch ärmer machen, da sie es auch dieser niederschlagenden Hülfsmittel berauben.

Bücher, welche sie nicht achtete, Verse, wobey ihr Zeit und Weile lang ward, Scherzreden, die sie gar nicht Wunder nahmen, Zueignungsschriften, welche sie verabscheuete, das Marquisat Quinet, *h*) des-

h) Scarron nannte das Einkommen seiner Bücher, sein Marquisat von Quinet, nach dem Namen des Buchdruckers, der sie druckte.

dessen Einkünfte sehr ungewiß waren; das waren die Gründe, auf welchen ihr Unterhalt bestätiget war.

Der Hochmuth, diese in Widerwärtigkeiten so nützliche Leidenschaft, wenn man nicht so glücklich ist, an seiner Statt die christliche Demuth zu besitzen, erhielt sie noch mitten unter allen Versuchungen. Man hörete sie niemals über ihr Schicksal klagen, noch wider ihren Mann murren. Sie hatte bey früher Zeit ihre Seele in demjenigen wahren Heldenmuthe geübet, der darinnen besteht, daß man sein Leid zu ertragen weis. Nichts kam ihr schwer an, wenn es darauf ankam, ihre angebohrne Ungeduld zu überwinden; und niemals schien sie lustiger zu seyn, als wann sie die meiste Ursache zum Misvergnügen hatte.

Scarron hielt um Belohnungen bey seinen Obern, mit aller Unverschämtheit eines Poeten, und mit aller Niederträchtigkeit eines Krüppels an. Seine Frau, deren Herz keine Niederträchtigkeit kannte, seufzete über solche verachtungswürdige Hülfsmittel. Sie war gebohren, Wohlthaten auszutheilen; sie war genöthiget, welche anzunehmen, und gezwungen, ihre Empfindungen aus Mitleiden zu verschweigen. Wann er Geld hatte, so eignete er seine Bücher dem Windspielchen seiner Schwester zu; und wann er in Noth war, irgend einer Excellenz, die er eben so sehr lobete, und eben so wenig hochachtete.

Endlich ermüdete Scarron seine Freunde und seine Beschützer. Man lachete über seine lustigen Einfälle; man liebete seine Gemüthsart; man bedauerte sein Unglück: allein sehr selten griff man ihm

unter die Arme. Man glaubete nicht, daß es mit einer Dürftigkeit ein Ernst seyn könnte, die ihm solche possierliche Klagen in die Feder flößete, und die Hofleute konnten sich gar nicht einbilden, daß ein Mensch, den sie alle Abende so lustig erblicketen, alle Morgen über der Theurung der Lebensmittel schwöre und fluchete. Diese Muthmaßung würde sie entweder erweichet haben, oder ihnen beschwerlich gefallen seyn: und beydes war ihnen gleich verhaßt.

Die Frau Scarron war mit nichts anderm beschäfftiget, als Gnadengelder zu erbitten, Schuldner zu befriedigen, die abschlägigen Antworten des Vorstehers der Kaufmannschaft *) anzuhören, welcher, da er gewisse Policeybedingungen abschaffete, ihr viertausend Pfunde Einkünfte entzog. Gleichwohl hatte sie noch Ansehens genug, um ein gewisses Rittergut eines ihrer Vättern, des Herrn von Circe in ein Marquisat verwandeln zu lassen.

Es ward das Amt eines Geschichtschreibers von Frankreich offen. Scarron, welcher um alles anhielt, weil er nichts erlangete, bewarb sich um dasselbe deswegen: weil Costar, sein guter Freund, es gehabt hatte, und la Serre den Titel und die Besoldungen besaß. Seit derselben Zeit hat man die Geschichte in demjenigen Geschmacke geschrieben, in welchem Scarron sie schreiben wollte, nämlich in Sinngedichten.

1653.

*) Gleichsam der Bürgermeister von Paris.

1653.

Das folgende Jahr schlug schon glücklicher ein. Herr **Fouquet**, Generalanwalt, ertheilete ihm ein Gehalt von sechszehnhundert Pfunden. Dieser Mann verstund die Kunst, zu verschwenden, welche ihm so wenig Freunde machete, viel besser; als die Kunst, sich zu bereichern, die sein Staatsverbrechen war. Er hatte den Kopf mit lauter weitläuftigen Anschlägen erfüllet; er liebete die Künste und Ergötzungen; er ward angebethet; er streuete das Geld recht verschwenderisch aus; er beschützete zu gleicher Zeit den **Corneille** und **la Fontaine**. Geschicklichkeiten, die Schönheit, Unglücksfälle, dieses alles gab einem ein Recht auf seine Wohlthaten. Als Oberaufseher der Finanzen, schien er diesen Posten nur für ein Mittel anzusehen, sich seiner Neigung, Gutes zu thun, ohne Maaß zu überlassen. Frauenzimmer, witzige Köpfe, Officiere, unglückliche Personen, Andächtige, Prinzessinnen, alles bekam Gnadengelder von ihm: kurz, er ist der letzte prachtliebende Mann in Frankreich gewesen.

Scarrons Gehalt ward richtig ausgezahlet. Fouquet war im höchsten Grade eitel, und der Dichter hörete nicht auf, die verführerische Poesie an ihn zu richten. Der Schutzgott dieser Verse war **Pelisson**, der Verwalter, der Liebling, der witzige Umgang, der Freund des Oberaufsehers, dessen Sachwalter und Vertheidiger er nach diesem wurde.

Die Frau **Fouquet**, welche wenig Witz, aber viel Vernunft besaß, gewann die Frau **Scarron**

lieb *i*). Sie nahm sie oftmals mit auf das Land, nach **Vaux** und **St. Mande**, allwo sie sich von den Beschwerlichkeiten des Hofes, und den Verwirrungen des vornehmen Standes, erholete. Es sey nun aus Furchtsamkeit oder Mäßigung geschehen: so bediente sich die Frau **Scarron** dieses Anscheines der Gunst nicht, das Gehalt ihres Mannes zu vermehren. Es war ihr allezeit unmöglich, sich denjenigen zu Füßen zu werfen, die die Gnadengaben austheileten. Ihr Grundsatz war, man müsse die Großen allezeit als einen guten Freund, und niemals als einen Beschützter (Client) besuchen.

i) Die Frau Fouquet hat sich so sehr in die Reizungen meiner Frau vergaffet, daß ich fürch-

Eilftes Hauptstück.

Die Liebhaber der Frau Scarron.

Ihre Begierde nach Ruhme nahm täglich zu, und ward auch täglich von neuem gestillet. Bis dahin hatte man ihre Schönheit und ihren Witz gelobet, nunmehr fieng man an, ihre Tugend zu loben. Die Buhlschwestern selber lobeten eine weisliche Aufführung, die sie von einer so furchtbaren Mitwerberinn befreyete. Eine Menge angenehmer Leute sagete ihr täglich vor, daß sie schön wäre. Auf ihre Neigung macheten sie zwar wenig Staat; aber auf ihren Ekel vor ihrem Manne, desto mehr. Die angenehmen Hofleute setzten ihr ganzes Vertrauen auf ihre Anmuth, und die Finanzenpachter auf ihren Reichthum. Allein die Frau Scarron, welche bey dem ersten Anblicke gar leicht zu erobern zu seyn schien, indem sie so begierig war, allen Menschen zu gefallen, ward zuletzt, als die unempfindlichste von allen Frauen, verlassen. Ihre Liebhaber beschwerten sich bis ans Ende, über die Mordthaten ihrer großen schwarzen Augen, die so viel Menschen ungetreu, und nicht einen einzigen glücklich machten. Sie hätte gern gewünscht, daß die ganze Welt sie angebethet hätte; und würde dennoch nicht die mindeste Erkenntlichkeit gegen einen ihrer Verehrer empfunden haben. Sie sagete selbst,

te, es mische sich etwas sündliches mit darein. Man sehe Scarrons Briefe.

der Beyfall eines Schuhputzers wäre ihr eben so lieb, als die Verehrung eines Königes. Ihr Ruff war so unbefleckt, daß ein gewisser Hofmann sagete: er wollte eher der Königinn selbst etwas unverschämtes anbiethen, als dieser Frau. Und die Scudery sagete, nach ihrer gekünstelten Art sich auszudrücken: so gar die Luft, die man bey ihr einzieht, scheint einem die Tugend einzuflößen *k*).

Dieser zur Gewohnheit gewordene Zustand ihrer Seele, nach welchem sie von allen alles fodern konnte, und der sie dennoch von allen einzelnen Zuneigungen ausschloß, verhinderte nicht, daß sie nicht zärtlich und erkenntlich gebohren gewesen wäre. Vielleicht hatte sie wohl gar nöthig, die Empfindungen ihres Herzens zu bekämpfen. Es wäre sonder Zweifel wohl sehr wunderlich, wenn unter so vielen Mannsleuten, denen sie gefiel, kein einziger ihr gefallen haben sollte. Der Marschall von Albret *l*) konnte sie unmöglich alle Tage besuchen, ohne sie zu lieben. Er opferte ihr alle seine andern Buhlerinnen auf, und niemand hatte deren mehr gehabt, als er. Allein er erschrack gar sehr, als man ihm, anstatt, daß er für seine Aufopferungen wenigstens Versprechungen vermuthete, den Vorschlag that: er solle dem weiblichen Geschlechte herzhaft entsagen; und ihm zum Lohne dieser Entsagung, die ewige Glückseligkeit versprach. Die

k) Man sehe die Werke des de la Menardiere, die Sorberiana, die Werke des Ritters von Meré, die Clelia der Scudery, die Unterredungen mit der Fr. von G. . . die Memoires des Fräuleins von Aumale.

Die Frau Scarron strebete nach der Ehre, aus dem verbuhltesten Menschen von der Welt, einen Andächtigen gemachet zu haben. Albret versprach alles, behalf sich seit dem nur mit heimlichen Buhlschaften, und fassete gegen diejenige, die den Anfang zu seiner Bekehrung gemachet hatte, eine Ehrfurcht, die erst mit seinem Leben aufhörete. Er sah wohl ein, es wäre besser, der Freund einer standhaften Frauen, als der Liebhaber einer schwachen Weibsperson zu seyn. Da er es nun bey denen Empfindungen des Herzens mußte bewenden lassen; die diejenigen, welche nie geliebet haben, für Hirngespinnste halten; und diejenigen, welche wirklich lieben, allen andern Ergötzungen vorziehen: so liebete er ohne alle Hoffnung, ward sonder alle Schwachheit wieder geliebet, und war also glücklich, ohne lasterhaft zu seyn.

Dieses freundschaftliche Bündniß misfiel dem Scarron nicht. Seine Frau hatte hundertmal in ihn gedrungen, er solle nach Amerika reisen: und bey Gelegenheit eines neuen Einfalles, den er hatte, noch in eine wärmere Himmelsgegend zu ziehen, entsagete sie ohne Schwierigkeit allem dem, was sie in Paris fesseln konnte, und war ganz fertig zur Abreise. Scarron las alle ihre Briefe, und änderte sie entweder, oder er bewunderte sie. Sie antwor-

l) Ce Mioſſens aux maris ſi terrible,
Ce Mioſſens á l'amour ſi ſenſible,
Mais ſi lèger en toutes ſes amours,
Qu'il change encore & changera toujours.

ſchreibt Scarron in einem ſeiner Briefe.

tete auch nur auf diejenigen, welche scherzhaft oder lustig waren *m*).

Alle diese Nebenumstände würde ich nicht erzählen, wenn nicht der Marquis de la Fare in seinen Mémoires angemerket hätte: sie sey in ihrer Jugend des Herrn von Albrets Maitresse gewesen. Dieses ist eine Lästerung, welche von solchen Feinden erdacht worden; die sie nicht eher hatten kennen lernen, als bis sie zu hohen Ehren gestiegen war. Allein der Namen des Marquis de la Fare muß niemanden blenden. Sein Buch ist eine Satire. Er war ein Client des Hauses Vendome, welches ihre Ungnade der Frau von Maintenon zuschrieb. Er war ein misvergnügter Officier, den der Hof verzogen hatte; welchen eine Gesellschaft von Aufwieglern *n*) noch vielmehr verderbete, und welchen sein Character unfähig machete, zu bedenken: daß die Tugend allein der Weg zum höchsten Gipfel der Ehren in einem Lande hätte seyn können; in welchem er mit eigenen Augen viele Leute durch Cabalen, Ränke und Laster hatte empor steigen sehen. Jeder bejahrte Schwelger denkt Uebels vom Frauenzimmer; insonderheit von denen, die eine berühmte Schönheit vielfältigen Versuchungen ausgesetzet hat. Es ist ihm nothwendig, sich zu trösten, daß ihm seine Siege so leicht geworden sind; er muß sich zu überzeugen suchen, daß diejenigen, die ihm widerstehen, eben sowohl ihre schwachen Stunden haben, als diejenigen, die ihm nicht widerstehen.

Zwölf-

m) Man sehe Scarrons Briefe. *n*) Frondeurs.

Zwölftes Hauptstück.

Was haben die Zeitgenossen der Frau Scarron, von ihrer Tugend gedacht?

Was auch die Bosheit für Gerüchte wider die Frau Scarron ausgebreitet hat: so sind doch ihre Zeitgenossen auf ihrer Seite. Aegidius Boileau, ältester Bruder des Despreaux, ist der einzige gewesen, welcher sich unterstanden, einen Verdacht auf ihre Aufführung zu werfen. Diese ganze Familie hatte eine unüberwindliche Neigung zum Lästern. Menage und die Scudery ersannen allerley Ränke, um die Aufnahme dieses Aegidius Boileau in die französische Akademie zu verhindern. Scarron, welcher beyder Freund war, trat mit in diesen Complot, und zog noch einige mächtige Herren hinein: denn schon zu derselben Zeit fieng diese Akademie an, ihre Freyheit zu verlieren. Aegidius Boileau, welcher dennoch überwand, und ein Mitglied der Akademie ward, vergab seinen Feinden nicht. Er rächete sich an ihnen durch einige Sinngedichte, worunter eines auch die Ehre der Frau Scarron antastete. Er setzete in selbigem voraus: Scarron hätte die gute Gesellschaft, welche bey ihm zusammen käme, bloß den Reizungen seiner Frau zu danken:

Voi, sur qui ton erreur se fonde,
Scarron! de croire que le monde
Te va voir pour ton entretien.
Qui? ne vois-tu pas, grosse bête,
Si tu gratois un peu ta tête,
Que tu le devinerois bien? o)

Scarron, welcher das allererste Spottgedicht auf seine Frau gemacht haben würde, wenn sie verbuhlet gewesen wäre, ward über dieses empfindlich erbittert; nicht sowohl aus Ehrgeiz, als aus Billigkeit.

Boileau läugnete, daß er es verfasset hätte, und überließ alle Ehre und alle Gefahr, die es nach sich ziehen könnte, dem Boisrobert. Dieser vertheidigte sich dawider, als wider ein Verbrechen. Frau Scarron hatte Ritter vom ersten Range auf ihrer Seite, die ihnen beyden vorstelleten: eine Frau dörfte für die Unbesonnenheit ihres Mannes nicht stehen; und die Sinngedichte könnten ihnen noch garstige Händel zuziehen.

Boileau ließ Herrn Scarron und seine Frau bitten, sie möchten ihn doch vor sich lassen, und seine Entschuldigung anhören. Frau Scarron antwortete: es brauchte keine Vergebung für eine Beleidigung, die sie nicht verletzet hätte. Ihre Ehre käme bloß auf ihre Aufführung an; übrigens aber wollte sie diejenigen zu besänftigen suchen, die sie anders, als durch Spöttereyen rächen wollten. Scarron

o) Wir tragen billig Bedenken, diese ungezogene Lästerung zu übersetzen.

ron rückete mit der Sprache gerader heraus: er wäre kein solcher Narr, daß er einen Hund, der ihn gebissen hätte, noch umarmen wollte.

Boileau machete seinen Fehler durch ein Madrigal einigermaaßen wieder gut; welches für die Frau Scarron sehr verbindlich war, aber für den Mann gar nicht. Er saget darinnen: er erkenne gar zu sehr den Werth der Iris, als daß er sie beleidigen sollte: und ihr unseliger Mann wäre ihr in ganz keinem Stücke ähnlich. Sie hätte damit wohl zufrieden seyn können, wenn nur Scarron nicht Ursache gehabt hätte sich zu beschweren. Dieser rächete sich durch vierzehn sehr beißende Sinngedichte. Hier ist eines davon:

Avec Jris je n'ai rien de commun:
D'autres l'ont dit, mais c'est tout un,
Et j'en rirai, si bon me semble:
Mais ce que tout le monde & moi
Ont de commun ensemble,
C'est de croire aussi vrai, qu'un article de foi,
Qu'un honnête homme & toi
N'ont rien qui se ressemble.

Es ist so schwer, daß eine junge und schöne Frau, die täglich versuchet wird, niemals unterliegen sollte: daß man sich nicht wundern darf, wenn die Frau Scarron, welche von allen denen verehret ward, die sie kannten, bey denenjenigen, die sie nicht kannten, in Verdacht gerathen ist. Die Verehrungen der liebenswürdigsten Mannsleute anhören,

ren, und dieselben dem ekelhaftesten Menschen aufopfern; alle Vorrechte einer Frau zu haben, und die Tugenden einer Jungfer zu besitzen; durch den Ehstand selbst zum ledigen Stande verdammt zu seyn, und einem Manne treu zu bleiben, der kein Ehemann seyn konnte: das ist wohl das unglaublichste von allen Paradoxen. Und noch heute zu Tage kann sich auch dasjenige Frauenzimmer, welches eben nicht von seinem Geschlechte nach seinen eigenen Schwachheiten urtheilet, nicht einbilden: daß die Frau Scarron, welche durch die Nothwendigkeiten der Jugend, durch eine reizende Gesellschaft, durch den Zwang selbst, denen Vergnügungen zu entsagen, die sie in den Armen eines Mannes nicht genießen konnte, dieselben nicht in den Armen eines Liebhabers genossen haben sollte. Indessen sind ein wenig Frömmigkeit, und ein großes Maaß von Stolz, treffliche Gewährsmänner.

Ihr guter Namen stund einmal auf gar zu festem Fuße, als daß ein Gezänk unter einigen Poeten, ihn hätte beflecken können. Sorbiere, welcher eben nicht derjenige Schriftsteller seiner Zeit ist, der die Lästerungen am meisten vermieden hätte, und welcher lange vorher gestorben ist *p*), ehe sie zu den höchsten Gnaden hinan gestiegen, beantwortet alles das, was man vorgiebt, das sie gewesen seyn soll, dadurch: daß er erzählet, was sie wirklich gewesen ist. „Die Geschichte, schreibt er, von Scarrons „Heurath würde nicht die schlechteste Stelle seines Le„bens

p) 1670.

„bens seyn. Diese schöne sechszehnjährige Person, „die er sich vielmehr erwählete, um sich an ihrem „Anblicke zu ergötzen, und mit ihr umzugehen, wenn „er allein bleiben würde, als in anderer Absicht ei„nes Besitzes, würde derselben die schönste Zierde „geben. Die Krankheit ihres Mannes, insonder„heit aber ihre Schönheit, ihre Jugend, und der „muntre Geist dieses Frauenzimmers, haben ihrer „Tugend keinen Schaden gethan: und ungeachtet „diejenigen Mannsleute, die ihrentwegen schmach„teten, die reichesten und vornehmsten im Lande wa„ren; so hat sie sich doch durch ihre untadeliche Auf„führung aller Menschen Hochachtung erworben. „Ja man muß ihr so gar das Recht wiederfahren las„sen, daß sie sich einer edlen ehelichen Freundschaft „beflissen, ohne das Hauptwerk derselben zu kennen.„

Die Scudery rächete die Frau Scarron wegen der satirischen Ausdrücke des Aegidius Boileau. In einem ihrer Romane, wo sie unter griechischen und römischen Namen, die berühmtesten Personen ihrer Zeit so ähnlich abschildert, daß man sie den Augenblick erkennen konnte, so ungemein mannichfaltig auch die Bildnisse waren, führet sie auch dieses Ehepaar unter den Namen Scaurus und Lyriane ein, wie selbiges in den Tempel des Glücks geht, um das Orakel, wegen seines Schicksals, zu befragen. „Eine Frau, setzet sie hinzu, zog aller „Augen auf sich. An der Livrey ihrer Sclaven, „erkannte man sie für die Gattinn desjenigen, wel„cher in der gemalten und vergoldeten Maschine, „mit einer Art von kleinem Thronhimmel bedecket

„saß.

„faß. Lyriane war von sehr edler Abkunft. Ih„re Aeltern, die von dem Unglücke verfolget worden, „hatten sie schon in ihrer Kindheit in das innerste „Lybien geführet: von wannen sie so schön und be„zaubernd wiedergekommen war; daß man, ohne „ihr Unrecht zu thun, ihr nichts vergleichen konnte. „Sie war groß, und von schöner Leibesgestalt; sie „hatte aber nur diejenige Länge, die nicht schrecklich „ist, sondern bloß zum guten Anblicke dienet. Ihre „Haut war sehr rein und schön, ihre Haare waren licht„braun und sehr angenehm; ihre Nase war wohl „gebildet, der Mund gut gespaiten, ihr ganzes „Wesen war edel, sanftmüthig, aufgeweckt, und „bescheiden: und damit ihre Schönheit noch voll„kommener würde, und mehr ins Auge fiele, so hat„te sie die schönsten Augen von der Welt. Sie wa„ren schwarz, funkelnd, sanftmüthig, voller Leiden„schaften und Witz; sie hatten etwas glänzendes an „sich, dazu man keine Worte finden kann. Zuwei„len herrschete eine gelinde Schwermuth in diesen Ge„sellschaften, nebst allen Annehmlichkeiten, die dar„auf folgen. Dann erschien wiederum die Munter„keit, mit allen Reizungen, die die Freude vermö„gend ist, einzuflößen. Ihr Witz schien zu ihrer „Schönheit recht geschaffen zu seyn, groß, sanfmü„thig, angenehm, und von rechter Art. Sie re„dete, was sich gehörete, und ungezwungen; mit „gutem Anstande, und ohne Künsteley. Sie kann„te die Sitten der Welt, und wußte hundert Din„ge, mit denen sie gar nicht pralete. Sie that „nicht schön; ungeachtet sie tausend Reizungen be„

„saß,

„besaß, denen man gar nicht widerstehen konnte; „so, daß, indem sie die Reizungen ihrer Tugend „mit den Reizungen ihrer Schönheit und ihres Wi„tzes verband, man mit Wahrheit sagen konnte, sie „verdiene alle die Bewunderung, die man gegen sie he„gete, als sie in den Tempel ihres Glückes eintrat.„

Scaurus, dessen Bildniß ich hier weglasse, fraget das Orakel mit einem ernsthaften und spöttischen Gesichte: ob es nicht möglich sey, daß er wieder das werden könnte, was er gewesen; und seinem Gemälde noch einmal ähnlich sehen, welches oben über dem Thronhimmel schwebete. „Du weist „nicht, antwortete der alte Weissager, was du bittest. „Du würdest freylich jung, schön, geschickt und ange„nehm seyn; aber mit allem dem wärest du doch nur „ein gemeiner Mensch, dessen Ruhm in den kleinen „Zirkel seiner guten Freunde eingeschlossen bliebe. „Durch die Veränderung aber, die in deinem Kör„per vorgegangen ist, bist du der einzige in deiner „Art geworden. Du hast gelernet, Freude und „Schmerz mit einander zu verbinden; deine Werke „ergötzen die ganze Welt durch ihre sinnreiche Mun„terkeit und Vielheit. Indem die Götter dir die „liebenswürdige Lyriane zugetheilet, haben sie dir „tausendmal mehr gegeben, als sie dir genommen „haben, und wenn du auch schöner gewesen wärest, „als Paris. Das Orakel, sagete Scaurus, in„dem er sich wegbegab, hat mir da nichts Neues „gesaget.„

Hierauf rief man die schöne Lyriane, die nichts zu fragen begehrete. Sie sprach zum Opferpriester:

wo-

„wofern ich glücklich seyn soll, so werde ich „es unfehlbar werden; und soll mir irgend „ein Unglück begegnen, so werde ich es alle„mal zeitig genug erfahren.„ Der Opferprie„ster, welcher für alles andere Frauenzimmer schreck„lich, nur für Lyrianen allein gefällig war, ant„wortete ihr: „Du sprichst so sehr vernünftig, „daß ich gar nicht zweifele, du werdest ein„mal so glücklich werden, als du verdieneſt „es zu seyn.„

Die Frau Scarron war vier und zwanzig Jahre alt, als die Scudery diese Prophezeyung zu Papier brachte. Dieses Zeugniß, welches in eine Erfindung eingehüllet war, in welcher der Character des Gegenstandes derselben vortrefflich beobachtet worden, ist unfehlbar dem ungegründeten Zeugnisse derjenigen vorzuziehen, die sie in währenden ihrem Glücksstande, aus Neid, und nach ihrem Tode, aus Irrthume antasteten. Scarron, dessen Briefe ein Zeugniß geben, wie hoch er seine Gattinn geschätzet hat, dankete der Scudery in einem Sendschreiben, in welchem er sich von der Lyriane so ausdrücket: Diejenige, durch welche der Himmel mein Unglück mildert; die einen andern Mann, und ein besser Schicksal verdienet hätte; und worinnen er sie bittet, ihm die Schuld abtragen zu helfen, die seiner Erkenntlichkeit obläge. Nach der Zeit verschaffete ihr die Frau Scarron zweytausend Pfunde Gnadengehalt.

Soll ich hier auch noch diejenigen Strophen anführen, welche Scarron wider seine eigene Frau gema-

gemachet haben sollte; und deren man sich seit der Zeit bedienet hat, um ihre Aufführung in Verdacht zu bringen? Ja, ich will es thun! denn, sollte ich sie weglassen, so würde man mir Schuld geben, daß ich die nachtheiligen Sachen verschwiege, und die Geschichte muß von dergleichen Behutsamkeiten nichts wissen. Hier sind sie also, so unverschämt sie auch sind:

Je vous ai donné des bijoux,
Collet, robe, & jupe:
Enfin jamais dupe
N'a tant fait pour vous.
Monsieur vôtre frere
A fait de grands repas.
Vos soeurs & vôtre mere
Ont eu de bons ducats,
Que je ne compte pas.
Je vous ai promenée aux champs;
Souvent á ma porte
Soit que j'entre ou sorte;
Je vois vos marchands:
Pour porter á l'aise
Vôtre chien de C'.
Tous les jours une chaise
Coute un bel écu,
A moi, pauvre cocu!

Man würde dieser zwo Strophen niemals gedacht haben, wenn nicht ein ungescheider Feind sie

einer Ausgabe einverleibet, und ein noch ungeschickterer Freund dieselben aus einer andern ausgelassen hätte.

Sie gehen indessen die Frau Scarron nichts an: denn es ist von Schwestern die Rede darinnen, und sie hatte keine. Es heißt, man habe ihrer Mutter Ducaten gegeben, und es ist sehr gewiß, daß Frau von Aubigne den Scarron nur halb gekannt hat. Es wird darinn von einem Ehmanne geredet, welcher oft aus und eingeht; und dieses ist mit Scarrons Unbeweglichkeit schwer zusammen zu reimen.

Was soll man denn also aus diesen Strophen machen? was heißen die Klagen, die der Dichter in den Mund eines eifersüchtigen und misvergnügten Ehemannes leget?

Einige Züge dieser Beschreibung passen sich auf die Frau Scarron, wie auf hundert andere Frauen; allein man hat sie ihr alle zugeschrieben. Einige haben so gar aus diesem Liedchen ein Sinngedicht gemacht; indem man nur die fünf letzten Zeilen angebracht hat.

Gesetzt auch, daß diese Verse wirklich an die Frau Scarron wären gerichtet gewesen: so würden sie dennoch bey niemanden etwas beweisen, der eines theils die Gemüthsart des Verfassers, und andern theils die Hochachtung gekannt hat, die er gegen sie beobachtet. Man deute sie nun, wie man wolle; so werden sie doch allemal nur ein Spaß eines muntern Kopfes bleiben. Würde nicht Boileau in seinen Händeln mit dem Scarron den Rächern der Frau Scarron geantwortet haben: daß er ja ihrem Manne nur denjenigen Namen gegeben, den er sich selbst gäbe?

Die

Die Königinn Christine, die ihrem Geschlechte Ehre gemachet, und das unsrige zur Bewunderung bewogen hat, kam nach Paris. Die vornehmsten Frauenzimmer besucheten sie, und seufzeten, eine solche Frau zu sehen. Sie hergegen sah die männlichen Hofleute, und seufzete, dergleichen Mannsleute zu sehen. Der Prinz von Conde und der Cardinal von Retz verdieneten ganz allein ihr Lob; unter dem Frauenzimmer aber, die L'Enclos, die Gräfinn von Bregy, und die Frau Scarron; von welcher alle Prinzessinnen in Frankreich geglaubet haben würden, daß sie ihr auch nur mit einem Anblicke schon viel zu viel Ehre erwiesen hätte.

Herr Menage führete ihr den Scarron auf. Sie sagete ihm: „ich erlaube euch, euch in mich zu „verlieben. Die Königinn von Frankreich hat euch „zu ihrem Hofkranken gemacht; ich mache euch zu „meinem Roland. Eu. Maj. thun sehr wohl, „antwortete der Dichter, daß sie mir diesen Namen „geben: denn ich hätte ihn ohnedem angenommen.„ Als Christine die Frau Scarron sah, sagete sie zu der Gräfinn von Bregys: „Hatte ich es nicht ge„dacht, daß nichts minders, als eine Königinn von „Schweden dazu gehörete, den Mann einer solchen „Frau ungetreu zu machen?„ Sie befahl dem Manne, an sie zu schreiben, und sagete ihm, es wundere sie gar nicht, daß er bey der angenehmsten Frau von Paris, troß allen seinen Uebeln, dennoch der aufgeweckteste Mann in ganz Paris seyn könnte.

Die Frau von Fouquet konnte ohne sie gar nicht leben. Sie trug der Frau Bonneau auf, ihr vor-

vorzuschlagen, ob sie nicht etliche Monathe mit ihr zu St. Mande zubringen wollte. Frau Scarron willigte darein; ihr Mann aber, der bey seinen kränklichen Umständen keinen andern Trost hatte, als den Umgang einer Frau, bey welcher das Mitleiden alles dasjenige wirkete, was die Liebe würde gewirket haben, setzete sich sehr dawider: die Frau von Monchevreuil, ihre damalige Freundinn und Beschützerinn, nachmals aber ihre beste Freundinn und von ihr Beschützete, mochte auch sagen, was sie wollte.

Der Ruff von der Frau Scarron kam bis nach Hofe: und an diesem Orte, wo man so leicht zum Gelächter wird, ward sie dennoch, trotz dem erniedrigenden Begriffe, der mit dem Namen ihres Mannes verbunden war, hochgeschätzet. Ihre Liebhaber redeten noch vielmehr von ihrer Strenge, als von ihrer Schönheit. Alle Mancini wollten sich mit ihr unterreden. Diejenige von diesen Damen, die der König wegen ihres Verstandes am höchsten schätzete, gab sich die meiste Mühe um sie. Sie lud sie ein, etliche Tage zu Brouages zuzubringen, allwo das Fräulein von Mortemart und alle mögliche Ergötzungen waren; sie glaubete aber nicht, daß eine Frau, die so sehr bewundert wurde, nicht reich genug wäre, diese Lustreise zu thun. Die Frau Scarron schlug dieselbe unter dem Vorwande einer Unpäßlichkeit aus q).

Drey-

q) Man sehe Scarrons Briefe an die Frau von Vilette.

Dreyzehntes Hauptstück.

Der Tod Scarrons.

1659.

Scarron gerieth endlich auf den Anschlag, sich eine sichere Versorgung zu verschaffen, indem er eine Art von Parteygänger ward. Seine Absichten auf Amerika waren ihm fehlgeschlagen. An statt nach Martinique zu reisen, begnügete er sich, mit Theil an den Unternehmungen der Handelsgesellschaften zu nehmen. Mit jenen Unternehmungen hatte es nicht fort gewollt; mit diesen gieng es schon besser.

Vor den Thoren von Paris fand man eine Menge Soldaten und unbekannte Leute, welche auf die mit Waaren ankommenden Fuhrleute warteten, um den Gewinnst zu verdienen, welchen sie erhielten, wenn sie dieselben zu den Kaufleuten brachten. Die Spitzbuben mengeten sich bald unter diese Leute. An einigen Thoren war ihrer eine große Menge, und an andern fanden die Fuhrleute keinen einzigen. Scarron brachte einen Haufen bekannter, in Paris wohnhafter, und geschworner Leute zusammen, welche an die verschiedenen Thore vertheilet, und von der Obrigkeit berechtiget werden sollten, diesen Dienst den Kaufleuten allein zu thun; welche ihrerseits denselben ein willkührlich Trinkgeld geben mußten. Dieser Vorschlag ward angenommen. Scarron be-

fliß sich sehr, diesem Anschlage alles Ansehen einer Art von Schatzung zu benehmen, und wollte nicht einmal seinen Namen dabey genannt haben. Nach vielen Schwierigkeiten, ward diese Bedienung auf dem Rathhause genehm gehalten: der Kanzler aber strich sie, als eine dem gemeinen Wesen beschwerliche Sache, wieder aus. Scarron hatte die ganze Unterstützung des Fouquet nöthig, und dennoch machte man täglich neue Einwürfe. Er ward es endlich überdrüssig, und verkaufete sein Privilegium; da aber der Käufer sein Wort nicht hielt, so rächete sich Scarron an ihm durch eine Satire, trat wieder in seine Rechte, und brachte selbst diese Aemter in Gang, die ihm ungefähr sechstausend Pfunde eintrugen.

Allein dieses Glück währete nicht lange. Scarrons Unpäßlichkeiten nahmen zu. An ihm war nichts gesund, als seine Seele; und dieser Triebfedern schwächeten sich täglich.

Der Hof machete damals Anstalten zur Reise nach Guienne, wegen der Vermählung des Königes. Einer von Scarrons Freunden, welcher dabey seyn sollte, kam zu ihm, um Abschied bey ihm zu nehmen. „Ich werde bald sterben, sagete „Scarron zu ihm, ich fühle es, und würde die „Welt sonder Reue verlassen, wenn ich nicht in der„selben eine Frau hinterließe, die ohne Vermögen „und ohne Hoffnung bleibt, und die ich so viel Ur„sachen habe zu lieben. Ich empfehle sie euch, und „allen meinen Freunden. Was wird immermehr „aus ihr werden!„

Seine Prophezeihung ward erfüllet. Seine Krankheit ward so gefährlich, daß sein durch lang-

wieri-

wieriges Leiden abgematteter Körper ihr nicht widerstehen konnte. Es befiel ihn ein so heftiges Schlucken, daß Frau Scarron fürchtete, er möchte den Geist aufgeben. Indessen that es ihm diesesmal nichts. Wofern ich davon komme, sagete Scarron, so will ich eine derbe Satire auf das Schlucken machen. Er ward des Worthaltens überhoben.

Die Frau Scarron war bloß bedacht, ihn zu einem christlichen Ende zu bereiten. Als er Canonicus war, hatte er keine Religion; so bald er eine Frau bekam, so bekam er eine. Die allerheiligsten Geheimnisse der Religion hatte er für Gelegenheiten zur Spötterey gehalten: sie aber hatte schuld, daß er sie für Gegenstände des Glaubens hielt. Sie brachte ihn so weit, daß er mit Begierde die Sacramente begehrete, und selbige auf eine erbauliche Weise empfieng.

Ein so neuerlicher Glauben konnte nicht anders als wankend seyn. Insonderheit schreckete ihn die Vorstellung der Höllen, und gleichwohl konnte er sie nicht glauben. Giebt es eine Hölle, sagete er zu ihr, so kann sie doch für mich nicht bestimmet seyn; der ich ohne euch, meine Hölle tausendmal schon auf dieser Welt gefunden hätte. Ein guter ehrlicher Geistlicher, welcher überzeuget war, daß die Leibesschmerzen Wohlthaten des Himmels wären, sagete zu ihm: Ich freue mich mit Ihnen, mein Herr, daß der liebe Gott Sie öfter besuchet, als andere. Ey! lieber Pater, erwiederte Scarron, er thut mir gar zu viel Ehre an. Ihr müßt ihm dafür dan-

ken, versetzte der Geistliche: wahrhaftig! erwiederte der Sterbende: ich wüßte nicht wofür?

Seine Kräfte, seine Stimme verließen ihn bereits, aber seine Munterkeit verließ ihn nicht. Seine schon erstarrende Zunge, dictirte noch das possierlichste Testament, was die Welt gesehen hat. Den zween **Corneillen** vermachete er fünfhundert Pfunde Geduld, dem **Aegidius Boileau**, den Krebs und die fallende Sucht; der **französischen Akademie** aber die Gewalt, die französische Sprache nach eigenem Willen zu verändern. Seinen Bedienten wies er Gnadengehalte auf seine lustigen Einfälle an. Seiner Frau vermachte er die Erlaubniß, wieder zu heurathen *r*). Als er seine Bedienten und Verwandten um sein Bett stehen, und in Thränen zerfließen sah, sprach er zu ihnen: **Lieben Kinder, ich werde euch niemals so viel zu weinen machen, als ich euch zu lachen gemachet habe;** und einen Augenblick darauf: **Nun habe ich kei-**

ne

r) Premierement je donne & lègue
A ma femme qui n'eſt pas bègue,
Pouvoir de ſe remarier,
Sans aucun deſſein pallier,
De crainte d'un plus grand déſordre:
Mais pour moi, je crois que cet ordre
De ma derniere volonté
Sera le mieux executé.
Car il eſt vrai, malgré moi-même,
Que nôtre hymen fût un carême,
Qui la doit mettre en appetit.
Qu'elle en uſe donc un petit,
Et que ſa ſage politique
N'uſe plus d'un paralytique:

ne schlaflosen Nächte, keine Gicht mehr zu fürchten: endlich werde ich mich einmal recht wohl befinden.

Als es an den Abschied von seiner Frau gieng, hörete er auf zu scherzen. Er dankete ihr für alle ihre Sorgfalt, empfahl sie sehr eifrig dem Herrn von Elbene, seinem Testamentsexecutor; und da er noch die letzten Kräfte anstrengete, ihr die Hand zu bieten, fügete er hinzu: ich bitte euch, erinnert euch meiner zuweilen. Ich lasse euch sonder alle Mittel; die Tugend verschaffet eben keine: aber, höret deswegen nicht auf, tugendhaft zu seyn. Einen Augenblick vorher, ehe er verschied, sagete er: Ich hätte nie geglaubet, daß es so leicht wäre, sich aus dem Tode nichts zu machen.

Er starb den ... October 1660 s), ein und funfzig Jahre alt. Die Frau Scarron beweinete ihn so sehr, als ob sie etwas an ihm verloren hätte.

Mais qu' Elle jouïsse du bien,
Que permet le sacré lien.
Mais si quelque autre epoux l'approche,
Qu'elle ne fasse point reproche
Des vertus du premier mari:
Le second en seroit marri:
Car battroit-il si bien l'enclume?
Si Dieu m'envoyoit un posthume
Quelque tems après mon trepas
Ce que pourtant je ne crois pas
Lors je revoqne les largesses
Qu' ici je fais à mes nieces.

s) Kein einziger Geschichtschreiber hat seinen Todestag recht angemerket.

Vierzehntes Hauptstück.

Armuth und Aufführung der Frau Scarron.

Die Frau Scarron, welche vom Schicksale bestimmet war, alle Stände durchzugehen, ward allen Grausamkeiten der Dürftigkeit ausgesetzet. Ihr Mann hatte ihr nichts hinterlassen, als possierliche Einfälle und Schulden.

Ihre Freunde indessen verließen sie nicht: sie aber bedienete sich ihrer Dienstfertigkeit nur sehr mäßig. Ihre Liebhaber hofften sehr viel von ihrem Elende; allein sie sucheten vergeblich ihre Absichten, unter dem Scheine der Tugend und des Mitleidens, zu verbergen.

Ihr Herz litt mehr dabey, wenn sie etwas annehmen mußte, als das Vergnügen austrägt, wenn man geben kann. Je mehr man ihre Zärtlichkeit hierinnen schonete, jemehr erweckete man in ihr eine Eigenliebe, die sich für würdig hielt, auf solche Art geschonet zu werden. Man wird durch seine eigenen Betrachtungen, und ein erzwungenes Selbsterkenntniß vielmehr gedemüthiget, als man durch die hochmüthigen und harten Begegnungen seyn würde, die, indem sie einem die Wohlthat aufrücken, ihm allen Werth benimmt, und den Wohlthäter verhaßt machet. Frau Scarron nahm Geschenke mit der lebhaftesten Erkenntlichkeit, aber mit eben der Mine an, womit man sie austheilet.

Sie

Sie nahm ihre Zuflucht lieber zu ihres gleichen, als zu ihren Obern: denn den erstern konnte sie vielleicht dereinst ihre Schuld abtragen, weil es nur ein Darlehn war; aber wie sollte sie sich gegen die andern lösen? das wären Geschenke gewesen. Sie wußte, daß man niemals ungestraft zugleich der Gegenstand des Mitleidens, und der Bewunderung hoher Personen ist.

Ihre Schönheit war damals in ihrem höchsten Glanze. Sie führete diejenige Majestät bey sich, die der Ehestand zu ertheilen scheint, und diejenige frische Blüthe, die sie nur von der Jugend haben kann, und die die unverletzte Keuschheit erhält. Frau Scarron konnte mit der Monime *t*) sagen: und itzt bin ich eine Wittwe, ohne einen Mann gehabt zu haben.

Alle ihre Handlungen führeten eine gewisse Würdigkeit bey sich; ihr Lächeln war bezaubernd, ihr ganzes Wesen edel, und voll der Annehmlichkeiten, die auch das höchste Alter ihr nicht rauben konnte. Ihre Augen und ihr Verstand stimmeten so vollkommen mit einander überein, daß alles, was sie sagete, einem gerade ins Herz drang.

Sie war lustig und ihrer selbst gewiß genug, um in ihrem Bezeigen diejenige Freyheit herrschen zu lassen, welche den Leuten Hoffnung machet; in ihrer Gemüthsart hergegen herrschete derjenige Kaltsinn, der dieselbe zu Boden schlägt. Auch ihren ältesten Freunden erlaubete sie keine von denen Ver-

t) Im Mithridates.

Vertraulichkeiten, welche derjenigen Ehrfurcht, auf welche sie so sehr erpicht war, hätten nachtheilig seyn können *u*). Diesen Grundsatz hatte sie von ihrer Mutter erlernet, welche sie in ihrem ganzen Leben nur zweymal umarmet hatte, und ihr oft gesaget: es wäre ein Uebelstand, auch sogar seine Anverwandten zu umarmen.

Ihre Bescheidenheit war so genau, daß, als sie einsmals in dem Palaste von Albret, wegen übermäßiger Hitze, dasjenige abnehmen mußte, was ihren Hals bedeckete, alles darüber zu schreyen anfieng: daß sie mit so großer Sorgfalt diejenigen Schönheiten bedeckete, womit so viele andere pralen würden. Die Herzoginn von Richelieu sagete ihr hierbey: sie hätte geglaubet, diese Behutsamkeit käme aus einer ganz andern Ursache.

Sie war zur Schwermuth geneigt, aber zu einer solchen, die sie nichts minder als eigensinnig machete; sondern nur ihren Reden eine gewisse Zärtlichkeit ertheilete, und ihr Bezeigen gefällig machete.

Selbst

u) „Die wohlgebildetsten Hofleute, und die mächtigsten „bey dem Finanzwesen stellen alle der Frau Scar„ron nach. Allein, so wie ich sie kenne, so wird sie „viel Stürme aushalten, bevor sie sich ergeben wird. „Denn, daß sie so frey ist, welches so viele Leute an „sie locket, das darf niemanden Hoffnung machen, „daß sie ihren Zweck erhalten werden. Dieß ist nur „ein Zeichen ihres guten Vertrauens, und daß sie „weis, was sie zu erwarten hat. Was mir, ich „gestehe es, an ihr misfällt, ist, daß sie sich gar zu „sehr an ihre Pflicht bindet, trotz aller denen, die

Selbst ihre lustigen Einfälle waren voller Vernunft, und ihr Witz war so natürlich, daß man hätte schwören sollen, es wäre kein Witz. Kurz, man hatte an ihr sehr wenig zu wünschen, und noch viel weniger zu tadeln.

Es war also schwer, ihr nicht Gefälligkeiten erzeigen zu wollen, und noch schwüriger, ihr dergleichen sonder alle eigennützigen Absichten zu erzeigen. Die Marquise von Montchevreuil hatte Mitleiden mit so vieler Tugend, die mit so vielem Unglücke verbunden war. Sie riß sie aus so vieler Gefahr, welche die Frau Scarron eben nicht scheuete, indem sie ihr einen Aufenthalt auf ihrem Landgute anboth. Frau Scarron erwog, daß es angenehmer wäre, daselbst lange Weile zu haben, als vom Villarceaux angebethet zu werden, oder den Ritter von Mere zu heurathen: welcher vorgab, man hätte ihm die Ehe in derjenigen Zeit versprochen, da man noch seine Schülerinn gewesen. Frau Scarron war so geflissen, der Marquise von Montche-

„ihr diese Unart abgewöhnen wollen.„ Man sehe die Briefe des Ritters de Mere an die Herzoginn von Lesdiguieres: und in einem andern an den Grafen von Sourdis schreibt er: „Ich bitte euch, die Frau „Scarron in meinem Namen zu umarmen. Ich „hoffe, daß sie mir diese Gefälligkeit in Eurer Per„son nicht abschlagen wird, ungeachtet sie dieselbe mir „selbst abgeschlagen hat. Wofern sie sie aber euch „mehr als einmal zugesteht, so ist es gewiß ein Zei„chen, daß ihr euch mit der gehörigen Bescheidenheit „dabey aufgeführet habet.„

chevreuil zu gefallen, daß, da sie eine Begierde bey ihr nach einem Stücke Tapezereyarbeit bemerket hatte, sie vier Monathe lang, alle Morgen um vier Uhr aufgestanden war. Einer von den Nachbarn, der alle Morgen ein Fenster offen sah, und eine Frauensperson, die die Nadel in der Hand hatte, sagte zum Herrn von Montchevreuil: Sie haben wohl eine rechte wache Kammerfrau. Auf diese Begierde, ihren Freunden so sehr zu dienen, daß sie darüber auch sich selbst vergaß, gründet sich dasjenige, was man wohl in zwanzig Handschriften findet: daß sie nämlich eine Kammerfrau gewesen.

Sie ließ ihren Vorsatz nicht aus den Augen, sich aus dem Mittelstande dadurch zu erheben, daß sie sich einen großen Namen machete. Um die Augen der Leute auf sich zu ziehen, wich sie oftmals aus dem gemeinen Gleise, und suchete mit Fleiß in ihrer Aufführung sonderbar zu seyn. Das war ihr nicht genug, daß sie eine der liebenswürdigsten Frauen ihrer Zeit war; sie wollte auch noch eine außerordentliche, eine männliche Frau seyn. Die Tugenden, die ihrem Geschlechte eigen sind, trieb sie auf den höchsten Grad; und bestrebete sich mit äußerstem Fleiße auf diejenigen, die man an dem unsrigen bewundert, ohne darüber weder spröde zu thun, noch romanhaft zu werden. Ninon hatte sich begnüget, nur ein Mann zu werden; Frau Scarron bestrebete sich zu gleicher Zeit, ein rechtschaffener Mann, und eine rechtschaffene Frau zu seyn.

Auf einer Reise, die sie in Begleitung vieler andern nach Poitou that, ward jemand aus der

Ge-

Gesellschaft von den Blattern überfallen. Frau Scarron erinnerte sich nicht, daß sie ihn jemals gesehen hätte. Indessen, nachdem sie die Schwester des Kranken bewogen, diese Krankheit zu scheuen, so gieng sie zu dem Kranken ins Zimmer, pflegete ihn, und verließ ihn nicht, bis er sich besser befand. Als man ihr nun für einen so wichtigen Dienst dankete, gab sie zur Antwort: Es ist weder die Freundschaft, noch die Religion gewesen, die euer Wort bey mir geführet haben; zuerst war es ein wenig Mitleiden, und nachmals eine heftige Begierde, etwas zu thun, was noch niemand vor mir gethan hat.

In derjenigen Zeit, da man die Brechmittel für den letzten Kunstgriff der Medicin hielt, nahm sie eines ein, ungeachtet sie sich vollkommen wohl befand, stattete darauf einen Besuch ab, und sagte mit einer sehr gelassenen Mine: sie hätte eben itzt ein Brechmittel eingenommen. Man schickete sie den Augenblick, als eine Närrinn, nach Hause. Das war meine Absicht nicht, hat sie nach diesem gesaget. Ich hätte gern gesehen, daß man gesaget hätte: seht doch einmal die schöne Frau an! die hat so viel Herz, als ein Mann: und gerade das sagete kein Mensch.

Sie ward einsmals sehr böse, als man sie am Charfreytage besuchete, weil sie glaubete: dieß hieße voraussetzen, daß sie nicht einmal die an diesem Tage gewöhnliche Andacht besäße. Damals, sagte sie, war ich gar nicht gottsfürchtig; aber es wäre doch nicht fein gewesen, wenn

eine

eine junge Frau von diesen Dingen gleich den Freygeistern gedacht hätte, die damals in grosser Verachtung stunden.

Scarrons Freunde glaubeten, es würde nicht unmöglich seyn, zum Besten seiner Wittwe das Gehalt wieder in Gang zu bringen, welches er drey bis vier Jahre als Hofkranker der Königinn genossen, und nur wegen der Mazarinade verloren hatte. Allein was für ein Recht konnte Frau Scarron auf ein Gnadengehalt haben, welches schon vor ihrer Verheurathung war eingezogen worden? Alle ihre Ansprüche bestanden daher lediglich in ihrem Elende.

Man erwähnete dessen in verschiedenen Bittschriften. Als der Cardinal Mazarin eine davon las, so fragete er: ob die Supplicantinn sich wohl befände? Ja, gnädiger Herr, antwortete man ihm. Nun, erwiederte er, sie kann also nicht in das Gehalt eines Mannes treten, der krank gewesen ist.

Fünf-

Funfzehntes Hauptstück.

Fouquet.

Nun blieb ihr noch Herr Fouquet übrig. Er hatte (und ich habe es bereits gesaget) dem Scarron sechszehn hundert Pfunde Gnadengehalt gegeben. Von diesem Oberaufseher Gnadengelder zu erhalten, das war nun so eben die löblichste Sache nicht. Den Mannsleuten gab er sie aus Eitelkeit; den Frauenspersonen aus Lüderlichkeit. Frau Scarron stritt lange Zeit mit sich selbst. Dieser Schritt schien ihr der unterste Grad ihrer Erniedrigung zu seyn. Die Fürsorge für ihre Tugend, ihre Zärtlichkeit in Ansehung der Ehre, ihr Vorsatz, den sie nie aus den Augen gesetzet hatte, sich einer unsträflichen Aufführung zu befleißen, alles mahnete sie davon ab: ihre Freunde indessen beredeten sie dazu.

Sie gieng denn zum Fouquet, aber so nachläßig angekleidet, daß diejenige Person, die sie zu ihm einführen sollte, sich recht schämete. Frau Scarron liebete allerdings den Putz: allein, da ihr Geschlecht seine ganze Beschäfftigung daraus machet, so war eben dieß eine Ursache, warum sie that, als ob sie ihn verachtete. Sie strebete nach denjenigen Lobsprüchen, die der andächtige Hof der königlichen Frau Mutter anfieng den ungezierten Kleidungen und der abgelegten Pracht zu geben. Au-

ßerdem war es noch bitter genug, einen Mann um ein Gnadengehalt anzubeteln, der vielmehr Großmuth in der Seele, als gute Sitten besaß; zu geschweigen, daß man sie ihm noch durch Liebreizungen hätte entreißen sollen.

Fouquet nahm die Frau Scarron als ein Staatsmann auf, der gar zu beschäfftiget wäre, als daß er ein Auge auf ihre bescheidenen Reizungen, die ihn gerühret haben würden, und auf den Anblick der Dürftigkeit, der ihn weichherzig gemachet haben würde, hätte Acht geben können. Er fertigte sie mit sehr schönen Versprechungen ab, die er aber vergaß: so wie alles vergessen wird, was man allen Menschen verspricht, weil man es nicht anders gewohnet ist.

Einige Tage darauf erinnerte er sich, als er die Augen auf die Bittschrift warf, die sie ihm übergeben hatte: daß Scarron eine ziemlich hübsche Frau gehabt hätte, die er dann und wann zu St. Mande gesehen. Damals, als Colbert an nichts anders dachte, als wie er ihn stürzen möchte, sann Fouquet auf nichts, als auf den Genuß der Lüste. Das ungemeine Elend, welches in der Bittschrift abgeschildert war, machete ihm große Hoffnung, die seine Einbildungskraft ihm noch mehr vergrößerte.

Er entdeckete sich einem von denen Leuten, die die Großen immer um sich haben, um entweder die Lobredner ihrer Leidenschaften, oder die Werkzeuge ihrer Wollüste zu seyn. Dieser Mensch gieng zur Frau Scarron hin, und sagete ihr: der Herr Oberaufseher wäre von ihrem Unglücke gerühret; allein

lein er könne demselben nicht abhelfen; er hätte eine gar zu große Menge Besoldeter zu versorgen, als daß er das verschwenderische Beyspiel geben könnte, daß die Gnadengehalte auch auf die Wittwen erben sollten; er ertheile zwar wirklich vielen Frauenspersonen, und selbst unter den vornehmsten, seine Wohlthaten: allein sie hielten ihn dagegen durch andere Dienstleistungen schadlos. Er fügete hinzu, wenn es ihm erlaubet wäre, unverstellt mit ihr zu reden, so wolle er ihr rathen, sich mit einer von denen Frauen in eine Freundschaft einzulassen, welche von den Wohlthaten des Herrn Fouquet lebeten. Dieser treulose Rath sollte die Frau Scarron in sein Garn locken: allein Fouquet hatte sie gar zu übel empfangen, als daß sie muthmaßen konnte, er liebe sie. Folglich schickete sie den Herrn Abgesandten heim.

Frau von Montigni, eine Creatur, eine Unterhändlerinn und Buhlerinn des Oberaufsehers, machete sich mit ihr bekannt, und bemühete sich, sie zu bereden, sie möchte ihn noch einmal besuchen. Sie strich die Verdienste des Herrn Fouquet heraus; sie stellete Betrachtungen über das Unglück, und so gar über die Laster der Armuth an; sie schilderte die Glückseligkeit einer Wittwe ab, die von niemanden abhienge; kurz, sie wendete alle Gründe an. Da nun dieser erste Anfang sie kühn machete; so rückete sie endlich mit der Sprache deutlicher heraus. Allein die Frau Scarron antwortete ihr so weislich, und mit so weniger Pralerey: daß die Frau von Montigni durch lange und überfirniste Reden die Schande, welche sie sich zugezogen, wieder von sich abzulehnen suchete.

Fouquets Sache war es gar nicht, eine langwierige Strenge auszuhalten. Was man bey dem Frauenzimmer eine vernünftige Aufführung nennet, das ward bey ihm zu einer Rechnungssache. Er war so sehr überzeuget, daß man die Herzen um Geld haben könnte, daß er sich nach diesem unterstund, auch auf das Herz der la Valliere einen Preis zu setzen. „Ich habe, sprach er, alles Geld des ganzen Königreichs in meinen Händen, und weis den Tarif von allen Tugenden.„ Die Schwierigkeiten indessen, die man ihm machete, reizeten ihn noch mehr an.

Die Frau du Plessisbelliere, die noch mehr seine Freundinn, als seine Buhlerinn war, vernahm den Widerstand der Frau Scarron mit großer Bewunderung; sie wünschete ihr Glück dazu, ermahnete sie standhaft zu seyn, und sagete es dem Fouquet voraus, er würde hier fehl schießen. Fouquet dachte: er würde wohl glücklicher seyn, wenn er sich einer nachdrücklichern Sprache beflisse, und schickete ein ziemlich kostbares Juwelenkästchen an die Frau Scarron. Sie konnte weder wissen, noch errathen, woher ihr ein so kostbares Geschenk käme; und nahm es an, als ob sie es unmittelbar aus den Händen der Vorsehung erhalten hätte.

Einige Tage darauf, kam die Frau von Montigni zu ihr, bewunderte diese Juwelen, und entdeckete ihr, daß dieses Geschenk vom Oberaufseher käme. Die Frau Scarron erröthete, und rief überlaut: sie wolle es ihm den Augenblick wieder zurück schicken. Die Frau von Montigni stellete ihr vor, sie

erwiese

erwiese ihm hierdurch eine Schmach, die er nicht verdienete: dieß Geschenk wäre bloß ein Zeichen seiner Hochachtung: dieß wäre die Art des Oberaufsehers gegen diejenigen Frauenspersonen, die er hochschätzete.

Es sey nun aus Furcht, einen so vornehmen Mann zu beleidigen, oder aus Leichtgläubigkeit, oder aus Schwachheit geschehen: so ließ sich die Frau Scarron bereden, und besänftigte sich. Den folgenden Tag stattete sie der Frau von Montigni ihren Gegenbesuch ab, den sie ihr versprochen hatte. Allein wie sehr erschrack sie, als der Oberaufseher in das Zimmer trat! Sie glaubete ganz gewiß, diese Zusammenkunft sey abgeredet; und man bestrebete sich vergebens ihr weis zu machen, daß es ein bloßes Ungefähr wäre. Sie blieb dabey, Fouquet wollte den Lohn für diejenigen Juwelen holen, die er voraus geschicket hätte.

Sie eilete begierigst aus dem Hause hinaus, als ob es verpestet wäre. Als sie nachmals diesen Zufall erzählete, sagete sie: sie hätte niemals eine so wahre Freude empfunden, als damals, da sie diese Juwelen zurück geschicket, mit welchen Fouquet ihr Verderben verknüpfet hatte.

Dieser Staatsmann erfuhr damals, daß der Marschall von Albret besser angesehen würde, als er. Seine besoldeten Weibsleute rächeten ihn dadurch, daß sie ausprengeten: dieser Herr stünde sehr wohl mit der Frau Scarron. Diese, welcher eine solche Lästerung nahe gieng, setzete ihre oftmaligen Besuche im Albretischen Pallaste auf etliche Mo-

nathe aus, ungeachtet sie sehr viel Ursache hatte, dieselbe fortzusetzen.

Zu der Ninon gieng sie desto öfter. Allein, da der Marschall von Albret mit dem Herzoge von Bethune alle Tage hinkam: so gab man diesen unschuldigen Zusammenkünften sehr verhaßte Namen. Sie mußte also auch noch der Ninon entsagen.

Durch diese Entschließung nahm denn dieses widrige Geschrey ein Ende. Fouquet ward überzeuget: daß zwischen ihr und dem Marschall von Albret nichts als eine edle Freundschaft obwaltete; er hoffete ferner nicht, daß er durch den Geiz ein Herz würde bezwingen, welches der Marschall durch Empfindungen nicht hatte bezwingen können. Allein er gab ihr auch dasjenige Gnadengehalt nicht, was sie so wenig verdienet hatte.

Sechszehntes Hauptstück.

Villarceaux.

Die Tugend entriß sie indessen nicht der Armuth. Man bewunderte ihre Standhaftigkeit; allein eben diese benahm ihren Freunden allen Muth: welche wohl sahen, daß sie ganz unfähig war, auch der feinsten Versuchung zu unterliegen. Brancas war der einzige, welcher nicht ermüdete, ihr wohl zu thun; er stellete ihr die ansehnlichsten Geschenke zu, und verbarg ihr mit Sorgfalt die großmüthige Hand, aus welcher sie flossen. Die übrigen wurden es überdrüßig, einer unempfindlichen Frau nachzugehen. Ja, wenn man nur noch den Trost gehabt hätte, sich an ihrer Strenge durch den Vorwurf der Sprödigkeit zu rächen. Allein man fand keinen andern Fehler an ihr, als daß sie gar nichts lieben konnte: ein entsetzlicher Fehler x) in den Augen dererjenigen, deren Gefälligkeiten und Anbethungen nur dahin abzieleten, ihr denselben abzugewöhnen.

Villarceaux, welcher derer Buhlschwestern überdrüßig war, die ihn in die Bastille gebracht hatten, ungeachtet er sich für sie herum geschlagen hatte, kehrete wieder zu der Frau Scarron zurück, und war zärtlicher und geflissener als jemals. Sie aber

x) Man sehe die Briefe des Ritters de Meré.

aber gieng mit ihm so schlecht um, daß sie darüber die beste Freundinn der Frau von Villarceaux ward, welche doch die eifersüchtigste Frau ihrer Zeiten war *y*).

Der Marquis, welchen es verdroß, daß sie ihn mit so großem Fleiße vermied, suchete sich wenigstens durch ein Blendwerk zu trösten. Er läßt sie im Profil malen, wie sie aus dem Bade steigt, ein halbes Bein entblößet hat, die Augen blitzen, der Mund ist lächelnd, die schwarzen Haare flattern herum; mit einer Hand hält sie einen Schwamm, und mit der andern ein Tuch, welches entfällt, und nur oben durch ein Band und einen Diamant gehalten wird. Das Tuch flattert in der Luft; der linke Arm, eine elfenbeinerne Achsel, und was dem anhängig ist, biethen sich den begierigen Blicken eines jungen, garstigen, und lebhaften braunen Genii dar. Dieser hält einen Spiegel, der ebenfalls das Bild im Profil zurück wirft, *z*) und die Züge der verwirrten Schönen vorstellet. Seine Augen und Begierden verzehren bereits diejenigen Schönheiten, die er sieht, und diejenigen, die er nicht sehen kann. Er liest an ihrer Stirne die Schmach und

y) Man sehe ein merkwürdiges Beyspiel davon, in der Geschichte der L' Enclos.

z) Ein thörichter Einfall des Malers.

a) Folgendes schreibt man mir über dieser Sache aus Paris, unter den 31 März 1755. „Dieses Bild ist „gar nicht mehr dasselbe. Man hat die Person be„kleidet, und damit alles verderbet. An statt eines „Schwammes, machet das Frauenzimmer anitzt die

und das Vergnügen, die sie hat, ertappet worden zu seyn. Kurz, alles an diesem Bilde sieht derjenigen süßen Wollust ähnlich, die durch die schüchterne Schamhaftigkeit begleitet wird *a*).

Villarceaux rührete sich von diesem Bilde nicht: und da er es durch seine Begierden gleichsam beseelete, so ahmete er diejenigen Ergetzungen nach, die er selbst zu kosten verzweifelte; er glich hierinnen jenem Menschen, welcher die Bildsäule der aus dem Meere steigenden Venus nicht ansehen konnte, ohne zu vergessen, daß es doch nur eine Bildsäule wäre. Diese Thorheit indessen machete Aufsehen. Frau Scarron beschwerete sich, und vergoß Thränen darüber. Dem Villarceaux gab sie ihre Rache zu erkennen, und er erlangete ihre Freundschaft nicht eher wieder, als 1685, nachdem Herr von Montchevreuil dieses Bild seinen Händen entrissen hatte. Diejenigen, welche nur allein die Frau von Maintenon gekannt hatten, konnten leicht auf die Gedanken gerathen: es sey mit Vorbewußt der Frau Scarron, oder als eine Vorstellung ihrer Schwachheiten, gemachet worden.

Die L'Enclos, deren Herz in der Freundschaft eben so standhaft war, als wankelmüthig es in der

„Büchse der Pandora zu. In dem Spiegelrahmen „zeiget sich eine Perspective, worinnen man einen „königlichen Mantel, einen Zepter, und eine Krone „erblicket. Die Nase ist ziemlich schlecht gerathen, „und die Kleidung ist ganz lächerlich. Kurz, man „erkennet die Frau von Maintenon in diesem verbes„serten Bilde eben so wenig, als die Frau Scarron im „Originale.„

Liebe war, ließ sich eben so sehr angelegen seyn, ihn vertraut an sich zu ziehen; als die Frau Scarron war, sich von ihm zu entfernen, ohne dennoch ihm die gehörige Achtung zu entziehen. Ninon, welche allezeit die Wahrheit redete, hat nach diesem gesaget: „Sie war tugendhaft, aber nicht sowohl in „Ermangelung lasterhafter Gesinnungen, als aus „Schwachheit des Geistes. Ich hätte es ihr gern „abgewöhnet: aber sie fürchtete Gott zu sehr. Wir „wurden täglich bekannter mit einander, und wur„den niemals vertraut. Hätte sie meinem Rathe „gefolget, so würde sie so hoch nicht gestiegen seyn, „als sie itzt gestiegen ist; allein sie wäre glücklicher „gewesen.„ Dieß klingt ganz anders, als was man ihr sonst beymißt, daß sie gesaget haben soll: „Ich „weis von nichts, ich habe auch nichts gesehen; aber „ich habe ihnen, ihr, und dem Villarceaux sehr „oft meine gelbe Kammer geliehen.„

Nichts ist entscheidender, als das liebe man saget dererjenigen, die die Ninon gekannt haben, es sey zum Vortheile oder zum Nachtheile. Nichts aber ist auch ungewisser. Als eine gewisse Person mich einsmals versicherte, die Marquisinn von V. . r. hätte ein Handbriefchen der Frau Scarron in Händen, darinnen sie den Villarceaux zu einer heimlichen Zusammenkunft in folgenden Worten eingeladen: So kommt denn, weil es nicht anders seyn kann: denn Noth hat kein Gebothe; so lief ich gleich hin und erkundigte mich nach dieser Sache; in der Meynung, meine Nachrichten damit zu bereichern, und wenn es auch nur gewesen wäre um das Wunderbare zu vermehren: denn ei-

ne

ne Frau, die sich auf eine solche Art unterhalten läßt, die ist noch viel weiter vom Throne entfernet, als die Wittwe eines Poeten. Die Marquisinn antwortete mir, sie hätte nie einen solchen Handbrief weder gesehen noch gehabt, und trotzete allen denen, die so wie sie, die Frau von Maintenon gekannt hätten, ob sie würden glauben können, daß sie einer Niederträchtigkeit fähig gewesen wäre.

Man fügete hinzu, Villarceaux hätte so lange mit der Frau Scarron gelebet, daß derjenige Thurn des Schlosses, in welchem ihr Zimmer gewesen, noch anitzt der Thurn von Aubigne genennet würde. Und dennoch ist es gewiß, daß kein einziger Thurn von dem Schlosse Villarceaux, jemals so geheißen hat. Das Fräulein von L'Enclos ward zwar drey Jahre darinnen versperret; allein, hätte man dieselbe wohl zur Hofmeisterinn der königlichen Kinder erwählet? Warum nicht? wird man sagen, die Frau von Montespan könnte sie wohl gewählet haben: desto besser! das Laster zieht allemal die Tugend sich selber vor.

Dieses alles waren schimpfliche Nachrichten, Fallstricke, die die Bosheit geleget hatte, und welche die Leichtgläubigkeit für Wahrheiten annahm. So sieht ein Philosoph die Sachen an, bis er sie recht untersuchet hat. Die Lieblinge des Glücks sind in seinen Augen nichts als Götzen, welche von einigen mit Rauchwerk übertäubet, und von andern mit Koth bedecket werden. Er unterdrücket billig diejenigen, welche die Schmäucheley gar zu hoch erhaben hat; und hilft aus Mitleiden denenjenigen wieder auf, welche durch Haß oder Neid zu Boden geschlagen worden.

Sie-

Siebenzehntes Hauptstück.

Frau Scarron erhält ein Gnadengehalt von der königlichen Frau Mutter.

Ihre Freunde gaben schon alle Hoffnung auf, ihr auf Lebenslang etwas gewisses ausmachen zu können: als die königliche Frau Mutter einmal unverhofft den Namen Scarron nannte. Diesen Augenblick machete sich der Baron de la Garde zu Nutze, um derselben vorzustellen: daß dieser berühmte Kranke, welcher ehemals durch ihre Wohlthaten wäre beehret worden, eine Wittwe hinterlassen hätte, die schön, und alles Mitleidens würdig wäre, doch deren Tugend seit langer Zeit mit dem widrigen Schicksale ränge.

Dieses sein Zureden ward von andern unterstützet. Die Königinn ward von allen Seiten bestürmet, der Frau Scarron zu gute dasjenige Gnadengehalt wieder zu erneuern, welches ihr Mann wegen seiner ungezähmten Feder von Rechts wegen verloren hätte. Dieses Bitten war so dringend, und so zu rechter Zeit angebracht, daß die Königinn fragete: wie viel denn dieß Gehalt ausgetragen hätte? Es waren nur funfzehn hundert Pfunde gewesen; indessen sagete jemand, es wären zwey tausend gewesen. Die Königinn befahl, man sollte es wieder in Gang bringen, und schickete ihr von Stund an das erste Quartal davon zu.

Die Frau Scarron fuhr nach Val-de-Grace, um sich zu bedanken. Hier war nun niemand bey Hofe, der nicht Antheil an dieser Gnadenbezeugung haben wollte. Die Frau Scarron aber sagete zum Fräulein von Pons: meine Dankbarkeit gegen diejenigen, die an dieser Wohlthat nicht schuld haben, würde ein Diebstahl gegen diejenigen seyn, denen ich sie zu danken habe.

Indessen, daß ihr ein jeder um die Wette Glück wünschete, sagete die Frau von * * * *b*), welche sich nicht einbilden konnte, daß man so viele Freunde hätte, ohne auch viele Liebhaber zu haben, ziemlich laut: ja, ja, wofern die Königinn den schönsten Augen, und der größten Buhlerinn von Paris, ein Gnadengeld hat schenken wollen, so hätte sie nicht besser wählen können. Die Frau Scarron hörete diese Worte, und dieselben vergälleten ihr alle ihre Freude. Das Lob, welches man ihren Augen beygeleget hatte, besänftigte sie nicht wegen des Schimpfes, den man ihrem Character erwiesen.

Diese Unbilligkeit verwundete ihr Herz so sehr, daß sie einen unversöhnlichen Haß auf diese Frau warf. Sie sagete: dieß ist die einzige gewesen, die ich jemals gehasset habe. Diese Empfindlichkeit gieng so weit, daß ihr schon übel ward, wenn sie sie nur sah, sie nennen hörete, oder bey ihrem Pallaste vorbey fuhr. Bey dieser Gelegenheit sagete ihr einmal

b) Aus Andacht ist der Namen dieser Dame in dem Mst. weggestrichen worden.

einmal ihr Beichtvater: Es wird also der Haß seyn, gnädige Frau, der sie verdammen wird.

So bald sie nach Hofe kam, gieng ihre erste Sorgfalt dahin, wie sie sich rächen möchte. Sie erzeigete dieser Frau einen wichtigen Dienst, und hasete sie deswegen doch nicht minder als zuvor. Sie erzählete diesen Vorfall zu St. Cyr der Frau von Glapion, zu einer Zeit, da ihre Größe und ihre Andacht alles entfernet haben würden, was sie ihrer ehemaligen Schwachheiten hätte erinnern können.

Dieser Ausdruck verleidete ihr die Welt, in welcher sie gleichwohl allezeit gelebet hat, doch ohne sich jemals wieder recht mit ihr zu versöhnen. Sie begab sich zu den Urselinerinnen in der Jakobsstraße in die Einsamkeit, allwo sie sehr wohlfeil leben konnte, und wo sie sich ihrem hervorkeimenden Geschmacke zu den Uebungen der Gottseligkeit überließ. Den vierten Theil ihres Gehalts widmete sie den Armen; um, sagete sie, die dienstfertige Lügen dadurch zu büssen, die ihr dasselbe verschaffet hatte. Sie befliß sich einer außerordentlichen Reinlichkeit, und ihr Putz war immer mit aller nur ersinnlichen Einfalt eingerichtet.

Der Marschall von Albret, welcher der eifrigste Freund der Frau von Maintenon war, hatte sie mit der Marschallinn, seiner Gemahlinn, in vertraute Freundschaft gebracht; welches wohl die Hochachtung, die er gegen sie getragen, zur Gnüge beweist: denn damals machete kein Mann seine Frau mit seiner Maitresse bekannt: und selbst anitzt, ist eine tugendhafte Frau sehr selten die Freundinn derjenigen, die es nicht ist.

Die

Die Frau von Albret war die verdrüßlichste Frau ihres Standes, und beschäfftigte sich mit nichts als mit Rosenkränzen, und Weiberputz. Die Frau Scarron gieng mit ihr um, als ob sie die angenehmste zum Umgange gewesen wäre. Oft gieng sie aus ihrer Freystatt, um sich nach dem Pallaste von Albret zu begeben; und ward das Vergnügen aller derer, die sich daselbst einfanden. Das Fräulein von Pons, und Fräulein Martel, beyde Anverwandtinnen des Hauses, beyde liebenswürdige Personen, obgleich verschiedener Gemüthsart, waren in nichts, als in dem Beyfalle eins, den sie der Frau Scarron gaben. Die Frauen von Richelieu und von Montespan, verbanden sich mit dieser Gesellschaft. Man hielt daselbst große Abendtafeln, und machete kleine Verse: die erste wider die Frau von Montausier, und die zweyte wider die Valliere. Man verglich einander wechselsweise mit Blumen, oder mit Handwerken. Der Abt Tetu, der auf die Frau Scarron erzürnet war, weil sie ihn mit einer diamantenen Rose verglichen hatte, weil er so begierig auf neue Zeitungen war; verglich sie mit einer Kerkermeisterinn. Die Kerkermeisterinn machete diese Verse dagegen:

Ah l'ingrat! le maudit metier
Que le metier de geoliere!
Il faut être barbare & fiere,
Il faut faire enrager un pauvre prisonnier;
Non: ce n'est pas la ma maniere,
Tous ceux, qui sont dans mes liens,

D'eux

D'eux memes ſont venus ſ'y rendre;
Je n'ai pas cherché les moyens,
De leur plaire ou de les ſurprendre
Priſon ou Liberté, je leur donne à choiſir:
Je le dis donc ſans être vaine,
Je prens mes captifs ſans plaiſir,
Et je ſai les garder ſans peine *).

Die Frau von Richelieu, die mit einer Krämerinn auf dem Saale des Rathhauſes verglichen worden war, machete dieſe:

La marchande au Palais ſe pique
D'avoir tout du plus beau chez ſoi.
Moi, je n'etale rien. Mais mon je ne ſai quoi,
Fait, qu'on accourt à ma boutique **).

Das Fräulein von Aumale, die nachmalige Marſchallinn von Schomberg, die einer Gießerinn war verglichen worden, machete dieſen Vierling, der ſich ſo ziemlich für ihre kalte und ſtöckiſche Gemüthsart ſchickete. Le

*) D. i. Ach! der Undankbare! Was für ein verdammtes Handwerk iſt nicht das Handwerk einer Kerkermeiſterinn. Man muß dabey barbariſch und wild ſeyn, einen armen Gefangenen zu quälen. Nein! das iſt meine Art nicht. Alle, die in meinen Banden ſind, haben ſich freywillig in dieſelben geliefert. Ich habe die Mittel nicht geſuchet, ihnen zu gefallen, und ſie zu haſchen. Ich laſſe ihnen zwiſchen Freyheit und Kerker die Wahl; und ſage ohne alle Eitelkeit: Ich bemächtige mich meiner Gefangenen ohne Vergnügen; und weis ſie ohne Mühe zu behalten.

**) d. i. Die Rathhauskrämerinn bildete ſich ein, alles aufs ſchönſte bey ſich zu haben. Ich aber krame nichts aus:

Le metier, que je fais eſt aſſes difficile,
Et ne rapporte que tres peu.
Je ſoude aſſurement, en fort honnette fille,
Mais on ne peut ſouder ſans feu.

Die Frau von Monteſpan, die ihr Schickſal noch nicht vorher ſah, ſchoß dieſen Pfeil wider die Frau von Valliere ab:

Soyez boiteuſe, ayez quinze ans;
Point de gorge; fort peu de ſens;
Des Parens, Dieu le ſait! Faites en fille neuve
Dans l'Antichambre vos enfans,
Sur ma foi! vous aurez le premier des amans;
Et la Valliere en eſt la preuve.

Die Frau Scarron leuchtete ſonderlich in denen Spielen hervor, wo man Verſe brauchete. An der Flüſſigkeit der ihrigen ſah man wohl, daß ſie in der Schule eines Dichters geweſen war; an ihrer Schönheit aber hätte man nicht gedacht, daß ſie in Scarcons Schule geweſen. Folgende machete ſie ***) auf eine doch ein, ich weis nicht was machet, daß meine Bude den Zulauf hat.

***) Mich dünket, daß ich ſie unter einem andern Namen gedrucket geſehen. Aber das Fräulein von A. . . ſaget in ihrem Mſt. daß ſie von der Frau von Maintenon ſind. Sie heißen ſo: Sechs Perſonen brannten vor Verlangen, einander zu ſprechen: nach langem Suchen fanden ſie ſich einen Abend beyſammen, in einem ſchattigten und einſamen Wäldchen. Wie groß war hier ihr Vergnügen! Es übertraf ihre Hoffnung. Allein nach dem Entzücken der erſten Begrüſſung, wußten ſie weder was ſie ſagen, noch was ſie thun ſollten.

eine Lustreise, wobey man kein ander Vergnügen hatte, als daß man einander sehr viel Vergnügen versprach.

Six personnes brulant du desir de se voir,
Apres s'etre cherchés se trouverent un soir,
Dans un bois sombre & solitaire:
Que leur plaisir fit grand! il passa leur espoir!
Mais apres les transports du salut ordinaire,
Ils ne surent que dire, & ne surent que faire!

Sie machete auch auf den Abt Tetu diese Grabschrift:

Ci git un Abbê froid & sec,
Dont la vigueur fut endormie.
Dans les derniers tems de sa vie
Il ne lui restat, que le bec.
Dont il becquetoit son amie *).

Und folgende auf den Herzog von Richelieu **).

Ci git Armand: l'Amour, pour faire piece aux belles,
Lui donna son souris, son caquet, & ses ailes.

Als

*) Hier liegt ein kalter und trockener Abt, dessen Kraft eingeschlafen war. In den letzten Tagen seines Lebens hatte er nur noch den Schnabel übrig, womit er seine Freundinn schnäbelte.

**) Hier liegt Armand. Um den Schönen einen Possen zu spielen, gab Amor ihm sein Lächeln, seine Geschwätzigkeit und seine Flügel.

Als verschiedene Personen aus dem Pallaste von Albret, auf einem Dorfe das Bild der Magdalena gesehen hatten, welches dem Abte Tetu glich: machete die Frau Scarron folgendes auf ihn:

Est ce pour flatter ma peine
Que dans un vieux Cabaret,
Croyant voir la Madelaine,
Je trouve votre Portrait?
La marque d'amour me touche;
J'en aime la nouveauté:
On vous a fait femme & louche;
Sans nuire à la verité *).

Aus diesen gesellschaftlichen Kleinigkeiten kann man schließen, daß sie einer Deshoulieres gleich gekommen wäre: wenn nicht die Andacht, diese Mörderinn aller liebenswürdigen Eigenschaften, sie bewogen hätte, der Dichtkunst zu entsagen. „Ich habe „keine Zeit glücklicher hingebracht, als dieselbe;„ hat sie nachmals oft gesaget.

Die Frau von Chalais, nachmalige Prinzessinn Ursini, kam oft in den Pallast von Albret. Die Frau Scarron gefiel ihr sehr, und sie stiftete eine Verbindung mit ihr, die bis an ihren Tod dau-

 erte.

*) Geschieht es zu Stillung meines Kummers, daß ich in einem alten Wirthshause, indem ich die Magdalene zu finden glaube, euer Bildniß antreffen muß? Dieß Zeichen der Liebe rühret mich; seine Neuigkeit gefällt mir. Man hat euch zum Weibe und schielend gemachet, und zwar ohne Schaden der Wahrheit.

erte. Alle, die zu dieser Gesellschaft gehöreten, traueten dem recht unverschämt überlegenen Witze der Frau von **Chalais** nicht; und wollten niemanden, als die Frau **Scarron** zu Rathe ziehen, die ihnen gute Anschläge gab, ohne sie zu demüthigen.

Nachmals hat sie oft gesaget: Indessen, daß die Frau von **Ursini** eifersüchtig darüber war, daß man mich unter der ganzen Gesellschaft wählte, um mit mir in einem Winkel von ernsthaften Geschäfften zu reden, wäre ich gern an ihrer Stelle gewesen, um mich zu vergnügen. Also waren wir beyde mit einander unzufrieden: ich, weil ich den angenehmen Zeitvertreib liebete; sie, weil sie die Ränke liebete. Gleichwohl war es mir lieb, daß man eine so gute Meynung von mir hatte. Man liebete meine Freymüthigkeit und mein Bißchen Vernunft: aber man fürchtete sich vor der Scharfsinnigkeit der Frau von **Ursini**; und ich opferte gern mein Vergnügen diesem Vorzuge auf. Denn ich habe allemal das Glück gehabt, die wahren Güter zu lieben, und das Unglück, mich an Hirngespinnsten zu weiden.

Der

*) Barillon drückete seinen Verdruß darüber, in folgenden Versen aus, die er auf die Frau Scarron machete, als sie im Begriffe stund, Conflans zu verlassen:

Nous serions heureux Climene,
Si quittant ce beau sejour
Vous avies autant de peine,
Qu' Iris en quittant la Cour.
Tandis, que de Votre absence
Nous pleurerons nuit & jour,

Der Graf von Guiche, der Abt von Aumont, Feuillade, Bellefonds, Büssy, Beuvron, Barillon, Vardes, Rouville, St. Luc, und, der Ritter von Grammond, waren am eifrigsten bemüht, sich bey ihr beliebt zu machen. Sie konnten sie aber nicht im Umgange der Welt erhalten *). Sie kam in dieselbe ohne Absichten, und verließ sie sonder Reue. Die Zahl ihrer Freunde wuchs täglich, so gar, daß die Frauen von Albret und Richelieu eifersüchtig wurden: die zwar nicht mehr das Alter, aber die Begierde zu gefallen noch hatten. Sie ärgerten sich, daß nur der Wohlstand für sie, aber die Verehrung für die Frau Scarron war. Sie nahm es wahr, und besänftigte sie, durch eine Abwesenheit von etlichen Wochen, die sie zu Montchevreuil zubrachte; wo man, in Wahrheit Gott eifrig diente **), und wo sie mit der Frau von Brinon bekannt ward. Bey ihrer Rückkunft aber vergaß sie nichts, was sie für geschickt hielt, ihre Ueberlegenheit wieder auszusöhnen.

Croyes vous que la Cour pense
A Madame d'Hudicour?

d. i. Wir wären glücklich, o Climene, wenn du, da du diesen angenehmen Aufenthalt verlässest, eben so betrübt wärest, als Iris, wenn sie den Hof verläßt. Wann wir aber über deine Abwesenheit Tag und Nacht weinen werden; glaubest du wohl, daß auch der Hof an die Frau von Hudicour denken werde?

**) S. das Mst. des Fräuleins von Aumale.

Ein Mäurer verkündigte ihr, im Pallaste von Albret, wo sie endlich ein Zimmer angenommen hatte, ihre künftige Hoheit. Diese Begebenheit ist wahr, auch ohne das Wunderbare, welches schwache Geister damit verbinden. Dieser Mäurer, Barbe genannt, wollte ein Sterndeuter seyn. Er war oft beym Scarron gewesen: und da ihn die Bildung und edle Person seiner Frau eines Tages gerühret hatte: sagete er: das ist die Frau eines Krüppels; aber ich verstehe es schon: sie ist gebohren, einmal Königinn zu seyn. Er wiederholete es so oft, daß er es in den Sternen zu lesen glaubete, was ihm eine erhitzte Einbildungskraft eingab. Als er im albretischen Pallaste arbeitete, kam er zur Frau Scarron ins Zimmer, und sagete ihr mit einer orakelmäßigen Miene und Stimme:

Nach vielem Verdrusse und Kummer, werden sie endlich dahin steigen, wohin sie nicht zu steigen denken. Ein König wird sie lieben, und Sie werden regieren: aber Sie werden niemals sehr reich seyn. Zu dieser Prophezeihung setzete er besondere Umstände, die sie belustigten und in Verwunderung setzten. Alle ihre Vernunft und Kenntniß von der Einfalt des Sterndeuters konnten sie nicht verhindern, in einige Bewegung zu gerathen; die ihre Freundinnen ihr ansahen, und worüber sie spotteten.

Ey, meine gnädige Frauen, sagete der Mäurer, sie thäten viel besser, ihr den Rock zu küssen, als daß sie ihrer spotten. So bald

diese

diese Weißagung erfüllet war, ließ sie den Barbe suchen. Aber er war gestorben. Indessen that sie seinen Kindern Gutes.

Als das Fräulein von Aumale ihr das Leben des Ritters Bayard vorlas, und an die Stelle kam, wo man ihm die Nativität stellte, und sprach: Er würde einmal zu einer Stufe der Ehren steigen, nach welcher ein Unterthan nicht einmal streben könnte; daß aber sein Vermögen seinem Stande nicht gleich seyn würde: sprach die Frau von Maintenon: Ich bin ihm ähnlich; und Barbe hat mirs wohl vorher gesaget.

Achtzehntes Hauptstück.

Die Frau Scarron schlägt einen Mann aus, und verliert ihr Gehalt.

Indessen lag es an dem Herrn von C. . . r einem reichen und schwälgerischen Manne nicht, daß das Orakel nicht zum Lügner ward. Er wollte der Welt und den Wollüsten gute Nacht geben, weil ihm die Beine zu schwellen anfiengen. Seit dem sein Magen nicht mehr recht verdauen wollte, hub er an, sehr ernsthafte Betrachtungen anzustellen. Um sich nun mit einiger Anmuth aus dem Gewirre der Welt zu ziehen, brauchte er eine Gemahlinn. Um sich aber weitläuftige Unterhandlungen, oder gar einen Korb zu ersparen, warf er seine Augen auf die Frau Scarron. Die Marschallinn von Albret nahm sich seiner an; und that seinen Antrag, in fester Einbildung, daß eine arme Wittwe ihr tausend Dank dafür wissen würde.

Allein diese glaubete nicht, daß es sehr angenehm seyn würde, aus dem Bette eines Gichtbrüchtigen ins Bette eines Wassersüchtigen überzugehen. Sie antwortete daher kurz und gut: dieser Freyer schicke sich nicht für sie; er wäre ohne Sitten und ohne Religion; hitzig und ohne Verstand; kurz, sie wolle einen glücklichen Mittelstand einem Zustande vorziehen, wo sie bey großem Reichthume noch größere Uebel antreffen würde.

Die

Die Marschallinn drung in sie, und stellete ihr vor: daß der Marquis ein Mann von Adel, und von so eingeschränkter Einsicht wäre, daß er sich ganz nach ihrem Willen richten würde. Man erwiederte ihr aber: daß Geburt sonder Verdienste, sehr wenig auf sich hätte, und daß es schlimm wäre, einen Menschen zu regieren, der dumm genug wäre, sich von seiner Frau regieren zu lassen. Die Frau von Albret empfand es übel, daß man ihr widerstund; und sagete in der ersten Hitze ihres Verdrusses: Sie, (die Frau Scarron) wäre eine Stolze! Sie wäre ja nicht immer so ekel gewesen! Der Umgang mit den Vornehmen hätte sie angestecket; ja sie hätte wohl gar einen possierlichen Poeten geheurathet.

Die Frau Scarron nahm diese Vorwürfe so übel, daß sie sich der Thränen nicht enthalten konnte: entweder, weil ihr das Andenken ihres Mannes noch lieb war; oder weil ihre Ehrliebe dabey viel litt, daß sie sah, man erinnere sich noch, daß sie Scarrons Frau gewesen, nachdem sie alles gethan hatte, solches ins Vergessen zu bringen. Ihren Zorn wieder zu besänftigen, sagete ihr die Marschallinn hundert verbindliche Sachen vor. Allein die Wunde war gemachet. Die Frau Scarron war böse, daß man ihr einen Mann vorrückete, dessen bloßer Namen ihr auch nach seinem Tode ein Gehalt zuwege gebracht. Die Herzoginn von Richelieu söhnete sie aus. C. . . x bekam seinen völligen Abschied: und stellete seine Bestrebungen ein, die so viel Verachtung gegen sich selbst, als Hochschätzung gegen die Frau Scaeron darthaten.

Als die königliche Frau Mutter verstarb, zeigete sich der Marquis von C. . . x wieder, viel vortheilhafter, aber auch viel verhasseter, als jemals. Er machete sich vergeblich die Hoffnung, daß eine Veränderung im Staate, auch eine Aenderung im Geschmacke nach sich ziehen würde. Die Frau Scarron war unbeweglich in allen ihren Entschliessungen, wenn sie dieselben für billig hielt. Der Zustand, darinnen sie sich befand, benahm ihr den Muth nicht, so wenig als der Stand sie verblendete, den man ihr anboth. Ihre Freyheit schien ihr das größte von allen Gütern zu seyn. Sie sagete zu der Frau von Albret, sie möchte die Sklavinn eines Menschen nicht seyn, dessen Frau sie nicht hätte seyn wollen. Ihre Freunde sahen sie für eine Halsstarrige an, die keinen Schutz verdienete, weil sie ein so ansehnliches Glück ausgeschlagen. Die L'Enclos war die einzige, die ihre Standhaftigkeit billigte. Diese Frau, sagete sie, ist mehr werth, als alle Marquis von Frankreich. Um dieses zu glauben, müßte man so gescheid denken können, als Ninon dachte.

Diese L'Enclos glaubete, das Elend würde ihr doch endlich die Frau Scarron zuführen. Sie both derselben ihr Haus und ihren Tisch an. Frau Scarron aber war viel zu eifersüchtig auf ihren guten Ruf, als daß sie diese Zuflucht hätte annehmen sollen. Die Gesellschaft der Ninon schickete sich weder zu ihrem Character, noch zu ihren Absichten. Sie hätte alldort nur Anbether gefunden, und deren war sie überdrüßig. Villarceaux und sie, konnten

ten sie sonder Bewegung nicht nennen hören; auf die Deisten und auf Gott allein, war ihre ganze Hoffnung gegründet. Sie schränkete sich also dabey ein, daß sie dieselbe nur dann und wann besuchete; und machete sich allmählich von ihr los, ohne doch ganz und gar mit ihr zu brechen. Sie war gar zu erkenntlich, um sie nicht zu lieben; und gar zu gewissenhaft, um sich mit ihr zu verbinden. Sie war zu scharfsichtig, um deren Character zu verachten, und viel zu tugendhaft, als daß sie ihre Aufführung hätte genehm halten sollen. Sie begab sich aus Sparsamkeit zu den Hospitalerinnen, auf der Vorstadt St. Marceau. Gleichwohl will der Verfasser des Lebens der Ninon, welches nach dem Hörensagen des Abtes Chateauneuf, und des Voltaire verfasset ist, daß sie und die Frau Scarron lange Zeit nur ein einzig Bett gehabt hätten. Ja! ja! Ninon war eben die rechte, mit Frauenzimmern zu schlafen.

Indessen nun, daß die Frau Scarron in ihrem Kloster, vor langer Weile fast des Todes war, las sie diejenigen Bücher durch, die der Abt Tetu ihr schickete; sie bestrebete sich gottselig zu werden, sie seufzete über den Verlust ihres Gehalts, und lehrete das Fräulein Balbien lesen. Nun wollen wir einmal sehen, wie es indessen an demjenigen Hofe zugegangen ist, wo sie dereinst regieren sollte; und mit wie vielen Herzen Ludwig der XIV. erst die Probe gemachet hat, bevor er eines gefunden, welches seiner würdig war.

Ich muß meine Leser wezen der Nichtswürdigkeit dieses Stückes um Vergebung bitten. Wenn man in dem Lande der Kleinigkeiten herum reiset, muß man ja wohl dessen Sprache reden! Die Journalisten zu Trevoux schimpfeten ehemals auf eine solche Digression; anitzt aber wird sie durch den Titel meines Buches gerechtfertiget. Man sage ja nicht, daß dergleichen Begebenheiten, als ärgerlich, der Vergessenheit sollten übergeben werden. Das Leben der Sünder kann den guten Sitten eben so dienlich seyn, als das Leben der Heiligen. Was ist wohl z. E. erbaulicher, als die Geschichte der Päbste:

Das dritte Buch.

Erstes Hauptstück.

Die ersten Liebeshändel des Königes.

Ludwig dorfte eben nicht zärtlich und liebenswürdig seyn, um geliebet zu werden. Sein Rang allein hätte ihn dessen schon überhoben. Allein der Himmel, welcher beschlossen hatte, daß alles an demjenigen Menschen außerordentlich seyn sollte, der der ganzen Welt eine andere Gestalt geben sollte, hatte noch den Vorzügen der Hoheit, diejenigen stolzen Annehmlichkeiten des Körpers, die edlen und schmäuchelhaften Sitten, und diejenige Empfindlichkeit des Herzens zugetheilet, welche die Eroberungen erleichtert, und den wahren Reiz der Liebe ausmachet.

Er warf seine Augen zuerst auf die Frau von Beauvais, erste Kammerfrau der Königinn c). Die Königinn Anna von Oesterreich aber hintertrieb diese Absichten: und Ludwig lernete bey frü-

her

c) Der Marquis von Richelieu heurathete nachmals ihre Tochter.

her Zeit zärtlich lieben, weil man ihm durch seine ersten Liebeshändel einen Querstrich gemachet hatte.

Das Fräulein von **Argencour**, die sehr schön, sehr schmachtend, sehr fein, und sehr zärtlich war, setzete sichs vor, ihm zu gefallen: und es gelung ihr auch, aber nur auf wenige Wochen, weil sie zu gleicher Zeit dem Chamarante, erstem Kammerdiener gefiel. Dieser Chamarante war einer der schönsten Mannspersonen bey Hofe, und viel geschickter einer Blonden zu gefallen, welche verliebt war, weil sie nothwendig lieben mußte; als ein junger König, welchem die Natur sagete, es gäbe gewisse Vergnügungen, deren Genuß ihm sein Alter noch nicht erlaubete. Das Fräulein **von Argencour** war stolz darauf, daß ihr Monarch zu ihren Füßen lag, und befestigte ihre Herrschaft über ihn durch ihre Strenge. Sie erlaubete ihm zu seufzen, und foderte lauter Ehrerbiethung von ihm. Durch ihre kluge Aufführung erwarb sie sich die Freundschaft der königlichen Frau Mutter; insgeheim aber erholete sie sich mit ihrem Liebhaber des Schadens einer so belästigenden Tugend.

Ludwig vermuthete zwar bey ihr irgend eine heimliche Leidenschaft; aber das bildete er sich nicht ein, daß Argencour diejenige seyn würde, welcher die Lust ankäme, den Herrn und den Knecht in einer so ehrenrührigen Verbindung zu vereinbaren. Er ließ auf alle Schritte seiner Geliebten Acht geben, und entdeckete, daß sie ihm ungetreu wäre. Bey

dem

dem Ausgange aus der Messe, fand die Amme des Königes in dem großen Saale zu Fontainebleau, einen Brief, welchen sie der königlichen Frau Mutter übergab. Der König las ihn. Es war ein überaus zärtliches Handschreiben, und dennoch nicht an den König gerichtet. Welch ein Schrecken unter allen Staatsfräulein! Die von Fouilloux klagete die la Motte an. Die la Motte rechtfertigte sich, und endlich folgeten so viel Anzeigen auf einander, daß aller Argwohn auf das Fräulein d'Argencour fiel.

Indessen kannte doch Ludwig seinen Nebenbuhler noch nicht; Er hatte aber den Marquis von Richelieu im Verdachte. Die königliche Frau Mutter beneidete ihm diesen Trost. Aber wie sehr erschrack er nicht, und wie sehr ward er gedemüthiget, als sie ihm bewies: daß dieser glückliche Nebenbuhler, einer von seinen Lakayen wäre *d*).

Das Fräulein von Argencour gerieth also ins Vergessen, und Chamarante ward nur durch einen einzigen ungnädigen Blick bestrafet. Diese Strafe ist merkwürdig, zu einer Zeit, in welcher es nicht ungewöhnlich war, daß ein mächtiger Vasal, einen Mann in Furcht und Schrecken setzete, dem er seine Frau gestohlen hatte; daß dieser Mann sich verbergen mußte, um sich vor einem unbilligen Ansehen zu sichern; und daß die Welt diese Furcht und

d) Man sehe Patins Briefe, und die Nachrichten der Frau von Montpensier.

und Vorsichtigkeit eines solchen Mannes billigte. Allein es ist ganz billig, daß ein Privatmann sich räche, und ein König von Frankreich verzeihe.

Dieser Herr hatte lange zu thun, ehe er diejenigen Eindrücke wieder vergaß, welche diese Begebenheit ihm wider alles Frauenzimmer überhaupt einflößete. Er trauete ihnen niemals wieder recht, und sich selber nicht einmal. Er konnte nicht zu der Gewißheit gelangen, daß er auch ohne Ansehung seiner Krone geliebet würde; und ohne diese Gewißheit ist kein König in der Liebe glücklich. Sein Kammerdiener verderbete ihm alle Freude.

Zweytes Hauptstück.

Die Mancini.

Der Cardinal Mazarin hatte seine Nichten aus Italien kommen lassen, um sein Ansehen durch Verheurathungen zu befestigen. Sie hatten alle viel Verstand, und gar bald wurden sie die vornehmste Zierde des Hofes. Sie verbanden mit demjenigen galanten und edlen Wesen, welches **Anna von Oesterreich** aus Spanien mitgebracht hatte, noch die kleinen Kunstgriffe der Lebhaftigkeit und der Buhlerey; die sich sehr wohl mit derjenigen Sanftmuth, Zärtlichkeit und wohlanständigen Freyheit zusammen schickten, die schon damals in Frankreich eingeführet waren.

Ludwig wandte sich an die älteste; er fand auch Gehör; aber er hatte nicht die Zeit, glücklich zu seyn. **Mazarin** unterbrach diese erste Neigung, indem er sie mit dem Grafen **von Soissons**, dem Vater des Prinzen **Eugenii**, verheurathete. Gleichwohl hatte er einige und zwar ziemlich lebhafte Zusammenkünfte in dem Pallaste **von Soissons**.

Ludwig ward sehr gefährlich krank. Der Bruder des Königes bekam die häufigsten Aufwartungen. Das Frauenzimmer suchete Herr über ihn zu werden: allein er empfand so wenig Vergnügen bey der pfälzischen Prinzessinn, die sich zuerst bemühete, ihm dasselbe angenehm zu machen, daß er

sich entschloß, niemanden zu gehorchen, als lauter Mannsleuten *e*). Der Graf von Guiche, der fast eines Alters mit ihm, schön, wohl gewachsen, und sehr schlau war, bemächtigte sich seiner, und der Ritter von Lothringen machete ihn vollends weichlich.

Die Frau von Soissons ließ sich nach des Königes Befinden erkundigen. Maria Mancini aber, ihre Schwester, erkundigte sich in eigener Person darnach. Die eine erwartete den Tod ihres Liebhabers mit einer Standhaftigkeit, die dem Kaltsinne ähnlich sah: die andere scheuete ihn, als das höchste Unglück, und weinete bitterlich. Der genesende Prinz erfuhr die unterschiedenen Gesinnungen dieser zwoen Schwestern, und liebete künftig diejenige, die ihn wieder liebete *f*).

Maria Mancini, welche seit der Zeit den Connetable Colonna geheurathet, war eben nicht schön; aber sie besaß so viel Annehmlichkeit, daß man nicht gewahr ward, wie klein ihre Augen, wie groß ihr Mund, und wie gelb ihre Haut war. In allen ihren Handlungen zeigete sich etwas wahres, und eine gewisse Zierde, welcher man nicht widerstehen konnte; in ihrem Verstande aber erblickete man diejenige Stärke, und denjenigen Stolz, der in der Gebietherinn eines Königes so gefährlich wird, wenn er nicht durch die Liebe und durch Annehmlichkeiten gemildert wird. Ludwig ergab sich endlich.

Sein

e) Siehe Memoires de Montpensier, Tom. IV. p. 95.

f) Eben daselbst.

Sein Herz hatte nichts zu thun, und wollte beschäfftiget seyn.

Der Cardinal stellete sich, als misbilligte er diese Leidenschaft; im Grunde aber war sie ihm sehr lieb, und vergaß nicht dieselbe zu unterhalten: denn so behielt er die Staatsgeschäffte in Händen. Die königliche Frau Mutter war ebenfalls gelassen dabey: sie dachte, der Ekel sey allemal von der Häßlichkeit unzertrennlich; und bedachte nicht, daß das Auge sich eben sowohl an dieselbe gewöhnet, als an die Schönheit; dahingegen der Verstand immer neue Quellen hat. Außerdem bemerkete sie, daß der König nirgend vergnügt war, als bey der Mancini; und sie war nicht gesetzt genug, einem Sohne sein Vergnügen zu benehmen, welchen sie so sehr ehrete, daß sie auch einmal für allemal entschieden hatte: so oft eine Zwistigkeit zwischen dem Könige und dem Herzoge von Anjou entstehen möchte, welchen sie doch noch lieber hatte, sollte der Herzog von Anjou allezeit Unrecht haben. Die Spionen, welche sie hielt, setzeten sie ebenfalls in Ruhe. Sie versicherten dieselbe, der König und das Fräulein Mancini, wendeten diejenige kostbare Zeit auf das Verslesen, Romanenlesen, und Komödienlesen an; welche andere Leser zubringen würden, den Stoff zu dergleichen Schriften zu bereiten. Maria Mancini lehrete den König das Italienische, sie lehrete ihn lesen, denken, empfinden, und trug zur Bildung seines Verstandes mehr bey, als alle seine Lehrmeister. Die Liebe ist ja wohl eine große Lehrerinn!

Unmerklicher Weise liebeten beyde einander mehr; ungeachtet sie beyde einander mehr kennen lerneten: und die Frau von Venelle überraschete die Italienerinn, als sie eben im Begriffe war, dem Könige die ersten Unterrichtungen in der Wollust bekannt zu machen. Mazarin wollte dieses Feuer ersticken; entweder, weil es seinen Absichten zuwider war, oder weil er seiner Nichte gram geworden, oder weil er der Königinn gefallen, und sie dadurch trösten wollte, daß er ihr so wenig die Hand im Regimente ließ. Er verboth also beyden Verliebten, einander mehr zu sprechen.

Das war nun gerade ein Mittel, daß sie sich desto öfter zu sprechen wünscheten. Was anfangs nur ein freundschaftlicher Umgang von Seiten des Königes, und eine bloße Buhlerey von Seiten der Mancini gewesen war, das schlug in eine ungestüme Leidenschaft aus. Die Mancini war viel zu witzig, daß sie nicht Ränke hätte ersinnen können: und Ludwig war ebenfalls viel zu klug, als daß er hätte gehorchen wollen. Sie redeten also heimliche Zusammenkünfte ab, die sie noch zärtlicher machten, und schworen sich eine ewige Liebe. Die königliche Frau Mutter beklagete sich; der alte Italiener hielt seine Nichte im Zwange; die ungelehrige Nichte entwischete ihm immer; und der König tröstete sie über denen Verweisen, die man ihr gab, damit er seiner Seits auch wieder getröstet würde.

Mazarin ließ ihn vor langer Weile verschmachten, und machete ihn durch die Ergetzungen weich-

lich.

lich. Indessen war dieser Prinz zum Arbeiten gebohren, und sein ernsthaftes Wesen zeigete sol es zur Gnüge an. Da man ihn nun von allen Staatsverrichtungen entfernete, so machete er sich ein wichtiges Geschäfft aus seinen Liebeshändeln.

Maria Mancini war nach dem Herrschen begierig, und ihres Joches überdrüssig. Sie warf ihm oftmals denjenigen Zwang vor, in welchem ihr Vätter ihn hielt: der doch von allen seinen Verwandten, so wie von allen Franzosen gehasset würde. Sie schämete sich, denjenigen König, welchen sie liebete, unter einer Vormundschaft zu sehen; sie stellete ihm vor: sein Staatsrath und seine Mutter sucheten nur darum seine Minderjährigkeit zu verlängern, und ihn in einer ewigen Kindheit zu halten; weil es nunmehr Zeit wäre, daß er selbst regierete: und sie würde ihn hundert mal lieber haben, wenn er ein arbeitsamer Beherrscher, als ein müssiggehender Sklav wäre. Sie sagete zu ihm: „Warum gebrauchen „Sie sich denn nicht Ihrer Gewalt? Sie gehorchen „einem Pfaffen; Sie! die ganz Europa in Furcht „und Schrecken setzen können! Ein einziger Be„weis Ihrer Macht, würde Sie mit Ehre und „Ruhm bedecken. Die Liebe allein hat mich zu „Ihrer Unterthaninn gemachet: allein, Sie sind „meiner nicht würdig; wenn es Ihnen beliebt an„dern zu dienen. Ich liebe Sie, wie mein Auge im „Kopfe; Ihre Ehre aber liebe ich noch viel mehr. „Wäre ich in Italien geblieben, so würde ich doch „wenigstens keinen Liebhaber besitzen, der in allen

„Stücken gehofmeistert wird, und dem man in allem „widerspricht!„

Auf diese Weise brachte die Liebe den Ludwig zu derjenigen Hoheit der Seele, die alle Abhänglichkeit verabscheuet; auf diese Art bereitete sie ihn zu derjenigen Standhaftigkeit, mit welcher er seit diesem das Regimentsruder geführet. Wer fähig ist nur einen Augenblick zu herrschen, der herrschet auf immer.

Das männliche und heldenmüthige Wesen der Nichte, machete den Mazarin verhaßt, und Mazarins listige Ränke, macheten die Nichte nur noch beliebter, da sie doch zu ihrem Verderben ersonnen waren. Einmal als Ludwig recht in Leidenschaft gerieth, versprach er der Mancini, sie zu heurathen; diese Augenblicke kamen oft wieder, und dieser Eid wurde hundertmal wiederholet. Es fehlete nicht viel, so hätte die Mancini die Verweisung ins Elend für den Cardinal erhalten. Kein einziger anderer Premierminister hätte seine Stelle ersetzen können. Frankreich wäre durch zwey Kinder beherrschet worden; und vieleicht wäre es eben so gut gewesen.

Mazarin hatte nicht voraus gesehen, daß diese Leidenschaft so weit gehen würde. Er hatte für die Ehre seiner Nichte alles befürchtet; nunmehr zitterte er für den Ruhm seines Königes. Gleichwohl sah er mit einem heimlichen Vergnügen ein, daß diese Heurath noch wohl möglich seyn könnte: und die königliche Frau Mutter errieth seine ehrsüchtigen Gedanken.

Eins-

Einsmals als er sie darüber zu erforschen suchete, sagete sie zu ihm mit Heftigkeit: wofern jemals mein Sohn diesen Schimpf an seinem Blute verübete, würde ich mich selbst an die Spitze aller Stände des Staates stellen, um die Ehre des königlichen Hauses zu rächen *g*).

Ueber diesen Worten erzitterte Mazarin, mit dem man nur herzhaft sprechen mußte. Dieser Minister hätte sich an ganz Frankreich, welches ihn verabscheuete, auf eine entsetzliche Weise rächen können: denn er liebete in demselben doch nichts, als das Geld und den König, wenn er ihm eine Königinn aus seinem eigenen Blute gegeben hätte. Allein er besaß nicht Muth genug, und die Unruhen, welche der Geiz erreget, ersticketen bey ihm die Bewegungen der Ehrsucht.

Der Cardinal Richelieu hätte in dergleichen Falle keinen Augenblick angestanden. Dieser ward sowohl durch die Größe eines Verbrechens, als durch die Hoheit, die mit dessen glücklichem Erfolge verknüpfet ist, dazu gereizet, und hätte den unermeßlichen Zwischenraum, der unter einem Regenten und seiner Unterthaninn ist, auszufüllen gewußt. Mazarin hingegen, der sich durch die Klagen der Königinn, durch das Geschrey des ganzen Hofes, und durch das Murren der Prinzen abschrecken ließ,

g) Man sehe die Memoires der Frau von Moteville nach. Diese Antwort steht auch noch in andern Nachrichten der damaligen Zeit.

suchete sich noch gar ein Verdienst aus demjenigen zu machen, was nach der Schwäche seines Verstandes eine Nothwendigkeit war.

Er entfernete daher seine Nichten. Der König mochte weinen, seufzen, drohen, seine Kniee umfassen, ihn seinen Vater nennen, wie er wollte; alles half nichts, sie reiseten ab. Bey dieser Trennung sagete die Mancini zum Könige folgende Worte, die so viel bedeuten, und welche Racine auf eine so glückliche Art in dem Britannicus angebracht hat.

Mein König! du bist Herr; du weinst! und ich muß scheiden?

Als Ludwig von seiner Geliebten getrennet war, empfand er erst alle Stärke seiner Leidenschaft. Er gab den Vorstellungen seiner königlichen Frau Mutter kein Gehör, und wollte von seiner Heurath kein Wort hören. Die Mancini mußte auf Anhalten der Anna von Oesterreich von Brouage zurück kommen. Der König ließ sich es endlich gefallen, nach Lion zu reisen, um die Prinzessinn von Savoyen zu sehen. Diese Prinzessinn, Margaretha, kam in das Innerste von Frankreich gereiset; um eine misfällige Gestalt daselbst zu zeigen, eine zweydeutige abschlägige Antwort zu erhalten, den spanischen Hof eifersüchtig, und die Prinzessinn von Montpensier eigensinnig zu machen.

So bald die Mancini die Prinzessinn gewahr ward, sagete sie zum Könige: Schämen Sie sich nicht, eine garstige Frau von so weitem aufzusuchen?

Als

Als die Prinzessinn merkete, daß die Vorschläge vom Pignatelli und die Ränke der Mancini, sie von dem Throne ausschließen würden, wollte sie doch wenigstens zeigen, was sie würde gethan haben, wenn sie ihn bestiegen hätte. „Wenn ich Kö„niginn wäre, sagete sie zu des Königes Ruhme, „so müßte mein Gemahl mir alles über Seite schaf„fen, was das Unglück hätte, mir zu misfallen. Um„sonst würde ich mich nicht lieben lassen! und man „würde mir nicht ungestraft misfallen. Je, mein „Gott! erwiederte die Prinzessinn ganz erschro„cken, was werden sie denn sagen und thun, „wenn sie einmal regieren werden? *h*). „

Endlich kam denn die so oft vorgeschlagene Infantinn von Spanien, im rechten Ernste, als ein Band zwischen beyden Kronen, in Vorschlag. Der König aber verwarf denselben. Der savoyische Hof reisete mit einer bedinglichen Heurathsversprechung von Lion ab: und Mazarin, welcher nunmehr seiner Oberherrschaft gewiß war, ließ sich in Unterhandlungen ein.

Nach und nach giengen dem Könige die Augen auf. Die Abwesenheit, welche junge Leute von ihren Vorurtheilen heilet, so wie sie die Alten nur noch tiefer verwundet, richtete dasjenige aus, was die Vernunft nicht hatte thun können. Man las die Briefe des Cardinals, welcher beständig den Vorwurf machete: man wolle lieber dem Vortheile, der größte König von der Welt zu seyn, entsagen, um

h) Man sehe die Memoires de Montpentsier, T. IV. p. 145.

mit der Mancini in Verachtung zu leben. Der Cardinal zählete alle Dienste her, die er diesem Königreiche geleistet hätte, welches er in der That fast zu Grunde gerichtet hatte; alle Gefahren, aus welchen er den König durch seine guten Rathschläge gerissen, nachdem er ihn erst durch seine herrschsüchtigen Niederträchtigkeiten darein verwickelt; und drohete, er wolle alles stehen und liegen lassen, und nach Italien reisen. Diese Drohung war unverschämt, und schien so viel zu sagen: Mazarin hätte die Staatssachen so durch einander gewirret, daß er allein den Leitfaden dazu hätte. Indessen wirkten doch die Briefe dieses Staatsmannes so viel, daß der König in die Heurath mit der Infantinn willigte.

Dieser Prinzessinn fehlete es nicht an Schönheit. Sie hatte ein edles Ansehen, schöne Augen, und eine sehr weiße Haut; aber nichts zärtliches, nichts lebhaftes. Ihre Leutseligkeit gewann ihr alle andern Herzen, nur dasjenige nicht, welches ihr das allernöthigste gewesen wäre. Sie hatte gar keine Begierde zum Herrschen, und hatte auch nicht die Fähigkeit dazu. Sie beschäfftigte sich bloß mit der Liebe gegen Gott, und mit der Gleichgültigkeit des Königes; ohne wider den Schöpfer zu murren, und ohne sich über das Geschöpf zu beschweren.

Drittes Hauptstück.

Die Valliere.

An die Herzoginn von B. . .

Gnädige Frau, ich widme Ihnen die Valliere, weil Dieselben sie verschönert haben. Ich übergebe sie nunmehr den Augen der Welt, indem die Züge, welche Dieselben hinzugesetzet, ihr gefallen werden; und diejenigen, so Dieselben haben stehen lassen, Eurer Gnaden selbst gefallen haben.

Ludwig hegete gegen die Königinn alle Hochachtung, welche ihre Tugend verdienete. Allein der Umgang mit der Herzoginn von Anjou gefiel ihm doch viel besser. Sie war Henriette von England, eine Schwester Karls des zweyten. Ihre ordentliche Schönheit setzte alle diejenigen in Erstaunen, welche ihr in ihrer Kindheit nichts als Häßlichkeit und gewisse Annehmlichkeiten angesehen hatten. Wäre ihre Leibesgestalt vollkommen gewesen, so hätte sie das Meisterstück der Schöpfung heißen können. In ihren Unterredungen hatte sie tausend Annehmlichkeiten; ihr Verstand war durch das Lesen der besten Bücher bereichert worden: ungeachtet ihr Geschmack zärtlich und natürlich war, so war er doch

unfehl-

unfehlbar und fein. Ihre Gemüthsart war gleichförmig, bezaubernd, und recht so, wie sie seyn muß, um über Franzosen zu herrschen. Ungeachtet sie einem hohen Throne nahe war; so sah man dennoch wohl an ihren Vollkommenheiten, daß sie im Schooße des Unglücks müßte erzogen worden seyn: mit allem diesem verband sie die Begierde und die Gabe zu gefallen.

Der Herzoginn von Anjou ward die Zeit bey ihrem Gemahl so lang, als dem Könige bey der Königinn. Beyde entdeckten einander ihren Ekel, und besucheten einander, um nur Luft zu schöpfen. Anfangs war dieses nur Zufluchtsweise; mit der Zeit knüpfete eine zärtlichere Empfindung ihr geheimes Verständniß zusammen. Es wurden kleine Feyerlichkeiten angestellet; man schrieb sehr verliebte Handbriefe an einander; man schickete einander Verse zu; man spazierete mit einander im Holze herum; und verirrete sich vieleicht auch ein wenig darinnen. Die Hofleute fiengen an zu schwatzen; die königliche Frau Mutter fieng an zu schelten; der Herzog von Anjou beschwerete sich; die Königinn weinete; und kurz, das ganze königliche Haus gerieth in Uneinigkeit.

Ludwig war ein viel zu rechtschaffener Mann, als daß er seines Bruders Frau hätte entführen sollen: er besuchete also die Herzoginn von Anjou seltener als sonst. Aber so tugendhaft war er doch auch nicht, und besaß sich selbst nicht so sehr, daß er ohne alle Leidenschaft hätte leben können. Er suchete also sein Herz irgendwo hinzuthun.

Ein

Ein junges Staatsfräulein der Herzoginn von Anjou, ward durch die majestätische Gestalt, durch den edlen und einschmäuchelnden Ton der Sprache, durch die heldenartige Gesichtsbildung, und durch die regelmäßigen Gesichtszüge gerühret, die den König zum liebenswürdigsten Menschen seines ganzen Hofes macheten.

Dieß Fräulein hatte ihn beständig vor Augen, und nährete gern ins geheim dasjenige Feuer, welches ihr Herz verzehrete. Ach! warum war sie doch keine Prinzessinn! warum hatte sie doch keine Kronen ihm anzubiethen! warum hatte doch das Schicksal ihn auf den Thron gehoben? O! wäre er doch ein Schäfer! sagete sie. Trüge er an statt eines Zepters denjenigen Schäferstab, welchen er gestern auf dem Balle führete, allwo meine Augen nichts anders sahen, als ihn! Aber welch ein unbilliger Wunsch! ist denn auch wohl ein einziger Sterblicher würdiger zu regieren?

Eine von denen schönen Nächten, die dem Nachdenken so gefährlich sind, lockete sie an, mit noch dreyen ihrer Gespielinnen, die Abendluft zu genießen. Der König, welcher mit einigen seiner Hofleute spazieren gieng, sah, daß sie in den Wald giengen. Alle waren einstimmig, sie giengen aus verliebten Absichten dahin. Man folgete ihnen daher auf dem Schritte nach. Allein man hatte sich sehr geirret: sie hatten dießmal mit der Liebe nichts zu schaffen.

Sie setzten sich nieder. Der König befahl seinem Gefolge, bey Seite zu gehen, er selbst näherte

sich

sich ganz leise, und versteckete sich mit Beringhen hinter einem dicken Baume, wo er alles hören konnte, ohne bemerket zu werden. Aber was hörete er? übertriebene Lobsprüche über das Ballet. Wer war der liebenswürdigste unter denen, die da getanzet hatten? Hier wurden die Stimmen getheilet. Die eine erklärete sich für den Marquis d'Alincour *i*), die andere für den Herrn von Armagnac *k*), noch eine andere für den Herzog von Guiche. Kurz, sie giengen alle große Herren des Hofes durch; und keine einzige erwähnete des Königes.

Zu allem Glücke war noch eine übrig, die bis dahin kein Wort geredet hatte. Ihre Gespielinnen warfen ihr dieses Stillschweigen vor; allein sie antwortete ihnen mit einem verachtungsvollen Verstummen. Die andern drungen in sie, sie sollte sich doch auch erklären. Ach! sagete sie mit einem tiefen Seufzer, ist es auch möglich, alle diese Mannsleute nur anzusehen, wenn sie neben dem Könige sind: So: schrieen alle andern, so muß man denn ein König seyn, um euch zu gefallen: Nein! erwiederte sie, die Krone vermehret seine Reizungen gar nicht; vielmehr vermindert sie die Gefahr, die sonst dabey seyn würde: für ein zärtliches Herz würde er gar zu furchtbar seyn, wenn er nicht König wäre; indessen verleidet er einem doch alles, was nicht Er ist.

Be-

i) Der letztverstorbene Marschall von Villeroy.

k) Herr le Grand, Vater des verstorbenen Prinzen Karls.

Beringhen bemerkete den Eindruck, welchen diese Worte in Ludwigs Seele macheten. Dieser Prinz empfand alle Reizungen des Vergnügens, daß er bloß um seiner Person willen geliebet würde; und die Eigenliebe bereitete sein Herz zur Liebe zu. Dieses ungekünstelte, natürliche und von allen denen Kunstgriffen entfernete Geständniß, deren die Damen seines Hofes sich bedieneten, um ihn in ihr Netz zu ziehen; dieses war der Pfeil, dessen die Liebe sich bedienete, um sich ihm unterwürfig zu machen.

Seine Glückseligkeit erfüllete ihn ganz und gar; er war nunmehr von derjenigen Ungewißheit befreyet, welche den Freuden der Könige so hinderlich ist. Er begab sich zurück, und verboth Beringhen von dieser Begebenheit zu reden. Beringhen muthmaßete, daß es hierbey sein Bewenden nicht haben würde, und schmiedete bey Zeiten seine Anstalten.

Der König dachte die ganze Nacht hindurch an dasjenige, was er gehöret hatte. Der Ton einer so angenehmen Stimme, die ihm den Vorrang vor allen Sterblichen zuerkannt hatte, rührete annoch seine Ohren, und sein Herz selbst fühlete dieselben. Er war versichert, daß er diejenige liebete, die ihn gekrönet hatte; er war betrübet, daß er sie im Finstern nicht hatte erkennen können; er war ungeduldig, seine Empfindungen endlich irgendwo zu befestigen; kurz, er eilete zur Herzoginn von Anjou. Das Fräulein von Tonnecharante gieng bey ihm vorüber: ach! sagete Beringhen zu ihm, wenn das dieselbe wäre! Nein, erwiederte der König, das ist nicht die, die ich liebe.

Bey dem ersten flüchtigen Anblicke, den er auf die Staatsfräulein warf, ward er unter ihnen allen einer gewissen Gesichtsbildung gewahr, welche edel, sanftmüthig, und so einnehmend war, daß er wünschete, er möchte dasjenige ihr zu danken haben, was er die vorige Nacht gehöret hatte. Er redete sie an. Die Bescheidenheit und Verwirrung zierten sie mit neuen Reizungen aus. O! mit wie vielem Vergnügen erkannte er ihre Stimme, und wie sehr verdoppelte sie dadurch seine Liebe! Er würde ihr zu Fuße gefallen seyn; allein er scheuete sich vor der königlichen Frau Mutter, er verehrete seine Gemahlinn, und wollte sie nicht kränken; er fürchtete auch die Herzoginn von Anjou, deren Eifersucht ihm bekannt war: kurz er war verliebt.

Sie war eben keine vollkommene Schönheit; sie war aber so liebenswerth, daß man fast glauben möchte, sie habe dem la Fontaine den Gedanken eingegeben, den er in einem Verse anbringt:

Und die Anmuth, die noch schöner, als die Schönheit selber ist.

Ein sehr artiger Anstand nahm ihre ganze Person ein; sie besaß in ihren geringsten Bewegungen eine unaussprechliche Anmuth, der man gar nicht widerstehen konnte. Ihr Haar war das schönste von

der

l) Diese Abschilderung ist nicht erdichtet. Man sehe die Memoires des Fräuleins von Montpensier, und der Frau von Motteville, die Gaules amoureuses des Grafen Büssy, und alle Originalportraite der Herzoginn von Valliere.

der Welt, obgleich von gemeiner Farbe. Die Augen waren blaulicht braun, und ungemein blitzend; die Augenwimpern waren lang und schwarz, milderten dieses Blitzen, und ertheileten denselben einen so gelinden, zärtlichen und zugleich bescheidenen Blick, daß sie zugleich das Herz und die Hochachtung gewann. Ihre Leibesgestalt war ohne Tadel; das Gesicht ein wenig lang; der Mund nicht gar klein; aber ausnehmend frisch; ihr Lachen angenehm, und ihr Lächeln schlau. Die Farbe der Haut war ziemlich, die Brust schwach, Hände und Arme hingegen vollkommen schön *l*). Kurz, alle einzelne Stücke waren eben nicht vortheilhaft; aber alles zusammen betrachtet, verhinderte, daß man solches gewahr ward *m*).

Ihre Seele war noch viel schöner. Ihre Gemüthsart unverstellt. Sie war nicht eigensinnig, ihr Geist kannte keine Schwäche. Ihr Herz war zur Liebe geschaffen, und zu allen andern Leidenschaften unfähig. Ihr Geschmack war in allem, was von edlen Empfindungen abhängt, auserlesen: und denjenigen Theil des Witzes, der dessen Geißel ist, kannte sie gar nicht.

Ihr geringes Vermögen, und eine dritte Heurath ihrer Mutter, beraubeten sie aller Hoffnung zu einer Versorgung, die ihrer zärtlichen Seele eine Genüge hätte thun können. Endlich sah sie sich genöthi-

m) Man sehe die Memoires des Abts von Choisy, dieser hatte sie recht wohl gekannt; er saget aber: wir haben mehr als hundertmal blinde Kuh und Versteckens mit einander gespielet.

thiget, die ganz erstaunliche Leidenschaft nicht gänzlich von sich zu stoßen, welche sie in einem normandischen Edelmanne gewirket hatte, der ein Officier unter der französischen Leibwacht war. Er seufzete schon drey Jahre lang nach ihr. Er hielt um sie an; sie war ihm Erkenntlichkeit schuldig: allein, da ihr Herz gegen alle übrigen Empfindungen unempfindlich war, so konnte sie sich nicht entschließen, ihm die Hand zu geben. Ihre Verwandten, ihre Freunde, ihre Liebe zur Eingezogenheit, hatten sie indessen zu dieser Heurath schon fast schlüssig gemacht.

So war diejenige, in die sich der König verliebete; so war das Fräulein de la Valiere beschaffen *n*). Von ihren Ahnen sage ich mit Fleiß nichts; weil nichts berühmters an ihr war, als sie selbst.

Der König fieng von neuem an, die Herzoginn von Anjou sehr ämsig zu besuchen. Henrietten gefiel dieses überaus wohl; aber sie merkete gar bald, daß sie allein nicht die einzige Ursache davon wäre. Sie suchete ihre Nebenbuhlerinn auszuspüren; aber sie machete dieselbe nicht ausfündig; und also fiel die Unruhe ihrer verdachtvollen Eifersucht, auf alles ihr Frauenzimmer überhaupt.

Die Staatsfräulein entdeckten ihr endlich die Neigung der la Valliere gegen den König. Die Herzoginn von Anjou aber gab gar keine Acht darauf.

n) Luise Francisca de la Baume le Blanc, 1644 den 6sten August gebohren. Im 1662sten Jahre ward sie Staatsfräulein der Herzoginn von Anjou. 1655

darauf. Die königliche Frau Mutter sagete: ach! das ist die Redlichkeit eines durch das Lesen spanischer Romane verwöhnten Herzens! Die Hofleute trieben ihr Gespött damit. Als der Graf von Guiche die Valliere einmal ins Zimmer treten sah: sagete er zu ihr: Ha, ha! sind sie es, meine Schöne, mit den sterbenden Augen? Das Fräulein la Valliere gerieth in Verwirrung, und der König erröthete. Diese erste Empfindung des Königes war tugendhaft.

Er wollte sie mit einem der reichsten Cavaliere seines Hofes vermählen, und sagete solches dem Grafen von Guiche: dieser antwortete dem Könige: Sire, mein Freund liebet nur schöne Personen. Nun gut, erwiederte der König, ich will ihn so hoch zu Ehren heben, daß sie auch dem allerzärtlichsten schön vorkommen soll.

Der König, welcher noch schüchtern war, bestrebete sich sehr, eine Leidenschaft zu verhölen, die man hätte durchkreuzen können. Indessen war es doch nöthig, daß die Urheberinn derselben etwas davon erführe; und das war keine so leichte Sache. Indessen ward ein glückliches Ungefähr seiner Liebe günstig.

Der ganze Hof gieng einmal in dem Thiergarten von Vincennes spazieren, und ein Regen-

 schauer

nahm ihre Mutter, Francisca le Prerot, zur dritten Ehe, den Jakob von Courtavel, Marquisen von St. Reny.

schauer schien Ludwigen eine geheime Unterredung vorbereitet zu haben. Alles zerstob aus einander; alles lief zu, um eine Zuflucht zu suchen: die beyden Verliebten blieben allein zuletzt; die Valliere, weil sie hinkete; und Ludwig, weil man niemals geschwinder geht, als die Person, die man liebet.

Der König gab dem Fräulein la Valliere die Hand. Anfangs machete ihn die Scheu einer wahrhaftigen Leidenschaft schüchtern; endlich aber sicherte ihn die Gewißheit, daß er geliebet würde, und er entdeckete ihr alle Liebe, die ihn durchdrang. Er hatte ihr zwar versprochen, sie den nächsten Weg zu führen; allein er vergaß sein Wort so sehr; daß er eine ganze Stunde mit ihr unterwegens blieb, den Hut in der Hand hielt, und den Regen auf dem Kopfe hatte.

Bey dieser Gelegenheit nun, hatte er ihr viel zu viel gesaget, als daß er nicht auch ein Recht hätte haben sollen, an sie zu schreiben. Beringhen bekam verschiedene Briefe zu bestellen; allein sie antwortete nicht darauf. Der König indessen drang so sehr in sie, daß sie sich endlich zu einer Antwort entschloß. Benserade, ein Hofmann, ob er gleich auch ein witziger Kopf war, fand die Valliere über dieser Antwort schwitzen, und höhnete sie über ihrer Tiefsinnigkeit aus. Ich sinne nach, sagete sie zu ihm, wie man wohl an jemanden schreiben müßte, dem man eben nicht viel Hoffnung machen, den man aber auch eben nicht betrüben wollte.

Benserade schloß hieraus von der Verfassung ihres Herzens, und setzete ihr auf der Stelle eine Antwort auf, die theils etwas, theils auch nichts sagen wollte; die nichts versprach, und doch ihr Wort wieder zurück nahm; als ob sie recht viel versprochen hätte.

Diesen Brief schrieb das Fräulein de la Valliere ab, sie fügete noch Ehrerbiethungen hinzu, welche Benserade ihr nicht vorgeschrieben hatte, und einige Zärtlichkeit, zu welcher ihr Herz sie nöthigte.

Ludwig ward von diesem Briefe bezaubert. Er sah, seine Geliebte wäre nicht nur zärtlich, sondern sie hatte auch noch Witz. Er verwies sich selbst in allem Ernste, daß er an dem Witze einer Person hätte zweifeln können, die einen so sehr feinen Witz hätte.

Beyde Verliebten sahen einander täglich bey der Herzoginn von Anjou, und dorften doch nicht mit einander reden. Nur allein ihren Augen erlaubten sie, einander ihre Empfindungen auszudrücken, und denjenigen stummen Umgang, welchen sie zween allein verstunden, mit welchem aber zwey Herzen, die sich zu vereinigen wünschen, niemals zufrieden sind.

Ludwig hatte einmal der la Valliere etwas zu sagen, was sich durch die Augen nicht ausdrücken läßt. Er wollte ihr zu wissen thun, daß er ein Fest geben wollte, davon sie der einzige Gegenstand seyn würde. Er hatte bey dieser Absicht gewisse Einfälle, von welchen er glaubete, sie müßten in Versen ausgedrucket werden. Er nahm daher seine Zu-

flucht zu der Muse des Benserade, welcher ihm ein sehr zierliches Schreiben aufsetzete, das halb in Versen, halb in Prosa war. Die Liebe überredete das Fräulein de la Valliere, dieser Briefwechsel sey nur ein Spiel des Witzes.

Um nun den Begriff zu unterhalten, welchen ihr erstes Schreiben von ihrem Witze gegeben hatte, suchet sie den Benserade auf, und bittet ihn, er möchte doch denselben Abend noch zu ihr kommen; mit Bitte, er möchte so kommen, daß ihn niemand gewahr würde. Benserade war liebenswürdig, und seine Gestalt war ihm sehr vortheilhaft; er war auch schon hier und da glücklich gewesen. Es war also wohl möglich, daß die la Valliere irgend einen Einfall haben konnte: und er gieng zu ihr, als ob es eine verliebte heimliche Zusammenkunft seyn würde. Sein Glück nahm ihn ganz und gar ein, bey dem ersten Eintritte warf er sich ihr zu Füßen; dieses Glück war so groß, daß er es kaum begreifen konnte. Nein, nein! sagete das Fräulein de la Valliere, indem sie ihn aufhob: es ist hier nur die Rede von einer Antwort.

Sie wies ihm ihren Brief. Hierdurch ward Benserade der Vertraute beyder Verliebten, ohne daß einer von beyden es merkete. Er drückete ihrer beyder Empfindungen aus, er veruneiniget sie mit einander; er versöhnet sie wieder; er entfernet und nähert sie, nach eigenem Gefallen.

Die königliche Frau Mutter hielt alle Abende eine Lotterie; sie theilete die Loose davon unter die Hofleute aus: und dieß waren Zeichen ihrer Gnade.

Der König gewann einmal ein Paar sehr kostbare Armschlösser. Alle Anwesenden bewunderten dieselben. Wem wird nun Ludwig dieselben wohl zustellen? Die Königinn besieht sie mit heimlicher Hoffnung; die Herzoginn von Anjou erwartet sie sonder Ungeduld. Das Fräulein de la Valliere hatte sich in eine Ecke des Zimmers begeben, wohin sie sich insgemein zu setzen pflegete, um von dem Vergnügen, den König zu sehen, recht trunken zu werden, ohne daß es jemand merkete.

Ludwig geht auf sie zu, und überreicht ihr die Armbänder. Sie sind sehr schön, sagte sie, und schlug die Augen nieder, indem sie sie wiedergeben wollte. Sie sind, erwiederte der König, in gar zu schönen Händen, als daß sie jemals wieder in die meinigen zurück kommen sollten. Die la Valliere erröthete; die Herzoginn von Anjou erblassete; die königliche Frau Mutter ließ einige Unruhe spüren, und der ganze Hof bezeigete sein Erstaunen durch Stillschweigen.

Henriette, die über einen so offenbaren Vorzug außer sich gerieth, warf einen tödtenden Blick auf die Valliere; ließ hinfort genau auf sie Acht geben, gab selber Acht auf sie, entdeckete nichts, und war eben so sehr erbittert, daß sie dieselbe unschuldig, als daß sie den König ungetreu befand. Diese Armschlösser setzten den ganzen Hof in Feuer und Flammen: aller Augen waren aufmerksam, welche von beyden den Sieg behalten würde; aber alles schwieg stille. Allein es war nicht mehr erlaubt zu reden.

Der König führete die Damen oftmals auf die Jagd, und sah es gern, wenn sie einen solchen Amazonenhabit anlegeten, als die Königinn Christine in Frankreich und Italien eingeführet hatte. Die sehr schöne Leibesgestalt des Fräuleins de la Valliere, nahm sich in dieser Tracht ungemein wohl aus, und in ihr bestund das ganze Vergnügen dieser Lustjagden. Henriette, welche allezeit der Vorwand derselben seyn mußte, unterbrach dieselben sehr oft: denn ihr Stolz erlaubete ihr nicht, ihre eigene Schönheit zu mehrerer Erhebung einer andern dienen zu lassen.

Indessen wuchs Ludwigs und der Valliere Liebe von Tage zu Tage; allein die Mittel einander solches zu sagen, nahmen durch die Wachsamkeit derer-jenigen ab, die auf sie Acht gaben. Die Liebe indessen half ihnen noch einmal; sie lehrete den König einen neuen Weg über diejenigen Bleydächer, die den Rand der königlichen Häuser umgeben, und auf welche das Zimmer des Fräuleins von Artigni einen Ausgang hatte o), welches an das Zimmer des Fräuleins de la Valliere anstieß.

Beringhen, ward zu dem Fräulein von Artigni abgeschicket: die, da sie nicht selbst die Geliebte werden konnte, sich es für eine große Ehre hielt, daß man sie wenigstens zur Vertrauten erwähle-

o) Der König belohnete ihr auch ihre Treue; er stattete sie reichlich aus, und vermählete sie 1666 mit dem Grafen von Roule.

wählete. Sie versprach, den König noch denselben Abend in das Zimmer ihrer Freundinn zu führen.

Das Fräulein de la Valliere, hatte sich in einer leichten Nachtkleidung auf einen Lehnstuhl geworfen, wo sie ungestört an ihren Liebhaber denken konnte. Oftmals brach der Tag schon wieder an, daß sie noch in einem Stuhle, auf einen Tisch aufgestützet, mit unverwandten Augen einer Seele, die immer an demselben Gegenstande klebete, und in der Entzückung der Liebe war. Es beschäfftigte sie sonst nichts, als der König: und vielleicht beklagete sie sich in eben diesem Augenblicke, über die Wachsamkeit der Spionen der Henriette, und über die Strenge der königlichen Frau Mutter.

Ein leises Geräusch zog sie aus ihrem Nachsinnen. Sie tritt voller Erstaunen und Schrecken hinter sich. Ludwig fällt ihr zu Fuße: sie will fliehen; er aber hält sie zurück. Sie drohet; er besänftiget sie. Sie weinet; er trocknet ihre Zähren. Sie beklaget sich über die Treulosigkeit der Artigni; er aber bewegt sie, ihr zu vergeben. Sie fürchtet die Verwegenheit eines Liebhabers; er versichert sie durch die Eidschwüre eines Königes. Sie bittet ihn, sich zurück zu begeben; er gehorchet: allein die Liebe ruft ihn wieder zurück, diese Liebe verstattet ihm endlich einige Augenblicke Unterredung.

Ludwig glaubete, nunmehr sey es Zeit, ihr zu sagen: wie er ein Zeuge einer Unterredung gewesen wäre, die sie in dem Parc gehalten hätte. Er erinnerte sie derselben Nacht, desselben Tages; einer

Nacht, eines Tages, deren Andenken er auf ewig behalten würde.

Die Valliere hielt sich für verloren, weil der König ihre Leidenschaft wußte. Was kann die Tugend nicht wirken? Sie legete ihre Worte anders aus; allein sie wehrete sich vergebens, die Verstellung war ihr nicht natürlich; ihr eigenes Herz verrieth sie. Ludwig ist so grausam, daß er ein förmliches Bekenntniß von ihr fodert, und er erhält es endlich auch. Er entdecket in ihren Augen, daß sie dem ungefähren Zufalle wohl will, ihr Geheimniß verrathen zu haben, ohne daß die Tugend ihr den mindesten Vorwurf machen könnte. Die Ehrerbiethung des Königes war ein Beweis seiner Liebe; ein Beweis, der so selten ist, weil es so wenige Herzen giebt, die wirklich lieben!

Die Morgenröthe hätte die beyden Liebhaber fast überraschet, als das Fräulein von Artigni herein trat, sie zu bitten, sie möchten sich trennen. Ludwig, welcher seit dieser Unterredung noch hundertmal verliebter geworden, war von der ungekünstelten, und unschuldigen Gemüthsart, und von denen bescheidenen Annehmlichkeiten, ganz bezaubert: welche hundertmal gefährlicher sind, als die ordentlichen Schönheiten, die man so sehr bewundert. Niemals haben zwey Herzen, welche geschaffen waren, einander zu lieben, sich aufrichtiger geliebet, als diese. Der König mischete in diesen Umgang alles, was seine Seele Großes und Heftiges besaß, und die Valliere alle Empfindlichkeit und Zärtlichkeit der ihrigen.

Die Eifersucht mischete sich noch ins Spiel, um ihre Glückseligkeit zu vermehren. Der König nämlich tanzete mit dem Fräulein von Pons, und that gnädig gegen sie; allein es waren nichts als bloße Höflichkeiten; indessen war dieses schon viel zu viel, um die Valliere nicht in Unruhe zu setzen. In einer derer geheimen Unterredungen also, welche die Artigni ihnen vermittelte, beschwerete sich die Valliere, und zwar beklagete sie sich nicht mit dem Ungestüme des Verdachtes und Eigensinnes; sondern mit aller Sanftmuth und Uneigennützigkeit der Liebe. Ludwig versicherte sie, daß das freye Bezeigen des Fräuleins von Pons ihm misfiele; er hätte ihr einigen Vorrang gegeben, um den Eifer der Königinn zu mäßigen; und sich nur eine Leidenschaft ersonnen, damit man eine wahrhaftige in Ehren halten möchte. Diese Erklärung hob alle Eifersucht auf; man liebete einander vom neuen noch tausendmal mehr, und sagete es einander tausendfach vor.

Der König gieng alle Tage zur Herzoginn von Anjou, unterhielt sie von allerley gleichgültigen Kleinigkeiten, tödtete sie fast vor Verdruß, und zehrete sich selbst vor langer Weile ab. Die Valliere selbst hatte ihn zu diesem Zwange verurtheilet, und ihn beschworen, die Herzoginn Henriette noch länger in ihrem Irrthume zu lassen. So sehr kann ich mich nicht verstellen, sagete ihr der König: allein, wenn ich Sie darum bäthe: erwiederte die la Valliere.

Die geheimen Zusammenkünfte waren häufig, und der König gieng allemal bezauberter hinweg, weil

weil das Fräulein de la Valliere sich allezeit tugendhaft dabey aufführete. Es fiel ihr solches auch täglich leichter, so wie Ludwigen täglich schwerer.

Man erfuhr durch Spionen, daß man des Nachts eine wohlgestallte Mannsperson über das bleyerne Dach gehen gesehen. Die Herzoginn von Noailles, ließ auf Anrathen eines Geistlichen und ihres Gemahls, welches der strengste und tugendhafteste Mann bey Hofe war, vor die Fenster der la Valliere und ihrer Vertrauten, eiserne Gitter machen, um ihr alle Gemeinschaft mit dem Zimmer der Staatsfräulein zu verwehren. Die Valliere war über diesem Schimpfe, welcher gerade auf sie zielete, oder in welchem sie sich doch mit der Artigni theilen mußte, ungemein entrüstet, die nicht liebenswürdig genug war, daß nicht alles über die Valliere hergehen sollte. Den folgenden Tag waren alle Fenster der Staatsfräuleins vergittert.

Der König drohete sehr; alles zitterte: die Herzoginn von Navailles allein behauptete, daß sie gethan hätte, was ihre Schuldigkeit wäre. Die königliche Frau Mutter besänftigte den König, und redete ihm zu so gelegener Zeit, und mit so vieler Sanftmuth und Vernunft zu, daß sie sein Herz rührete. Er seufzete und ächzete; endlich aber überwand er doch.

Er

p) Das Fräulein de la Motte strafete sich selbst für ihren Leichtsinn, indem sie sich nach Chaillot begab. Daselbst lebete sie in der Ausübung guter Werke. Im 1691sten Jahre kam sie nach St. Cyr mit der

Er gieng zur Beichte, und bath die Königinn, sie möchte ihm doch ihr Bethstübchen leihen, damit es niemand erführe. So groß ist die Gewalt der Liebe! sie machet, daß man sich auch so gar seiner Pflichten schämet. Noch denselben Abend näherte er sich der Herzoginn von Navailles, both ihr die Hand, und machete mit einem gnädigen und günstigen Bezeigen Frieden mit ihr.

Die Gräfinn von Soissons war der la Valliere nicht gut. Es schien ihr, als hätte ihr dieselbe noch den Ueberrest des königl. Herzens geraubet. Der Ehrgeiz, die Liebe, die Eifersucht, diese drey gewaltigen Triebfedern der Seele, beunruhigten die ihrige ungemein. Sie versuchte das Fräulein de la Motte-Houdancour vor die Augen des Königes zu führen, in der Hoffnung, sie würde hierdurch einigen Antheil an seinen Geheimnissen erhalten. Der König fiel auch wirklich in die Falle; allein er blieb nicht lange darinnen. Dieser Anschein einer Liebe, war nur einem schnellen Blitze gleich *p*). Er kehrete bald wieder zu der Valliere zurück, und machte sich auf immerdar von den Banden der Gräfinn von Soissons los: die ihn beständig quälete, und zwar eben deswegen, weil sie ihn geliebet hatte.

Indessen daß Ludwig sich, wenigstens durch Zerstreuungen, strafbar machete, widerstund die Valliere solchen Anerbiethungen, die für ein jedes

ehrwürdigen Mutter Priolo, welche erwählet war, die Einrichtung dieses Stiftes in vollkommenern Stand zu setzen.

des anderes Herz, als das ihrige war, überaus verführerisch gewesen wären. Fouquet, welcher die große Kunst besaß, ein großes Vermögen auf eine edle Art anzuwenden, seufzete nach ihr; dieser Oberaufseher, welcher zu reich und zu eitel war, um an die Tugend des Frauenzimmers zu glauben, hatte die Tugend des Fräuleins de la Valliere auf funfzig tausend Thaler geschätzet. Die allerunverfälschteste Verachtung aber war der Lohn seines Anerbiethens. Fouquet sah ein, daß man zwar wohl Ergetzungen, aber keine Empfindungen erkaufen könne. Seinen Nebenbuhler wußte er nicht, so sehr ward das Geheimniß verschwiegen. Ludwigen waren seine Anerbiethungen nicht unbekannt. Er vergab es ihm nicht, daß er ein freches Auge auf eine Person hatte werfen können, deren geringste Gunstbezeugung für den größten König von der Welt schon das höchste Glück war. Ludwig selbst hielt es nicht für möglich, sie zu stürzen, und Fouquet hatte es für leicht gehalten.

Die Hochachtung, welche der König sich gegen die Königinn zu beobachten vorgeschrieben hatte, verwehrete ihm den Eingang in das Zimmer der Staatsfräuleins. Er hatte daher, um mit dem Fräulein de la Valiere zu sprechen, nichts mehr übrig, als einen Ritz, in einer tennenen Zwischenwand eines Zimmers. Beyde waren so gezwungen wie Piramus und Thisbe, und beyde sageten einander eben dieselben Sachen, als jene.

Auch hievon bekam die Frau von Navailles Nachricht. Die ersten Handlungen ihrer lärmen-

den

den Tugend hatten ihr Ehre gebracht; hier nun wollte sie noch einen neuen Ruhm gewinnen, wenn sie abermals neue Schwierigkeiten erregete. Sie ließ diesen Riß zu machen, und störete eine geheime Unterredung, deren Folgen so gefährlich seyn konnten.

Der König, welcher sehr fähig war, sich selbst im Zwange zu erhalten, aber durchaus nicht ertragen konnte, daß man ihn im Zwange hielt; würde den Herzog und die Herzoginn von Navailles von Hofe verwiesen haben; wenn seine Frau Mutter ihm nicht vorgestellet hätte: daß ein Streich, der so viel Aufsehen machete, die Königinn hinter das Geheimniß bringen würde; die man lieber in der Ungewißheit lassen müßte, und deren Empfindlichkeit man doch wenigstens, wegen der Frucht die sie damals bey sich trug, zu schonen hätte. Dieses Geheimniß beschäfftigte den ganzen Hof über alles; und ward, wie so viele andere, mit so großer Sorgfalt verschwiegen, daß die einzige Person, welcher daran gelegen gewesen wäre, nichts davon erfuhr.

Es ist aber auch wahr, daß das Fräulein de la Valliere unendlich viel Vorsichtigkeit brauchete: denn was that sie nicht alles, um die Herzoginn von Anjou zu entwaffnen, und ihr die Armschlösser aus dem Sinne zu bringen? Allein diese Prinzessinn bedienete sich sogar ihrer Unterwerfung, um sie noch mehr zu demüthigen. Der König sah sehr oft die Valliere in Thränen zerfließen; und niemals war sie schöner, als dann, wann die Traurigkeit,

das-

dasjenige schmachtende Wesen, welches ihr natürlich war, noch rührender machte.

Der König gebrauchete solche Behutsamkeiten, deren auch ein Privatmann kaum fähig gewesen wäre. Aus Hochachtung gegen die Königinn; aus Zärtlichkeit gegen die Valliere, verbarg er unter allerley sinnreichen Erfindungen, das Geheimniß seines Herzens: und die unter dem großen Haufen vermengete la Valliere, genoß solcher Feyerlichkeiten, die doch bloß für sie allein angestellet waren.

Gleichwohl muthmaßete die Königinn etwas; aber, Klagen bringen keinen Treulosen zurechte! Sie sagete daher auch nichts; allein sie sprach zu einer ihrer Kammerfrauen: das große Mädchen dort, die liebet der König! die grausamen Kinder!

Der Eifer des navaillischeu Hauses, der Unwillen der Herzoginn von Anjou, die Ränke des Grafen von Guiche, und die Plaudereyen des Valentinois, zwangen endlich den König, sich von der Beschwerlichkeit des Geheimnisses zu entledigen.

Das Fräulein de la Valliere weinete bitterlich. Eine Geliebte von jemanden zu seyn, die Geliebte eines Königes zu seyn, von allen Menschen so genannt zu werden; dieser einzige Gedanke setzte sie schon in Furcht und Zittern. Der Stolz, die Vorsichtigkeit, die Tugend, diese drey mächtigen Beystände der Keuschheit, unterstützeten noch die ihrige, und setzten ihrer Liebe gewisse Schranken. Sie entfernete sich zwar nachmals von diesen Schranken; allein sie übertrat sie doch niemals.

Bey zärtlichen Seelen findet die Tugend noch immer, auch mitten unter den Leidenschaften, eine Freystatt. Eine von ihren Blutsfreundinnen, erregete in ihr diejenigen Empfindungen der Religion, welche die Raserey der Liebe ersticket hatte. Sie überredete sie durch ihre Rathschläge, die Ehre dem Glücke vorzuziehen, und die Empfindungen ihres Herzens, ihrer Pflicht nachzusetzen. Allein wo sollte sie sich hinwenden? Wohin sollte sie ohne Vermögen, ohne Schutz, ohne Zuschub ihre Zuflucht nehmen? Sie schwebete zweifelhaft zwischen Gott und der Welt; und war unentschlossen, was sie dem Könige, oder was sie sich selbst schuldig wäre? Ihre Ehre rieth ihr die Flucht; aber ihre Zärtlichkeit hemmte ihre Schritte. Was sie endlich völlig zum Entschlusse brachte, war ein neuer Ekel. Sie faßte das Herz, nach **Chaillot** zu gehen, und sich daselbst einzusperren: wo sie sich vorsetzte, unbekannt, entfernt von der Welt und der Liebe zu leben.

Der König fodert seine Gebietherinn wieder, erschrecket diejenigen, die er im Verdachte hatte, sie ihm geraubet zu haben; höret, daß sie zu **Chaillot** ist, verläßt plötzlich die spanischen Gesandten, sattelt selbst sein Pferd, und reitet mit einem einzigen Edelknaben davon. Er begehret die **Valliere** zu sprechen; bekömmt eine abschlägige Antwort, drohet alles, wo man sie ihm nicht wiedergiebt, spricht sie endlich, bethet sie an, erbittet sie, bringt sie im Triumphe zurück, und gebeut dem ganzen Hofe, das zu verehren, was er liebet. „Sie sind sehr we„nig Herr über sich; sagete die Königinn Mutter

„zu ihrem Sohne. Bin ichs nicht über mich, „versetzte Ludewig: so will ichs doch über die „seyn, die mich beschimpfen.„

Bey dieser Zeitung donnerte die Herzoginn von Anjou mit aller Erbitterung einer Frau, welche an Schönheit die erste, an Würde aber die zweyte bey Hofe war. Was? sagete sie, mir eine kleine, häßliche und hinkende Creatur vorzuziehen! Die Bediente der gebiethenden Frauen! eine elende Bürgerinn von Tours, der Schwester eines Königes! Ludwig sagete zu ihr, er bäthe sie, das Fräulein de la Valliere, als ein Frauenzimmer anzusehen, die ihm viel lieber wäre, als sein Leben. Ja, ja! sagete die Herzoginn, mit einem erbitterten Lächeln: ich will sie als ein Mägdchen ansehen, das Ihnen gehöret. Was? erwiederte der König, mit einiger Heftigkeit: soll ganz Frankreich sie darum, weil ich sie liebe, hassen?

Die Valliere kehrete nicht wieder zur Herzoginn von Anjou zurück. Allein um den Schein zu vermeiden, und der Königinn allen Verdacht zu benehmen, räumete man ihr ein Zimmer ein, durch welches die Königinn gehen mußte, wenn sie sich in die Messe begab.

Die königl. Frau Mutter hoffete noch, daß die Religion den König wieder auf den rechten Weg leiten könnte. Auf ihr Ansuchen stellete ihm der Pater Annat seine Pflichten nachdrücklich vor, und drohete ihm, widrigenfalls den Hof zu verlassen. Den Augenblick gab der König ihm seinen Abschied.

Der

Der Beichtvater gab gute Worte; allein **Ludwig** blieb bey seinem Entschlusse.

Den folgenden Morgen erschienen zween Jesuiten bey des Königes Aufstehen. Indem nun der König sein Morgengebeth verrichtete, sagete der eine zu dem andern: **es ist doch wahr, mein Pater, daß der P. Annat zu weit gegangen ist. Das ist wahr, mein Pater,** erwiederte der andere. Annats Stelle ward also durch einen Menschen besetzet, welcher glaubete, bey Königen müsse man den Augenblick der Gnaden Wirkung nicht beschleunigen.

Ludwig besuchete die **Valliere** so oft als möglich, nachdem er sie ohne Zwang sprechen konnte. Endlich ward er, nach einem volljährigen Widerstande und Widerstreben, glücklich.

Sie trug die Beweise ihrer Schwachheit bey sich; allein sie verbarg dieselben, so sehr sie konnte: so daß der ganze Hof sie nicht merkete, und die Königinn selbst keinen Argwohn schöpfete.

Zu allem Glücke fiel die Zeit ihrer Niederkunft in der Nacht ein. **Ludwig** war dabey zugegen, half selbst den Aerzten, theilete die Wehen als Vater und als Liebhaber mit ihr, fürchtete daß seine Geliebte etwa vergiftet seyn möchte, und sagete zu zweyen Damen: **Nehmet mir alles mein Vermögen: aber erhaltet mir nur meine Valliere!** Er nahm das Kind zuerst auf seine Arme, und ward nur desto verliebter in die Mutter.

Indessen schlug die Mittagsglocke. Die Königinn sollte durchkommen, um sich nach der Messe

zu begeben. Sie kömmt herein; sieht, daß das ganze Zimmer mit Tuberosen, Oranienblüthen, und anderm den Kindbetterinnen tödtlichem Wohlgeruche erfüllet ist. Dieß war ein erschrecklicher Entschluß; allein la Valliere war kaum damit noch zufrieden.

Man sagete der Königinn: die la Valliere hätte die ganze Nacht eine heftige Colik gehabt. Die Königinn trat also mit einem von spanischen Fellen wohlriechenden Rocke an das Krankenbett; und redete ihr von ihrem Zustande sehr gnädig zu.

Bey Hofe breitete sich ein Gerücht aus, die Valliere sey niedergekommen; allein die Königinn selbst widersprach demselben, indem sie erzählete, was sie selbst gesehen hätte. Den folgenden Tag stand sie auf, kleidete sich an, und empfieng die Königinn, sowohl bey dem Eingange als Ausgange der Messe: weil sie lieber sterben, als sich in den Verdacht einer Leichtsinnigkeit wollte bringen lassen.

Dieses Geheimniß war noch der einzige Trost der Valliere. Allein die Herzoginn von Soissons entriß ihr dasselbe. Sie hatte unter ihrer Hofstatt die Tochter eines Advocaten; dieselbe war jung und angenehm: sie hatte alle ihre Freude an ihr, und widmete sie dem Könige! Als nun eines Tages das Fräulein de la Valliere, dieselbe vorbey gieng, ohne sie zu grüßen, sagete sie ziemlich laut zu der Frau von Ventadour: Das wußte ich wohl, daß das Frl. de la Valliere hinket; aber das sie auch blind wäre, das habe ich nicht gewußt. Die Valliere beschwerete sich hierüber bey dem Könige, welcher der Frau von Soissons das Louvre verboth.

verboth. Die Gräfinn sagete voller Erbitterung: endlich müssen wir doch wissen, wen wir anbethen sollen! Der König muß entweder der Valliere entsagen; oder dieß gewissenhafte Mägdchen durch ein öffentliches Bekenntniß entehren.

Sie schrieb mit Vorbewußt des Marquis de Vardes, ihres Liebhabers, und des Grafen von Guiche, Liebhabers der Herzoginn von Anjou, einen erdichteten Brief: in welchem der König von Spanien seine Tochter von demjenigen unterrichtete, was auf ewig vor ihr hätte sollen verschwiegen bleiben. Diesen Brief steckete man der Königinn ins Bette. Die Molina, eine von ihren Kammerfrauen, fand denselben und stellete ihn dem Könige zu.

Dieser Brief störete die Ruhe des königlichen Hauses; er war sehr schlecht spanisch geschrieben, und man merkete den Betrug. Der König zeigete ihn dem Vardes, welcher ihn selbst geschmiedet hatte, und dem Grafen von Guiche, der ihn abgeschrieben hatte; zugleich befahl er ihnen an, dessen Verfasser zu entdecken. Beyde zitterten, sowohl für ihre Gebietherinnen, als für sich selbst. Sie warfen ihren Verdacht auf den Herzog von Anjou, und die Prinzessinn von Montpensier. Endlich blieben sie bey dem Herrn und der Frau von Navailles stehen: welche beyde in Ungnade fielen, ungeachtet sie ihre Unschuld betheureten, ungeachtet alles Bittens und aller Thränen der la Valliere.

Der König, welchen die Bosheit seiner Lieblinge zwang, gar nichts mehr zu schonen, richtete

der Valliere eine eigene Hofstatt ein, und räumte ihr den Bironischen Pallast ein, welcher sehr prächtig eingerichtet ward.

Sie beklagete sich ohne Unterlaß, daß sie gar zu sehr geliebet würde, und glaubete allezeit, sie selbst liebe nicht genug. Ludwig ertheilete ihr solche Vorzüge vor der Königinn, die sowohl die Geliebte als die Gemahlinn beleidigten.

Einsmals führete sie der König zu einem masquirten Balle, und überließ dem Herzoge von Anjou die Königinn zu führen. Diese Prinzessinn weinete darüber bitterlich, und warf dem Könige vor, daß er nirgend vergnügter wäre, als mit ihren Feinden. Und wer hat Ihnen so viel gesaget? antwortete der König. Ach! sagete die Königinn, indem sie sich ihm zu Füßen warf: Sie mögen auch thun was sie wollen, so werde ich sie doch beständig lieben. Diese Worte erweichten den König. Diese durchlauchtigsten Eheleute versöhneten sich wieder, und das Fräulein de la Valliere brachte mit Seufzen diejenige Nacht zu, die sie im Schooße des Vergnügens zuzubringen geglaubet hatte.

Die Königinn hatte denjenigen Fehler an sich, der an einer Frauensperson der allerbeschwerlichste, und an einer Königinn ganz unbegreiflich ist; sie glaubete allezeit, man verachte sie. Die Molina regierete sie, unterhielt sie bey ihren spanischen Gesinnungen, und überließ sich auf eine unverschämte Weise, den Verehrungen des innern Hofstaats im Palaste. Man schickete sie daher

daher mit Flüchen und Geschenken überladen, zurück nach Madrit. (x)

Der König ermüdete gar bald einer Prinzessinn getreu zu bleiben, die ihre Zeit mit Bethen und Spielen zubrachte. Er kehrete wieder zur Valliere zurück, und um seine Untreue bey derselben gut zu machen, begehrete er, daß die Königinnen sie in ihrer Gesellschaft leiden sollten. Die Frau von Montauzier stellete ihnen vor, daß eine abschlägige Antwort den König nur erbittern, und ihre Gefälligkeit hingegen, ihn erweichen würde. Die königliche Frau Mutter willigte daher darein; allein die Königinn erwiederte: Was? soll ich das Mägdchen vor meinen Augen sehen? ich liebe den König; und der König liebt nichts, als sie. Drey Tage darauf kam die Königinn mit einer Möhrinn nieder. Ihr Leben war in großer Gefahr; die königliche Frau Mutter zerfloß in Thränen; der ganze Hof lag bethend auf den Knien. Ludwig war recht ernstlich betrübt; die Valliere war nicht zu trösten. Der König gelobete, sie zu verheirathen, sobald die Königinn wieder gesund seyn würde: allein er vergaß sein Versprechen.

Obgleich die Valliere der Abhänglichkeit entrissen war, so dachte sie doch an diejenigen kleinen Rachgierigkeiten nicht, welche einer Lieblinginn allemal zuerst einfallen. Sie wußte gar nicht einmal, ob sie Feinde hätte; ja sie vermehrete deren Zahl noch, indem sie sich sehr hütete, den König jemals

x) Memoires de *Montpensier*. Tom. VI. p. 291.

um eine Gnade zu bitten. Sie sprach keinen Menschen. Sie war allezeit für sich allein, und floh alles Aufsehen und alle Ergetzlichkeiten. Alles was nicht **Ludwig** war, das war ihr sehr gleichgültig. Sie beschäfftigte sich lediglich mit ihrer Leidenschaft, und war geflissener, an denjenigen zu denken, den sie liebete, als begierig, ihm zu gefallen: sie vergaß keinen Augenblick, daß sie übel thät; und hoffte immer, sie würde sich bessern. Dieß war eine christliche Gesinnung, die ihr endlich alle Schätze der göttlichen Gnade zuzog: indem sie noch einen langen Theil ihres Lebens in einer gegründeten Munterkeit und strengen Buße zugebracht hat.

Einige schrieben diese Entfernung von Hofränken und Welthändeln einem Hochmuthe und einer Unerbittlichkeit zu; da sie doch bloß aus übermäßiger Zärtlichkeit herrührete. Andere sageten, der König habe auf ihre Entfernung gedrungen: allein, ob er gleich von einer andern war betrogen worden, so war er doch zu keiner Eifersucht fähig.

Es ist indessen wahr, daß, als er einsmals erfahren, es wäre ein Lieutenant von der französischen Wache in die **la Valliere** sterblich verliebt gewesen, er dieses Ebentheuer untersuchen wollte. Er erfuhr es auch durch die eigenhändigen Briefe des Officiers selbst, welche die Frau **de la Valliere** ihm überreichete. Diese Briefe rühreten aus der Feder eines Menschen her, der viel zärtlicher liebete als Ludewig, der nicht wieder geliebet ward, der solches wußte, sich darüber beklagete, und sich dennoch für den glücklichsten von allen Sterblichen hielt.

Der

Der König untersagete ihr auch von Stund an allen Umgang mit einem so zärtlichen Menschen. Die Valliere aber hatte sich ihm schon selbst untersaget, und nahm es dem Könige eben nicht übel, daß er solches nicht von selbst errathen hatte. Sie gebrauchete sich nicht ihrer Zärtlichkeit, um sich alle Augenblicke neue Martern zu ersinnen; sie empfand zwar alles mit vieler Lebhaftigkeit; aber sie verzieh auch alles mit Langmuth.

Der Lieutenant der Garde kömmt mit dem Kriegsheere zurück, geht den Augenblick zur Herzoginn von Anjou; er fraget umsonst nach dem Fräulein de la Valliere. Er läuft nach ihrer neuen Wohnung, erblicket lauter hochmüthige und neue Gesichter; man versaget ihm schlechtweg den Zutritt; er geht also mit ergrimmtem Herzen davon. Ein guter Freund von ihm, berichtet ihm, daß sie den König liebe; erzählet ihm alle Umstände dieser abscheulichen Neuigkeit, und erfüllet ihn nach aller Freymüthigkeit und Grausamkeit der Freundschaft mit dem Gifte der Eifersucht. Dieser unglückselige Liebhaber ruft aus: So ist denn alles für mich verloren! und durchbohret sich mit seinem Schwerte.

Die Frau de la Valliere vergoß gleichwohl Thränen um diesen Unglücklichen; ungeachtet sie dem Könige wohl wichtigere Opfer hätte bringen mögen. Sie war bescheiden und blöde, und genoß bey allen Feyerlichkeiten, die der König ihr zu Ehren anstellete, kein ander Vergnügen, als daß sie sah, wie alle Damen ihre Augen lediglich auf

Ludwigen wandten, und Ludwig die seinigen bloß an ihr kleben hatte.

Sie zwang Frankreich nicht, vor ihr auf die Kniee zu fallen. Sie mischete sich in die Ränke der Hofleute nicht. Sie machete keinen Staatsmann, und setzete auch keinen ab. Es war kein Verdienst an einem Menschen, daß er ihr gefiel; und wenn er ihr misfiel, so war das in ihren Augen auch kein Verbrechen. Sie bestrafete diejenigen Gassenlieder nicht, welche Kinder der Unbesonnenheit und Munterkeit sind. Sie konnte nichts, als lieben. Sie besann sich kaum, daß sie Anverwandten hätte. Sie schlich sich aus dem großen Haufen, hielt sich heimlich; sie schämete sich ein Kebsweib, eine Mutter, eine Herzoginn zu seyn. Die Frau von Sevigne sagete: Nein! von diesem Schlage wird keine nimmermehr wieder gebohren werden! Allein, sagete sie nicht auch, Racine würde niemals ein besser Stück machen, als seine Andromacha wäre?

Die Frau de la Valliere, vergaß sehr oft ihrer Pflichten; aber sie liebete doch allezeit die Tugend. Dem mehresten Frauenzimmer fällt nur die erste Schwachheit schwer; bey ihr waren die nächstfolgenden ihr erster Fall. Weit gefehlet, daß sie sich an das Laster hätte gewöhnen sollen, so schien ihr Herz täglich unschuldiger zu werden. Indem die Liebe sie verzehrete, so verzehrete sie zu gleicher Zeit in ihr, denjenigen Geschmack zur Sinnlichkeit, welcher nur eine unbeschäfftigte Seele anzeiget, und sie niemals erfüllet. Die Schamhaftigkeit wich auch

in

in denen Augenblicken der Trunkenheit nicht von ihr, da man sich ganz und gar der Wollust überläßt. Sie ward täglich zärtlicher, täglich tugendhafter, täglich desjenigen Sterblichen würdiger, welcher sie besaß, und desjenigen Gottes, der sie für ihn erschaffen hatte.

Sie bemeisterte sich, ohne darauf zu sinnen, des königlichen Herzens je länger je mehr: welcher allezeit bey ihr einen angenehmen Umgang, die Zuflüchte einer zärtlichen Liebe, die Reizungen des Widerstandes, und die Entzückung des Sieges fand. Die Tugend, die Liebe, eine ungekünstelte Liebe, eine ungeschminkte Tugend, dieses waren viel stärkere Bande, als alle diejenigen sind, welche die sinnreicheste und ausstudirteste Buhlerey knüpfen kann. Ach! sprach sie zum Könige, wenn sie von ihrer Strenge nachließ: wie sauer mache ich es Ihnen, mich zu lieben! ich bin betrübt, in Gedanken, ungestüm, und wenn ich es sagen darf, gar eifersüchtig. Wer würde sich wohl wundern, wenn eine geschickte Buhlschwester eben diese la Valliere zu ihrem Muster nähme, die doch nichts minder war, als eine Buhlschwester?

Die Frucht einer so vollkommenen Liebe, sollte ihren Aeltern ähnlich seyn. Die Prinzessinn von Blois, die so lange Zeit die Freude von ganz Frankreich gewesen, hatte an sich alle Anmuth der la Valliere, und Ludwigs Schönheit; ihr Herz und ihr Verstand aber waren beyden gleich. Der Graf von Vermandois, welcher ihnen zu zeitig entrissen ward, gab alle Hoffnung zu einer gleichen Aehnlichkeit.

Die

Die Weigerungen der la Valliere verlocketen zwar den König zu einigen Abwegen: aber er schämete sich auch darüber; er fand allenthalben Vergnügen, aber nirgend fand er Liebe.

Diejenigen Feyerlichkeiten, welche eingesetzet worden sind, die Menschen wiederum zu Gott zu führen; diejenige Zeit des Fastens und Bethens, vor welchen die Kebsweiber sich so sehr fürchten, schrecketen Ludwigen mehr, als die la Valliere. Sie gaben Gelegenheit zu Widersetzungen, und verschaffeten der Tugend allerley Entschuldigungen: denn die Frau Valliere hatte niemals nöthig, durch außerordentliche Wege zu Gott geführet zu werden. Sie empfand täglich, wie demüthigend es für eine Frau sey, sich in den Armen eines großen Königes zu befinden.

Vier-

5) Antoinette von Pons, Marquise von Guercheville widerstund Heinrichen dem IV. beständig, welcher einsmals zu ihr sagete: weil sie denn wirklich eine Dame d'honneur sind, so sollen Sie es bey der Königinn meiner Gemahlinn seyn.

Viertes Hauptstück.

Frau von Montespan.

Der Hof fieng an den Ueberdruß des Königes zu merken. Die Hofränke giengen von neuem an. Die Standespersonen beyderley Geschlechts, die Prinzen, die Minister, alle vereinigten sich wider die Valliere. Die Königinn ächzete. Der Beichtvater fand kein Gehör. Die Günstlinge waren in Ansehung ihres eigenen Besitzen, getheilet. Eine jede Dame beschützete entweder jemanden, oder ward selbst beschützet. Diejenigen, denen das Alter oder die Häßlichkeit keine Hoffnung mehr für ihre eigene Person übrig ließ, brachten etliche junge Schönen zum Vorscheine, welche berühmt waren, oder es doch verdieneten zu seyn. Alle wollten, daß diese Stelle, die ehemals von einer Guercheville *s*) und Rohan *t*) so sehr verachtet worden war, ihnen entweder als ein Eigenthum, oder als eine Wohlthat zu Theil werden sollte.

Ludwig merkete wohl alle diese Bewegungen. Sein unentschlossenes Herz überließ dem blinden Zufalle

t) Catharina von Rohan, nachmalige Herzoginn von Zweybrücken, antwortete Heinrichen dem IV. Ich bin zu arm, Dero Gemahlinn zu werden; und aus einem viel zu guten Hause gebohren, als daß ich Ihre Maitresse werden wollte.

falle eine Wahl, an welcher seine Empfindung keinen Theil hatte. Seine Blödigkeit erweckete ihm einen Widerwillen gegen die Spröden, und seine Redlichkeit eine Verachtung gegen die Verbuhlten.

Athenais von Mortemar, Marquise von Montespan, erschien bey Hofe, und verdunkelte alles, was man vorhin noch daselbst gesehen hatte. Alle Gaben der Natur waren im Ueberflusse über sie ausgegossen: und eine natürliche Nachlässigkeit, welche ihren Reden, ihren mindesten Bewegungen, ganz eigene Reizungen ertheilete, machete sie zu der regelmäßigsten und sinnlichsten Schönheit. Die Annehmlichkeiten ihres Körpers und Geistes, schienen in dem Hause von Mortemar erblich zu seyn. Auf allen Seiten erblickete man darinnen nichts, als Schönheit, Verstand und Wissenschaften. Worte und Blicke, alles war voller Anmuth an der Frau von Montespan. Die Marquise de Thianges, ihre älteste Schwester, hatte alle mögliche Gaben und Annehmlichkeiten. Die Aebtissinn von Fontrevault, ihre jüngste Schwester, würde ebenfalls für schön gehalten worden seyn, wenn sie nicht Schwestern gehabt hätte. Sie schrieb das Latein sonder Mühe; das Französische mit vieler Zierlichkeit. Sie las die Dichter, die Philosophen, die Theologen: ihr Geschmack erstreckete sich auf alles. Der griechische Homer war ihre Ausruhe von ernsthaften Schriften. Ihre Verordnungen waren Muster, zur Einrichtung anderer Klöster; kurz, sie war würdig, die Nachfolgerinn von sechs Prinzessinnen vom

Geblüte

Geblüte zu seyn. Ihr Bruder, **Vivonne** *u*), hatte so viel Verstand im Umgange, daß man glaubete, er ertheile dem ganzen Kabinette welchen.

Seine Tochter, die **Marquise de Castres**, schlug nicht aus der Art. Dieß Haus hatte schon einen besondern Witz, der ihm ganz allein eigen war. Man nennete ihn auch nur den **Witz derer von Mortemar.** Er bestand darinnen, daß er fein, ungekünstelt, und auf einen lebhaften, aber wohlanständigen Spott gegründet war; die Ausdrücke bestunden in einer zierlichen Einfalt, uud waren zwar nachläßig, aber auserlesen.

Frau **von Montespan** würde vieleicht niemals **von Ludwigen** zweymal angesehen worden seyn: wofern sie nicht eine von denen kleinen Verwägenheiten begangen hätte, an denen man allemal seine Lust sieht, aber die einen selten beliebt machen. Sie hatte die Gabe, das Lächerliche von andern, eben so richtig zu bemerken, als nachzuahmen. Alle Abende übete sie sich in dieser Kunst mit denen Hofdamen, welche sie den Tag über Anfälle auf das königliche Herz hatte thun sehen. Ihre lustigen Einfälle fanden Beyfall; und man konnte deren Anmuth nicht nachahmen; man ahmete aber ihrer Sprache nach. **Lauzün** unterhielt den König damit, welcher sie der **Valliere** wiederholete.

Lauzün

u) **Ludwig Victor von Rochechouart, Marschall von Frankreich, Herzog von Vivonne, General über die Galeeren, starb den 3ten April 1688.**

Lauzün rühmete ohn Unterlaß die Schönheit der Frau von Montespan, es sey nun aus Entzückung einer blinden Liebe geschehen, oder um Ludwigen anzufeuern, damit der Genuß von einerley Ergetzlichkeiten das Band der Gunst desto fester knüpfen möchte; oder auch vieleicht, um ihn von der Frau von Monaco abwendig zu machen, welche Lauzün liebete, und welche Ludwig ihm rauben zu wollen schien.

Der König, welcher, wie es scheint, dazu bestimmt gewesen, im Anfange alles mit Verachtung anzusehen, was er nach diesem mit Heftigkeit lieben sollte, sah die Frau von Montespan zwar als eine angenehme Frau an; die aber zu lebhaft wäre, um einer wahren Ergebenheit fähig zu seyn: sie wäre gar zu lustig, um im Ernste zu lieben; bloß für den Lauzün und die leichtsinnigen jungen Leute des Hofes, wäre sie endlich noch gut genug. Gleichwohl gieng sie ihm nach; sie begleitete ihn auf allen Jagden; sie stellete sich seinen Augen allemal mit einem neuen Gesichte dar. Vor der Welt war sie stolz und kaltsinnig; wenn sie allein war, so schmachtend und zärtlich, daß sie auch mit niemanden reden konnte, ohne daß es schien, als wollte sie ihm das Herz abfodern.

Ludwig würdigte sie nicht einmal einer Gegenwehre. Sehen Sie, sagete er zu der Frau von Valliere, sehen Sie, wie sie mich anreizet! Ich glaube gar, sie will haben, daß ich sie dereinst lieben soll! und vieleicht liebete er sie damals schon.

Die

Die Frau de la Valliere gewann eine Frau lieb, die sich mit so vielem Verstande über alle diejenigen lustig machen konnte, welche nach der Valliere ihrem Platze strebeten. Sie hielt sie für ganz unfähig, auf Abwege zu gerathen, sich in Ränke einzulassen, und sich lächerlich zu machen; weil sie alles dieses an andern so gar wohl einsah. Sie fieng daher einen vertrauten Umgang mit ihr an, ohne vorher zu sehen, daß sie sie zur Gesellinn ihrer Vergnügung machete, und sie zu ihrer Größe erhöbe: denn man sieget über den Verstand und über die Schönheit nur dann, wann man sie von sich entfernet. Diese Betrachtung ist zu aller Zeit gemachet, und von den Buhlerinnen der Könige zu aller Zeit aus den Augen gesetzet worden.

Die Frau von Monaco, welche Ludwig bald fahren ließ, bald wieder zu Gnaden annahm, wollte endlich ihr Schicksal wissen. Lauzün, ihr öffentlicher Liebhaber, welchem die Eifersucht diejenige lebhafte Thätigkeit ertheilete, welche den mangelnden Witz ersetzet, verboth ihr gleich anfangs den König zu lieben; und nachmals störete er die Anstalten, welche sie machete, von ihm geliebet zu werden. Die Frau von Monaco fand es sehr seltsam, daß ein Liebhaber nicht eben so gefällig seyn sollte, als ein Ehemann; Lauzün aber, daß ein Frauenzimmer, die er mit seinen Blicken beehrete, sich ein noch größer Glück in den Sinn kommen lassen konnte. Seine Drohungen, sein Stolz, seine listigen Ränke, reizeten die Monaco, sich von einer so strengen Tyranney zu befreyen. Sie bath

den König: er möchte doch seinen Nebenbuhler zum Kriegsheere schicken. Lauzun antwortete, er würde nicht hingehen; daferne man ihn nicht zum gebiethenden Feldherrn davon machete. Er bekam einen abermaligen Befehl, und schlug ihn von neuem aus. Lauzun warf Ludwigen vor, er wolle ihn nur entfernen, um ihm indessen seine Geliebte zu rauben; er warf hierbey seine Niederlegung der Würde eines Dragonergenerals auf den Tisch: kurz, er begieng alle Thorheiten, und stieß alle Reden eines verliebten Romanhelden aus. Der König rächete sich wegen aller dieser Vergehungen, die ihm als einem bloßen Menschen wiederfuhren, dadurch, daß er ihn in die Bastille schickete.

Die Frau von Montespan erhielt diese Nachricht mit ungemeiner Gleichgültigkeit: es sey nun aus einem natürlichen Abscheue vor allen Unglücklichen; oder um allen Verdacht einer Liebe oder Schwachheit gegen den Lauzun zu vermeiden.

Indessen währete diese Ungnade nicht lange. Die Frau von Monaco gefiel, nach dem Genusse, nicht lange. Man glaubete, sie verdiene nicht, daß man ihr einen Liebling aufopfere, dessen ganzes Verbrechen in einer übermäßigen Freymüthigkeit und Liebe bestanden. Lauzun kam also wieder nach Hofe, mit aller Unverschämtheit einer durch die Ungnade geprüften Gunst, und mit aller der Rachgier, welche eine noch blutende Wunde einflößet.

Als er einsmals die Frau von Monaco mit einigen andern Damen auf einem Rasenbette sitzen fand, wie sie eine von den schönsten Händen der

Welt auf das Gras streckete; so trat er, als aus Versehen, ihr mit dem Absatze darauf. Die Prinzessinn schrie entsetzlich: indem nun Lauzün, um sie desto stärker zu drücken, sich auf einem Fuße herum drehete, und, indem er die Thränen der Frau von Monaco mit einem bittern Lächeln vermengete; so stattete er ihr die beleidigendsten Entschuldigungen ab x). Die Frau von Montespan brauchete daher alle mögliche Achtung gegen einen so mächtigen und gefährlichen Menschen.

Als eine Vertraute der la Valliere, erfuhr sie von derselben den Weg zu demjenigen Herzen, dessen Eroberung sie im Sinne hatte: und das Fräulein Mancini, deren Liebling sie gewesen war, hatte ihr bereits den ersten Unterricht davon gegeben.

Um die Frau de la Valliere über dem Schmerze zu trösten, den die Kaltsinnigkeit des Königes ihr verursachete, ersann sie allerley Feyerlichkeiten; die ihn zwar dann und wann zu seiner Geliebten zurück führeten, aber doch niemals ein Feuer wieder beleben konnten, welches aus Mangel der Nahrung erloschen war. Ludwig, welcher nach einer wahren Liebe seufzete, aber noch viel empfindlicher über den Verlust dererjenigen sinnlichen Wollüste war, die er in der Valliere nicht mehr fand, ward endlich der Gewissensscrupel überdrüssig: die beständig aufgeopfert wurden, und beständig in einem Gewissen wieder hervorkeimeten; welches ihm zu viel oder zu wenig Zärtlichkeit zu haben schien.

x) Man sehe die Briefe der Frau von Sevigne.

Die Gegenwart der Frau von Montespan, welche allezeit lebhaft und lustig war, blieb seine einzige Zuflucht wider die Laulichkeit der Liebe; und wider die bald gar zu freyen, bald gar zu wohlanständigen Anlockungen, deren andere Frauensleute sich gegen ihn bedieneten. Des Tages sah er sie bey der Königinn, deren Staatsdame sie war, und alle Abende bey der Frau de la Valliere: welche viel zu zärtlich war, als daß sie nicht sich selbst hätte betrügen sollen; die diese neuen beständigen Besuche, bloß auf die Reizungen des Witzes ihrer Freundinn setzete, aber auf keinen Verdacht einer heimlichen Untreue ihres Liebhabers fiel. O! wie leichtgläubig ist doch die Freude der Frauensperſonen!

Nunmehr war Ludwig nicht mehr frey. Dem Ueberdrusse, welcher von einer langen Leidenschaft untrennbar ist, folgete die schmäuchelnde Hoffnung, daß er von einem Frauenzimmer geliebet würde, die alles andere verachtete, und von demselben gefürchtet und verehret würde. Er bekannte ihr seine Gesinnungen. Lauzün trieb dieselben aufs höchste. Die Frau von Montespan ließ sich strenge finden, und gab gleichwohl einige Hoffnung.

Die ersten besondern Zusammenkünfte wurden sehr heimlich eingefädelt: denn wie hätte man sich entschließen können, ein so zärtliches Herz zu beleidigen, als der Valliere ihres war? Beyde Verliebten waren, wegen einer gleichen Erkenntlichkeit, zu einem gleichen Stillschweigen verbunden. Die Liebe, welche man heute zu Tage mit so vieler Unanständig-

ständigkeit treibt, und die mit allen Lastern unsers Jahrhunderts beflecket ist, war damals noch im Besitze derjenigen Wohlanständigkeit, derjenigen Schüchternheit, welche gleichsam ein Ueberbleibsel der Vorrechte der Tugend sind. Die Frau von Valliere bemerkete endlich dieses geheime Verständniß, wozu sie selbst Anlaß gegeben hatte; sie weinete, sie beschwerete sich darüber; man stellete sie wieder zufrieden, und sie vergab.

Ludwig, welcher allezeit die Pracht liebete, gab dem Hofe die herrlichsten Freudenmahle, welche wegen des unaussprechlichen Zulaufes der Fremden, gar wohl Feyerlichkeiten für ganz Europa heißen konnten. Diese waren seine Ausruhe von derjenigen Einsamkeit, in welcher die Valliere ihn gefesselt hielt. Anfangs waren es bloße Ergetzlichkeiten gewesen; nachmals waren es Zerstreuungen geworden, und damals wurden sie zu einer Nothwendigkeit. Die Ehrerbiethungen blieben alle für die Frau de la Valliere, die Blicke für die Frau von Montespan aufgehoben: welche die Königinn, die Gräfinn von Soissons, und die mehresten Herren des Hofes auf den höchsten Gipfel erhoben; die Königinn, weil sie sich auf die Tugend der Montespan verließ; die Gräfinn Soissons in der Hoffnung, daß sie sich wohl von andern würde regieren lassen; die Herzoginn von Anjou, aus Rachgier gegen die Valliere; die Hofleute aber, aus Abscheu vor jeder Maitresse, bey der man nicht Gehör finden kann. Diese, die von der Eifersucht gequälet ward, war derer Spiele überdrüssig, wel-

che, nachdem sie die Liebe ausgedrücket, weiter zu nichts dieneten, als die Kaltsinnigkeit, und vieleicht gar die Unbeständigkeit zu verbergen.

Ludwig hatte der Frau de la Valliere eingebildet, daß seine Empfindungen gegen ihre Mitbuhlerinn nur flüchtig gewesen wären. Allein, als er davon reisete, um die Gränzplätze in Flandern zu besuchen, und Charleroi ausbessern zu lassen, konnte er doch die Abwesenheit der Frau von Montespan nicht ausstehen. Er ließ sie daher mit der Königinn zugleich, nach Avesne kommen, welche glaubete, daß diejenigen Feyerlichkeiten ihr zu Ehren angestellet würden, die doch bloß ihrer Staatsdame Montespan zugedacht waren. Die Frau de la Valliere war hierüber ganz trostlos. Die Entschuldigungen, welche der König ihr darüber machete, waren noch beleidigender: Ich liebe sie, sagete er, aber ich will nicht im Zwange gehalten seyn.

Diese Antwort, die einem gebiethenden Herrn ähnlicher klang, als einem Liebhaber, machete die la Valliere sehr stutzig: welche kein Mensch bey ihrem Falle tröstete, weil sie, da sie in Gnaden war, alle Menschen verachtet hatte. Sie wollte die Frau von Montespan gar nicht mehr sprechen: welche, da sie fürchtete, diese Anhängigkeit möchte den König entweder erkalten, oder ihre Liebe weltkundig machen, sich über die Feindschaft der Valliere eben so beklagete, als ob sie eine Verletzung ihres guten Namens gewesen wäre.

Ludwig, welcher von derjenigen Frau dahin gerissen wurde, die er liebete, misbrauchete seine

Macht

Macht über diejenige, die ihn noch liebete. Er befahl ihr mit der Frau von Montespan eben so umzugehen, als sie gewünschet hätte, daß die Herzoginn von Anjou mit ihr selbst umgegangen seyn möchte. So! erwiederte die Valliere, so soll ich also mit meiner eigenen Hand diejenigen Bande schlingen, die Eure Majestät mit einer andern verbinden! und Sie selbst verdammen mich dazu! Um nun die Frau de la Valliere zu befriedigen, überließ man ihr zwar die freye Hand über ihrer Aufführung; aber mit solchen Bedingungen, die ihr dieselbe wieder bunden.

Die Frau de la Valliere, welche schon vor dem bloßen Gedanken zitterte, daß der König sie verlassen möchte, machete sich ein Gesetz aus seinem Willen: und, indem sie ihm so gar die Eifersucht aufopferte, so bewies sie, daß der Liebe nichts unmöglich sey. Frau von Montespan fand also alle freundschaftlichen Gefälligkeiten, in einem Herzen, welches von allen Wallungen einer edelmüthigen Liebhaberinn zerüttet ward. Die Frau de la Valliere, welche der heftigsten Verzweifelung ausgesetzet war, sagete nichts mehr als diese Worte: Ach! sie wissen beyde nicht allen Gram, den sie mir machen.

Alle dergleichen erstickte Seufzer, so viele verschwiegene Zähren, stürzten sie endlich in eine tiefe Schwermuth. Der König belästigte sie mit einer beleidigenden Ehrerbiethung, und die Frau von Montespan mit einem gebietherischen Eigensinne.

Eine in aller Eile bewerkstelligte Flucht, rächete sie an allen beyden. Sie gieng in ein Kloster, um daselbst ungestöret zu weinen, und sowohl die Liebe, als die Könige zu vergessen.

Conde, welcher aus einem Aufwiegler, ein Hoffmann geworden war, entdeckete den Ort ihres Aufenthalts, beschwor sie, wieder nach Hofe zurück zu kehren, und lernete bey dieser Gelegenheit: daß es leichter wäre, eine Stadt einzunehmen, als das Herz einer beleidigten Geliebten zu beruhigen. Ludwig aber war glücklicher als er. Zwey Worte von seiner Hand geschrieben, verschaffeten ihm die Valliere wieder, die sich gleichwohl folgender Worte nicht enthalten konnte: Ehemals kam er selbst und suchete mich auf; heute soll ich ihm nachlaufen!

Diese Begebenheit vollendete den Sieg der Frau von Montespan, welche bisher nur ins geheim angebethet worden war. Des Königs Bruder, welcher sie sonst heftig geliebet, welchem aber der Ritter von Lothringen einen andern Geschmack beygebracht hatte, that, als ob er darüber erzürnet wäre. Die Mortemars aber schienen sich aus einer Gunst nichts zu machen, die sie doch mit allen möglichen Ränken befördert hatten. Die Hofleute streueten dem neuen Abgotte Weihrauch. Alle Mannspersonen von hohem Stande murreten, über eine Wahl, die sie einem Weibsbilde unterwarf, deren herrschsüchtige Gnade ihnen gar bald das ganze Gewicht ihrer Ketten zu empfinden geben würde. Der alte Marquis von Antin aber dankete dem

Him-

Himmel, daß endlich das Glück seinem Hause wieder einmal günstig würde.

Der Marquis von Montespan zitterte über der Nachricht von einem Liebeshandel, den er niemals nicht einmal hatte argwohnen wollen. Das konnte er endlich wohl leiden, daß seine Frau eine Geliebte des Grafen Lauzün wäre; aber eines Königes Geliebte zu seyn, das stund ihm gar nicht an. Dieß ist allerdings ein Widerspruch; allein die Ehrliebe, deren Gesetze so wunderlich beschaffen sind, erkennet ihn und machet ihn begreiflich. Er warf also seiner Gemahlinn ihre Unerkenntlichkeit, ihre Treulosigkeit, alle seine Liebe gegen sie, und so viel reiche Eheverbindungen vor, die er ihrentwegen ausgeschlagen hätte. Frau von Montespan, die sich auf den Schutz des Königes steifete, erwiederte dieses alles mit neuen Beleidigungen und mit Verachtung; sie behauptete, ihr Umgang mit dem Könige sey auf nichts, als auf eine ganz unschuldige Freundschaft angesehen, und drohete ihm endlich gar, sich durch seine Verbannung von seinem ungestümen Bezeigen zu befreyen.

Montespan ward erbittert und antwortete ihr: in seinem eigenen Hause wolle er keinen andern Herrn erkennen, als sich selbst; ja er hob so gar die Hand wider diejenige auf, die sich auf einen zweyten berief. Der König liebet mich, sagete die Frau von Montespan, schlagen Sie zu, wenn Sie das Herz haben! Indessen ward die Wuth des Gemahls nicht gemildert: er vergieng sich an seiner Gemahlinn sowohl mit der Hand, als

mit Reden. Die Frau von Montespan schrie überlaut; alles lief hinzu, und man fand sie in Thränen zerfließen. Die Königinn, des Königes Schwester, und der ganze Hof schrien über einen so ungestümen Mann *y*). Der König war ungnädig, daß man einer Frau so übel begegnet, von welcher er bis dahin noch nichts, als Hoffnungen genossen hätte. Er befahl dem Montespan, ihr in Zukunft mit Ehrfurcht zu begegnen, und verboth ihm, sie in eine Provinz abzuführen.

Die Rache des Marquis kannte keine Gränzen mehr. Er ist selbst der erste, welcher ausprenget, daß er durch eine Frau verunehret würde, die noch in ganz gutem Rufe stand. Er suchet dem Könige seine Ergetzungen zu vergällen. Er leget eine tiefe Trauer an, als ob sie gestorben wäre; saget ihr gewisse Fehler nach, die ein Ehemann allein wissen kann; schreibt an den Pabst einen Brief, um von demselben eben die Erlaubniß zu erhalten, welche in England diejenigen haben, denen die Könige ihre Weiber rauben. Diesen Brief zeiget er dem Louvois, und begeht hundert von denen ausschweifenden Thorheiten, welche in Paris Beyfall finden, weil Paris boshaft ist; und worüber ganz Versailles lachet, weil sie mit unsern Sitten nicht übereinstimmen.

Der

y) Mem. de *Montpensier*.

z) Heinrich Ludwig von Pardaillan von Gondrin, Marquis von Montespan, ein Sohn Roger He-

Der König verboth ihm den Hof, und endlich verbannete er ihn auf seine Güter; bis er zuletzt genöthiget war, ein Liebesverständniß fast ganz bekannt zu machen, welches er doch noch immer für heimlich gehalten haben wollte. Herr von Montespan z) fand daselbst in den pyrenäischen Gebirgen, viele Gläubiger, und wenig Leute, die sein Bezeigen geheim hielten. Seine Einbildungskraft indessen beruhigte sich allmählig; er erhielt von Hofe Wohlthaten oder Schadloshaltungen, wie man es nennen will. Mit hundert tausend Thalern bezahlete man ihm seine Frau, sein Stillschweigen, und seine Niederträchtigkeit.

Indessen machete sich der König doch ein Gewissen aus seinem Liebesverständnisse, mit einer verheuratheten Frau. Heinrich der IV, dachte er oftmals bey sich selbst, wandte sich gleichwohl an eine Prinzessinn, die von ihrem Gemahle mit dem Degen in der Faust vertheidiget werden konnte: ich aber hänge mich an eine willfährige Buhlerinn, an eine Ehefrau, deren Mann ich mit einem einzigen Augenwinke zernichten kann? Er suchte sich zwar wegen dieses Verbrechens fühllos zu machen, indem er es durch die Niederträchtigkeiten und Beyspiele der Hofleute in Ehren erhielt; allein dieser Gewissensscrupel verließ ihn doch niemals. Dieses war noch eine

ctors von Pardaillan von Gondrin, Marquis von Antin, Chevalier d'honneur der Herzoginn von Orleans, ward 1663 vermählet, und starb 1702.

eine glückselige Frucht derer redlichen und gottseligen Grundsätze, welche man ihm in seiner Kindheit beygebracht hatte. Die Frau von Montespan ward oftmals verlassen, und immer wieder angenommen. Vieleicht wäre auch ihre Herrschaft nicht so lange bestanden, wenn sie mehr befestiget gewesen wäre. Ludwigs Leidenschaft gegen dieselbe dauerte funfzehn Jahre: weil eines Theils die oftmaligen Gewissensbisse allmählich das Feuer ersticketen; und andern Theils die Nothwendigkeit zu lieben, die Gewissensbisse wiederum unterdrückten.

Fünf-

Fünftes Hauptstück.

Die Frau Scarron erhält ein Gnadengehalt vom Könige.

1666.

Frau Scarron hielt indessen immer noch um die Wiederherstellung desjenigen Gehalts an, welches die königliche Frau Mutter ihr gereichet hatte. Man überreichete verschiedene Bittschriften ihrentwegen, in welchen der Abt Tetu eine erstaunliche Stärke seiner Beredsamkeit angewendet hatte. Diese Bittschriften, welche alle mit dem Ausdrucke anfiengen: **Die Wittwe Scarron bittet Eure Majestät demüthigst**, ermüdeten endlich den König. Denn er sagete: **werde ich denn ewig von der Wittwe Scarron reden hören?** Diese Worte gaben zu einer veränderten Redensart Gelegenheit, und wohl vierzehen Tage lang sagete man bey Hofe: **dieser oder jener sey so ungestüm, wie die Wittwe Scarron.**

Herr **Colbert**, an welchen sie sich wandte, glaubete nicht, daß der Namen eines Mannes, der in seinem ganzen Leben nichts gethan hätte, als leiden und lachen, hinlänglich wäre, um Ansprüche auf ein Gnadengehalt zu machen. Der Großalmosenier hielt dafür, es gäbe noch elende und tugendhafte Personen genug, die es nöthiger hätten, daß man ihnen unter die Arme griffe. Herr von Chalais

lais versprach ihr seinen Schutz, aber bloß mit Worten. Die Frau von Lyonne sagete, ich will sehen, ich will ihr Wort reden, mit eben den Gebärden, womit man das Gegentheil saget. Alle Menschen bothen der Frau Scarron Dienstleistungen an; und kein einziger dienete ihr wirklich. Auch so gar ihre ältesten Freunde wollten nicht länger eine Frau um sich leiden, die allemal eine Bittschrift in der Hand führete.

Die Herzoginn von Richelieu war noch die einzige, die ihr einen Aufenthalt antrug. Sie glaubete, die Frau Scarron sey geschickt, den guten Ruf des Marais zu befestigen: welcher so lange Zeit der Aufenthalt leichtsinniger Gesellschaften gewesen war, und schon damals anfieng, dasjenige zu werden, was er noch itzt ist. Die Frau Scarron aber schlug dieß Anerbiethen aus. Sie wollte der Hoheit nicht ein mehreres zu verdanken haben, als der Liebe. Sie kam der Welt so unscheinbar vor, daß die Welt ihr auch gleichgültig ward. Ihre einzige Hoffnung also war diejenige, welche andächtige Seelen und unglückliche Personen auf die göttliche Vorsehung gründen. Mitten in dem Verdrusse aber, welchen der Gedanken in ihr erweckte: daß die Herzoginn von Richelieu, und die l'Enclos, (worüber sie beschämet war) sie beschützeten, sagete sie: Ach! wenn ich einmal in Gnaden wäre, ich wollte mit unglücklichen Leuten ganz anders verfahren!

In diesem demüthigenden Zustande, lebete dennoch die Eigenliebe in ihr. Ihr guter Ruf wuchs

dadurch.

dadurch. Man erhob sich über den Verdacht der Schwachheiten, welcher insgemein mit der dürftigen Tugend verknüpfet, und so geschickt ist, sie zu Boden zu schlagen. Indessen machete die Bewunderung das Mitleiden wieder gut.

Die Frau Scarron machete durch das Uebermaß des Leidens dasjenige Herz nur noch zärtlicher, welches schon zur Erbarmung so geneigt war. Sie lernete leiden und dulden; eine Wissenschaft, die in allen Ständen nützlich ist. Ihre Beschwerde wider die Austheiler der Gnadengehalte, war eine Art von Verabredung mit sich selbst, ihnen niemals zu gleichen: und die Wohlthaten, welche man ihr selbst versagete, bereiteten sie zu denenjenigen vor, die sie dereinst selbst austheilen sollte. Ihre eigene Dürftigkeit lehrete sie die Noth anderer Leute einsehen, sie zu errathen, denselben zuvor zu kommen, und ihnen zu rechter Zeit abzuhelfen. Die Nebenumstände, zu welchen ihre Umstände sie verbunden, macheten ihr diejenige Sparsamkeit geläufig, die so sinnreich ist, dennoch allem eine Genüge thun zu können: kurz, mitten unter dem Seufzen erlangete sie diejenigen Eigenschaften, die in ihr dereinst so große Vollkommenheiten zuwege bringen sollten.

Endlich schien das Glück milder gegen sie zu werden. Die Prinzessinn von Nemours ward Königinn von Portugall. Sie liebete die Frau Scarron, und wollte sie mit sich dorthin nehmen. Die Frau Scarron war unglücklich und weise genug dazu, daß alle Länder ihr gleich viel gelten

konn-

konnten. Man ward also über den Bedingungen eins, und der Tag der Abreise war bestimmet; allein ein glücklicher Zwischenfall warf den ganzen Anschlag über einen Haufen.

Frau Scarron wollte, bevor sie von dannen reisete, sich der Frau von Montespan vorstellen lassen. Diese letztere kannte sie bereits; Frau von Montespan aber, die bereits in Gnaden stand, und in eine neue Welt versetzet war, hatte Zeit genug gehabt, den Palast von Albret zu vergessen. Die Marquisinn von Thiange, welche noch allezeit mit ihr verbunden geblieben war, stellete mit vielem Vergnügen ihrer Schwester eine Frau vor: welche im Begriffe stand, Frankreich zu verlassen, und wenigstens noch einmal das Wunderwerk davon betrachten wollte.

Die Frau von Montespan, welche von den Schmäucheleyen der Hofleute noch nicht verderbet worden war, wußte sich was mit diesem Complimente; und fand es sehr ungeschickt, daß die Königinn von Portugall, Paris um die Frau Scarron bringen wollte. Diese antwortete ihr: der Tod der königlichen Frau Mutter zwänge sie, außer Frankreich einen anständigen Unterhalt zu suchen. Frau von Montespan hörete sie an, ward von ihrem Elende gerühret, welches bey so vieler Schönheit so viele Tugend blicken ließ; verlangete von ihr eine nochmalige Bittschrift an den König, und versprach, selbige eigenhändig zu übergeben.

Die Bittschriften der Frau Scarron kamen also wiederum zum Vorscheine. Was sagete der

König,

König, ist die Wittwe Scarron immer noch da? Frau von Montespan antwortete ihm: Sire! Sie hätten schon seit langer Zeit nichts mehr von ihr hören sollen: und es ist erstaunlich, daß Eure Majestät einer Frauen noch kein Gehör gegeben haben, deren Ahnen ihr Vermögen dem Dienste der Ihrigen aufgeopfert haben.

Die Hand, welche diese Bittschrift übergab, machete dieselbe angenehm. Der Marquis von Alincourt, welcher die Frau Scarron nur sehr wenig kannte, aber ein Schutzherr aller Unglückseligen ward, redete sehr nachdrücklich, indem er gewiß war, er würde sowohl seinem Herrn gefallen, wenn er eine Wohlthat für jemand anders erbäthe, als er ihm misfallen hätte, wenn er ihn für sich selbst darum gebethen hätte. Das Gnadengehalt ward also bewilliget, und die Reise nach Portugall dadurch unterbrochen.

Die Prinzessinn von Nemours gieng folglich ganz allein nach Lissabon, um daselbst Verbrechen auszuüben, und Staatsveränderungen zu verursachen; um einen König wegen Unvermögens anzuklagen, welcher doch selbst Kinder hatte, und mit ihr gar wohl auch welche hätte erzeugen können; denjenigen, der sie auf den Thron erhoben, in ein Gefängniß stecken zu lassen; und dessen Schwager mit päbstlicher Einwilligung zu heurathen.

Bey der ersten Nachricht ihrer Vermählung mit dem dummen Don Alphonso, von welchem man versicherte, er sey der dümmste König von der Welt,

mengete der Herzog von Nevers in dieses Gespräch eine Frage mit ein, die den Prinzen des Balzac, und den Staatsminister des von Bourzeis, betraf; und sagete, indem er auf die Prinzessinn von Nemours wies: Der Prinz tauget nichts, und der Staatsrath eben so wenig. Schon recht! hatte sie geantwortet, ich werde schon Verstand genug für ihn haben; und diese, indem sie auf die Frau Scarron zeigete, wird für den Staatsrath welchen haben.

Die Frau Scarron gieng zum Herrn von Alincour, um sich zu bedanken; welcher damals noch nicht glaubete, daß sie dereinst die Stütze der Villeroys werden würde; und zu der Frau von Montespan, die sichs nicht träumen ließ, daß ihr ganzes Schicksal von diesem Gnadengehalte abhängen, und daß eine Frau, die für zwey hundert Pistolen Einkommen, von Erkenntlichkeit erfüllet wäre, es dereinst ausschlagen würde, Königinn von Frankreich zu werden.

Es freuete sie so sehr, einmal zu rechter Zeit Gutes gethan zu haben, daß sie selbst die Frau Scarron dem Könige vorstellen wollte. Der König sagete zu dieser: Madame, ich habe Sie lange warten lassen; ich bin über Ihre Freunde eifersüchtig gewesen, und habe dieses Verdienst um Sie, ganz allein haben wollen *a*).

Frau

a) Siecle de Louis XIV. Herr Voltaire schreibt: er hätte dieß vom Cardinale Fleury gehöret, welcher gesaget, Ludwig der XIV. hätte ihm eben dieses Compliment gemacht, als er ihm das Bißthum Frejus

Frau Scarron näherte sich von neuen der großen Welt, welche sie sonst geflohen war. Sie nahm nunmehr eine Wohnung im Palaste von Richelieu an, nachdem sie solche mit Wohlstande annehmen konnte. Der Graf von Guiche, ein Mann nach der damaligen Weltart, gab sich Mühe um sie; er misfiel ihr aber, erschrack darüber, that Vorschläge, erweckte dadurch nichts als Verachtung, und mußte zu Entschuldigungen seine Zuflucht nehmen. Sie sind wohl, sagete er, das erste Frauenzimmer auf der Welt, welches verbiethet, daß man sie lieben solle.

Aus einem Liebhaber, den man sehr strenge gehalten hatte, ward Herr von Guiche ein wahrer Freund *b*). Dieses führe ich nicht gern an; ich weis wohl, daß dergleichen Wahrheiten mit meiner Ehrfurcht gegen ein Jahrhundert streiten: welches, wenn es täglich so viel unanständige Fehltritte erblicket, sich nicht einbilden wird, daß man ehemals einer Mannsperson habe widerstehen können, um welche sie sich anitzt alle reißen würden. Allein! wäre die Frau Scarron schwach gewesen; würden denn wohl alle ihre Zeitgenossen geglaubet haben, daß sie es nicht gewesen wäre? Das Laster mag sich auch in die dickeste Finsterniß verhüllen; so zertheilet die Wahrheit dieselbe doch bald. Eine junge, liebenswürdige und arme Frau, gehe mit der Welt um,

 wie

gegeben. Es ist doch sonderbar, daß eben dieselben Worte, von einerley Prinzen, gegen zwo Personen gebrauchet werden, die einerley Glück gemacht haben.

b) Mst. der Frau von Glapion.

wie sie wolle; so überlebet doch ihre Tugend zuweilen das Gerücht; aber ihr guter Namen überlebet niemals die Tugend.

Ein Augenzeuge machet uns einen Begriff von der Tugend der Frau Scarron. „Außerdem, „schreibt er, daß sie sehr schön war, und eine sol„che Schönheit besaß, die beständig gefällt, war sie „noch sanftmüthig, erkenntlich, getreu, verschwie„gen, bescheiden und klug; das beste an ihren An„nehmlichkeiten aber ist, daß sie sich ihres Witzes „nicht anders gebrauchet, als um die Leute zu belu„stigen, oder sich beliebt zu machen. Und was ich „an einer so jungen Person am meisten bewundere, „ist dieß, daß sie die Liebhaber bey sich nicht anders „duldet, als in so weit sie rechtschaffene Leute sind. „Nach dieser Regel aber, dünket mich, daß sie in kei„ner sonderlichen Gefahr schwebe.„

Wer kann nun wohl Anstand nehmen, entweder dem Ritter von Mere zu glauben, der sie persönlich gekannt hat; oder dem Sandras de Courtil *c*), der sie gar niemals gesehen hat?

Sech=

c) Ein französischer Hauptmann, welcher sich nach Holland begeben, und Verfasser von dreyßig Schmähschriften wider Ludwigs des XIV. Hof ist.

Sechstes Hauptstück.

Frau Scarron wird andächtig.

Frau Scarron, welche befürchtete, man möchte ihr diejenigen Neigungen oder Schwachheiten zutrauen, die man in der großen Welt erlernet, mit welcher sie umgieng, suchete in einer verehrungswerthen Einsamkeit, eine Zuflucht wider die Verwägenheiten derjenigen Mannsleute: welche, da sie der Geilheit überdrüssig sind, mit der Vernunft Frieden machen, und durch neue Verbindungen einem guten Namen wenigstens einen Schandfleck anhängen. Auf einmal gab sie durch ihre Reden und durch ihre Art sich zu kleiden, zu verstehen, daß sie sich ganz der Andacht ergäbe.

Es war schon damals, wie noch itzt, die Andacht mehr ein Scheinwerk, als eine innere Empfindung, wenn man weiter keinen Rath wußte: entweder weil man alt oder unglücklich war, oder weil man sich übel aufgeführet hatte, so begab man sich in diesen Orden. Man gehörete doch wenigstens jemanden an; man ward wieder jung; der gute Namen erholete sich wieder; und das Glück ward günstiger. Trat man aber noch in der Jugend zu dieser Zunft, hatte man Annehmlichkeiten und Ehre: so ward von einem, als von einem Wunderwerke der göttlichen Gnade geredet. Die Andächtigen strichen eine solche Aufopferung heraus; die

Welt aber rechnete einem auch solche Ansprüche an, die man nicht einmal machen konnte. Allein, man ward endlich gewahr, daß die Andacht eben nicht die Herzen änderte; daß das andächtige Frauenzimmer schlaue Köpfe zu Gewissensräthen, und Dummköpfe zu Beichtvätern annahm; daß sie dem erstern ihre Vollkommenheiten erzähleten, und dem andern ihre Sünden verschwiegen; daß das Aeußerliche an ihnen verbessert, und das Innere nur desto lebhafter würde.

Von der Verwunderung schritt man zum Mistrauen, und gieng nicht ohne Zittern mit denjenigen um, die alle acht Tage zum Abendmahle giengen. Die allgemeine Verachtung zog ihnen vollends die Larve vom Gesichte. Man erblickete, wie sie von ihrem vorigen Andachtseifer wieder zur Welt zurückkehrten, und von der Welt, wieder zum ersten Andachtseifer, oder wie sie sich des Anscheines der Andacht zu ihrem Eigennutze bedieneten. Man nennete sie die Scheinheiligen. Ein nachdrücklicher Namen; denn wenn man einmal recht heilig ist, so ist man es in allen Stücken und allezeit.

Die Freunde der Frau Scarron waren also über ihre Veränderung misvergnügt. Die Leute erstaunteten, daß eine junge Frau, deren Leben bis dahin, gar keiner Besserung bedorfte, sich so plötzlich von der Welt absonderte: gleich, als ob man um fromm zu werden, erst warten müßte, daß die Erschöpfungen des Alters dieselbe nothwendig und nützlich machete; und die Gewohnheit an den Ergetzungen, einem das Belieben daran benähme!

Der

Der Abt Tetü, welcher wegen seiner aufsteigenden Dünste, die der Abt Ruccelai, ein Florentiner in Frankreich aufgebracht hatte, nur ein klein Fünkchen Andacht besaß, sagete ihr, sie hätte ihr Gewissen einem gar zu strengen Manne übergeben. Sie hatte den Abt Gobelin zu ihrem Gewissensrathe angenommen. Aus einem Rittmeister, war Gobelin ein Doctor der Sorbonne geworden. Er hatte die Welt bloß darum verlassen, um an seine Seligkeit zu denken, und empfand, wie gefährlich das Wissen demjenigen sey, welcher selig werden will. Er bestrebete sich auch ganz und gar nicht, den Titel eines Doctors durch diejenige Erkenntniß zu behaupten, welche die Gelehrsamkeit mit sich führet; er suchete nichts, als die Gnade. Er brachte seine Sitten in eine gewisse Regel, wählete sich dieselben seinem Stande gemäß, und suchete dieselben in aller Vollkommenheit zu erreichen. Er verband, mit allem Eifer eines Priesters, die Freymüthigkeit eines Soldaten, und machete sich durch seine Strenge einen großen Namen.

Er trieb dasjenige, was man die christliche Einfalt nennet, die so oft der allerweltlichsten Arglist zum Deckmantel dienet, so weit, daß man oftmals hätte glauben sollen, er wäre ein Dummkopf. Er warf sich weg aus Demuth, und machete Trugschlüsse aus Gewissensangst; übrigens war er sehr erleuchtet, und voll von dem Geiste Gottes.

Er hatte übrigens gewisse Fehler an sich, davon die Andacht ihn nicht heilen konnte, eine überaus große Ehrerbiethung gegen die Hohen dieser Welt;

einen ungemeinen Gefallen an Processen, und alles Mistrauen, was einem unruhigen und zanksüchtigem Geiste eigen ist. Sein ganzes Leben hindurch predigte er, processirete, und lag zu Füßen.

Die Frau Scarron, welche nicht begreifen konnte, daß ein Geistlicher sich auch nur den mindesten Eigennutz verstatten könnte, rückte ihm diese Lust zur Zanksucht oftmals vor; und verzieh ihm nur wegen derjenigen unbiegsamen Liebe zur Gerechtigkeit, welche ihn zwang, ohne Unterlaß mit seinen Verwandten, guten Freunden, und vieleicht auch wohl mit Beichtkindern im Processe zu liegen.

Einige dergleichen Schatten in dem Gemälde dieses Gewissensrathes, können nicht verhindern, daß man nicht das Bild eines Heiligen darinnen erkenne *d*). Er strebete allezeit nach der Vollkommenheit, und begehrete von den armen Sterblichen lauter Riesenschritte. Diejenigen, die nichts als Laulichkeit wünschen, klageten über seine gar zu große Strenge. Es ist doch wunderlich genug, daß man bis auf diese Stunde noch nicht weis, worinnen denn eigentlich die Vollkommenheit bestehe; oder was denn lächerlich sey? und dieses in solchen Sachen, an deren Kenntniß uns am meisten gelegen ist.

Der Abt Gobelin verdammete auch die unschuldigen Ergetzungen; wollte, daß man allezeit ein zerknirschtes Herz haben sollte, und glaubete, daß es schwerer wäre, Leidenschaften auszurotten, als dieselben zu ordnen.

Diese

d) Man sehe einen Auszug der Nachricht der Frau von L. * * *

Diese ersten Vorbereitungen kosteten ihm viel Mühe. Der Abt zankete beständig mit der Frau Scarron über dem Ueberreste ihrer Liebe zur Welt. Allerwegen wünschete man, sie um sich zu haben: sie ward zu allen Lustbarkeiten gebethen; und Herr Gobelin glaubete, daß sie lediglich Gott eigen seyn sollte. Sie kleidete sich sehr ungekünstelt, aber doch mit einer einfältigen Zierlichkeit, und Gobelin glaubete in dieser Zierlichkeit eine Pracht zu finden. „Aber mein Herr, sagete man ihm, es sind ja „nur gemeine Zeuge, es ist schlechte Wäsche, „ein bloßer Etamin: ich trage keine Spitzen, „und das Band ist schwarz. Das ist wahr, „erwiederte er: aber ich weis nicht, wie es kömmt, daß, wenn sie sich auf die Kniee legen, ich in ihnen zugleich eine vornehme Frau niederknieen; und eine große Menge Stoff um meine Füße herum liegen sehe, der so angenehm verarbeitet ist, daß ich an allem diesen etwas gar zu Gutes finde.

Sie empfand einen Widerwillen gegen die kleinen Uebungen der Frömmigkeit; vieleicht darum, weil sie von den kleinen Lehren der Religion nicht sonderlich viel glaubete: und Herr Gobelin begehrete von ihr, sie sollte alle Tage zwo Messen hören, und sich den eingeführten Begriffen von dem Rosenkranze und der Anbethung der Bilder gemäß bezeigen. Er sagete, von Rechts wegen sollte ich Ihnen zur Buße auferlegen, alle Reliquien und alle Bilder in der Kirche zu küssen. Dieses that er nun zwar nicht; allein die Frau von

Maintenon hat nach diesem gesaget: wenn er mir es befohlen hätte, so hätte ich ihm zwar gehorchet, ungeachtet ich überzeuget war, daß die ganze Welt mich ausgelachet hätte, und er selbst zu allererst.

Um ihre außerordentliche Begierde, witzig zu seyn, zu bekämpfen, begehrete er von ihr, daß sie in Gesellschaften sich bestreben sollte, allen lange Weile zu machen. Allein, man leget den Verstand nicht so bey Seite, wie den Degen. Eine solche Ungereimtheit konnte die Frau Scarron sich nicht abzwingen. Gleichwohl wollte sie gehorchen. Sie entschloß sich darüber, gar nichts zu sagen. Ihre guten Freunde höhneten sie darüber aus. Der Abt Tetü sagete ihr: der Abt Gobelin wüßte viel, wie man die Gewissen regieren sollte, und bald würde sie so lächerlich werden, als er. Aber sie blieb bey ihrem Entschlusse, und als sie bemerkete, daß alles um sie herum gähnete, und sie selbst mit gähnen mußte, so ermannete sich ihr Witz wieder, ja es fehlete nicht viel, daß sie nicht dem Andächtigen, und der ganzen Andacht, den Dienst aufgekündiget hätte.

Ihre Seele ward so laulicht in diesen Uebungen, daß sie, nachdem sie allen Befehlen gehorsamet hatte, endlich an allem zu zweifeln anfieng. Nichts ist der Religion schädlicher, als die Schwärmerey: und der Aberglaube machet vieleicht eben so viel Freygeister, als die Schwälgerey.

Die Frau Scarron, welche in ihrer Denkungskraft vielmehr verfolget, als auf den rechten

Weg gebracht ward, sah noch keine von denen Ergetzungen, die der Abt Gobelin ihr versprochen hatte; und die aus dem freywilligen, und nicht aus einem erzwungenen Opfer unserer selbst fließen sollen. Der Widerwillen nahm mit der Unterwürfigkeit zugleich zu. Endlich hielt sie diejenigen mystischen Wahrheiten für Hirngespinnste, die ihr zur Last fielen, und sie dennoch nicht schadlos hielten. Die Messe, diese andächtige Handlung eines Katholischen, welcher noch von dem Laster stinket; und die er gleichwohl mit der gewissenhaftesten Begierde abwartet; diese Messe so gar schien ihr verdrüßlich zu seyn. Das Fräulein von Aumale schreibt, ich habe von ihr sagen hören: daß sie von Herzen gern des Sonntags nicht in die Messe gegangen wäre, wenn sie nicht die üble Nachrede der Leute gescheuet hätte.

Der Abt Gobelin begriff gar nicht, daß die wahre Religion, welche daselbst allenthalben groß und majestätisch ist, allwo die Menschen nicht die Niedrigkeit ihrer Seelen hinein gemenget haben, nur darauf abzielet, den Gebrauch der Gaben der Natur in uns vollkommener zu machen, nicht aber dieselben auszurotten; und daß es dem Glauben allerdings in seinen nützlichen und die Vernunft übersteigenden Lehren, an Uebungen nicht fehle; ohne daß man ihn noch mit nichtigen Gebräuchen belästige, die demselben zuwider sind. Gleichwohl milderte er seine Strenge, und erlaubete endlich der Frau Scarron, Verstand und Witz zu haben.

Die-

Dieser Geschmack veruneinigte sie mit der Frau de la Fayette, welche mit Widerwillen ihre kleine Hofstatt dünne werden sah, indessen, daß die Gesellschaft bey der Frau Scarron täglich zunahm. Die Frau de la Fayette wollte die Stelle der Marquise de Sable ersetzen; derjenigen Frau, welcher man die moralischen Gedanken schuldig ist, die kein Mensch mehr liest, und die von Rechts wegen jedermann auswendig wissen sollte. Allein sie konnte sich dabey nicht erhalten. Die Frau von Sable hatte denjenigen Verstand, der sich für alle Stände schicket, und der einer Frau unentbehrlich ist, welche eine Gesellschaft empfangen muß, die sie nicht aussuchen kann. Der junge Adel versammlete sich in ihrem Palaste, lernete die Sprache rechtschaffener Leute reden, und erlangete dadurch ein Vorrecht mit gutem Anstande in der Welt zu erscheinen.

Frau de la Fayette hatte mehrere Gaben, aber sie besaß das Einnehmende nicht, welches den Umgang angenehm und standhaft machet. In ihren Schriften besaß sie tausend Annehmlichkeiten, in ihrem Vortrage aber sehr wenig. Sie war gar zu ungeduldig; bald schmäuchelte sie zu viel, bald war sie zu herrschsüchtig; mit allem diesen heischete sie unendliche Ehrerbiethungen, die sie oftmals mit Hochmuth erwiederte. Ihr Haus ward alsobald leer, ungeachtet des Herzogs von la Rochefoucault; der sich daselbst, wegen einer Gicht, die ihn beständig plagete, und einer Gesichtsbildung wegen tröstete, die der König nicht leiden konnte. Trotz

allem

allem seinem Witze aber, welcher vornehmlich in ganz richtigen Gedanken bestund, welche nur in vertraute Redensarten, auch wohl in Sprüchwörter eingekleidet waren, und dann und wann durch eine besondere Schönheit des Ausdruckes erhoben wurden. Die Frau de la Fayette schob alles dieß auf die Frau Scarron; die sie es nach diesem wohl empfinden ließ *e*), daß sie die Ehre gehabt hätte, liebenswürdiger zu seyn, und höher geschätzet zu werden, als sie.

Der Abt Gobelin machete sich den Ekel zu Nutze, welchen seine Beichttochter damals gegen diejenigen Gesellschaften bekam, in welchen man mit so vielem Vergnügen, aber schwerlich im Frieden regieret, um ihre Bekehrung wieder vor die Hand zu nehmen. Sie ließ sich folgsam finden, und that sich durch ihre ordentliche Lebensart dergestalt hervor, daß sie dem Abte Gobelin vollends einen großen Ruhm erwarb.

Auf sein Anrathen begab sie sich in die Straße des Tournelles, von wannen sie oftmals zu den blauen Ordensschwestern gieng: allwo sie von der Marschallinn von Ranzau, die sich dort einkleiden lassen, und von der Frau de St. Bazile, einer überaus gottseligen Frau, die sich oftmals daselbst aufhielt, sehr hochgeschätzet wurde.

In

e) Man sehe ihre Memoires de la Cour de France, allwo sie die Nutzbarkeit der Stiftung von St. Cyr niederschlägt.

In dieser Einsamkeit, aus welcher die lange Weile sie hundertmal hätte vertreiben mögen, legete sie sich sehr auf das Bücherlesen. Coulanges suchete ihr die besten Bücher aus, und schickete ihr alle merkwürdigen Neuigkeiten zu. Ihr Geist nährete sich also mit allem, was selbiges Jahrhundert sinnreiches und weises hervorbrachte. Die Romanen misfielen ihr allezeit; ungeachtet die Scudery ihr persönlich recht wohl gefiel. Die moralischen und historischen Bücher wurden allen andern vorgezogen; und unter diesen vornehmlich die Geschichre der Königinn Elisabeth, das Leben des heiligen Ludwigs, und Plutarch, welcher allen Menschenaltern und allen Jahrhunderten angenehm ist.

Ende des ersten Theils.

Nachrichten,

welche zu der

Geschichte der Frau von Maintenon,

und des verflossenen Jahrhunderts

dienen.

Zweyter Theil.

Das vierte Buch.

Erstes Hauptstück.

Die Frau Scarron wird Hofmeisterinn der königlichen Kinder.

1669.

Die Frau von Maintenon hatte noch nicht alle Sorgfalt für ihre Ehre verlohren. Im Anfange ihrer Leidenschaft schien sie vom Laster so entfernet zu seyn; daß sie mit Verachtung von den Fehlern der Valliere redete, und sagete: „Wann „mir dergleichen Unglück widerführe, so ließe ich mich „mein Lebenlang nicht sehen, und würde vor Scham „sterben.„ Indessen erloschen diese Gesinnungen. Es mochte aber nun eine strafbare Behutsamkeit, oder ein tugendhafter Widerstand seyn: so vergiengen doch ihre ersten Jahre, ohne den Anschein begangener Schwachheiten. Die Herzoginn von Valliere hatte den Titel einer Maitresse; die Frau

von Montespan aber die Ehre und das Vergnügen derselben.

Endlich bewilligte sie es, auch eine Mutter zu werden. Allein, da sie eben so aufmerksam war, ihre Schwäche zu verbergen, als die Gunst, darinnen sie stund, zu zeigen: so sollte die Geburt ihrer Kinder ein Geheimniß seyn. Diese Vorsichtigkeit nun hätte ihnen leicht tödtlich werden können. Niemand merkte ihre Schwangerschaft: und unter denjenigen Kleidertrachten, deren Schiedsrichterinn sie war, und die nach ihrem Sinne wechselten, aber allezeit beliebet und gepriesen wurden, erfand sie eine, die gewiß den schönen und tadelfreyen Leibesgestalten nicht sehr vortheilhaft war.

Gleichwohl mußten diese Kinder erzogen werden. Man suchete also eine Frau, die verschwiegen, und zu solcher Erziehung geschickt wäre. Die Frau von Montespan warf ihre Augen auf die Frau Scarron, als auf eine ihrer Creaturen. Man saget, diese Wahl habe Ludewigen misfallen. Da aber die Mutter glaubete, sie könnte keine bessere treffen: so ließ sie derselben durch die Frau von Hudicourt vorschlagen: ob sie sich zur Erziehung eines Kindes entschließen wollte, welches einen großen König zum Vater hätte. Diese Worte wurden so geheimniß voll gesaget; der Zustand der Frau von Montespan war noch so unentschieden, und die Gerüchte von ihrer Liebe mit dem Lauzün noch so neu: daß die Frau Scarron es abschlug. Vivonne erhielt nichts mehr bey ihr, als die Frau von Hudicourt; und Richelieu nichts mehr, als Vivonne.

Diese Weigerung misfiel nun sehr. Allein die Frau Scarron war so unentbehrlich und so standhaft, daß man den Louvois an sie schicken mußte. Der Abt Gobelin urtheilete: die Schwachheiten der Frau von Montespan zu verhölen, wäre mehr eine Handlung christlicher Liebe, als eine Verletzung der Tugend. Sie erwiederte also dem Minister: „Gehöret das Kind dem Könige, so will ichs „wohl thun. Allein auf diesen Fall muß er mirs „selbst befehlen. Der Frau von Montespan ih„re Kinder würde ich nicht übernehmen.„

Auch diese Antwort misfiel. Indessen ließ man sie nach Hofe kommen; und der König befahl ihr, sich des Kindes anzunehmen, welches die Frau von Montespan ihr liefern würde *). Diese Stelle führte eigentlich nichts verächtliches bey sich. Die Frau von Colbert hatte die Prinzessinn von Blois erzogen. Und nachmals ward die Marquisinn von Sabliere zur Hofmeisterinn des Fräuleins von Nantes und von Tours vorgeschlagen **).

Die Frau Scarron, die selbst durch ihren guten Ruf, gegen allen Verdacht einer Theilnehmung an dem Wesen der Frau von Montespan gesichert ward, übernahm also mit Freuden das mühsame Amt, welches sie zum eingezogenen Leben verdammete. Sie kündigte allen ihren Bekanntschaften den Entwurf ihrer künftigen Lebensart an. Ihre

*) Memoires de Mlle d'A. . . .

**) S. die Briefe der Sevigne vom 18. Oct. 1680.

Freunde verspotteten sie. Der Abt Tetu sagete ihr vorher: Sie würde es bald überdrüssig werden. Die Frauen von Albret und von Richelieu, bathen sie, sich ihrer Freundschaft zu erinnern.

Aus Furcht, durch öftere Besuche von ihren Pflichten abgehalten zu werden; miethete sie sich ein Haus, am Ende der Vorstadt St. Germain, wo sie, ihrem Vorgeben nach, einsam, und von aller Welt, außer von wenigen Freunden, unbesuchet leben wollte. Und, um allen Argwohn zu vermeiden, setzete sie hinzu: daß die Erziehung eines Kindes sie vor dem Verdrusse der Einsamkeit versichern würde. Sie bath auch die Frau von Hudicourt, ihr dero Tochter anzuvertrauen *).

Die Frau von Montespan kam in einem entlegenen Hause, und mit allen Behutsamkeiten des größten Geheimnisses nieder. Clement, der Beystand der Gebährerinnen, kam mit verbundenen Augen, und muthmaßete so wenig auf den Vater des Kindes, daß er sich auch von dem anwesenden Könige zu trinken einschenken ließ. Als die Beylage ihr anvertrauet werden sollte, nimmt die Frau von Maintenon eine Miethkutsche aus einer entlegenen Gasse, tritt zur Frau von Montespan mit einer Larve vorm Gesichte hinein, nimmt das Kind in ihre Scherfe, und nimmt die Masque im Herausgehen wieder vor; nicht ohne große Furcht, das Geheimniß möchte verrathen werden.

Ihre

*) Die nachmalige Gräfinn von Montgon, Hofdame der Herzoginn von Burgund.

Ihre große Empfindlichkeit machete ihr eine Bedienung, die schon an sich so mühsam war, noch beschwerlicher. Sie stund ihr nicht als eine Tagelöhnerinn vor, sondern als eine Philosophinn, die da weis, wie sehr das Leben und die Gemüthsart der Großen den Menschen nützen oder schaden kann. Sie opferte ihrer Pflicht alle Gesellschaften auf, deren Vergnügen sie war, ihren Schlaf, ihre Schönheit, ihre Ergetzungen. Selbst ihre Ehre litt dabey. Denn als sie das Fräulein Balbien zu dem Prinzen haben wollte: so schlugens ihre Aeltern mit den Worten ab: das sieht sehr übel aus! Gewiß sind es einige Bastarte, die sie von ihren Liebhabern gehabt hat.„

Die Fruchtbarkeit der Frau von Montespan drohete ihr eine lange Sklaverey. Sie kam nochmals zu St. Germain nieder. Man wagete es nicht, die Frau Scarron ins Schloß zu bringen. Lauzün empfieng das Kind; man hatte nicht Zeit es zu windeln. Man wickelte es nur in Tücher. Er nahm es in seinen Mantel, durchkreuzete der Königinn Zimmer, voll Zitterns, daß es nicht etwa schreyen möchte, und trug es zur Kutsche der Frau Scarron, die im kleinen Thiergarten hielt, und es erwartete.

Die Frau von Montespan sah, daß jedes Kind gleichsam ein neues Band ward; und daß die Zärtlichkeiten eines Vaters, den Unbestand des Liebhabers fesselten; und kam also jährlich nieder. Die Frau Scarron hatte nicht einmal Zeit Athem zu holen, und dorfte solche nicht einmal hoffen. Man

kannnte ihre Munterkeit zu wohl, als daß man die neuen Kinder jemanden anders anvertrauet hätte. An statt eines einzigen, das man ihr versprochen hatte, bekam sie drey. Man gab ihr ein schönes grosses Haus bey Vaugirard, Bediente, Kutsche und Pferde; mit einem Worte, alles, was nur zween Tage lang gefällt.

Um ihr Geheimniß besser zu verbergen, flog sie die Nacht durch an allen denen Oertern herum, wo diese Prinzen verpfleget wurden. Des Morgens besuchete sie ihre Freundinnen, als ob sie wohlgeschlafen hätte; und Nachmittage, empfieng sie Besuch bey sich. Diese Behutsamkeiten hinderten gleichwohl die Neugierde nicht, ihrem Geheimnisse nachzuforschen; und daß es die Hofleute nicht hätten errathen sollen. So bald man den Namen Montespan nannte, ward sie roth. Diese Neigung zum Erröthen, zu heben, ließ sie sich zur Ader. Sie schwächete dadurch ihre Gesundheit, und erröthete gleichwohl.

Colbert, der eben so neugierig war, als die andern, aber mehr Grund hatte, es zu seyn, wollte wissen: ob es wahr wäre, daß sie Kinder erzöge? Die Frau von Valliere regierete nur noch aus Gewohnheit. Die Frau von Montespan spielete täglich bey der Königinn. Er gieng also zur Frau Scarron, und, um sie zu überraschen, trat er ungemeldet hinein. Sie herzte eben eins von diesen Prinzchen. Allein, ohne verwirrt zu werden, schaffete sie es ihm geschwind aus den Augen, ließ es als ein Pack leinen Zeug wegtragen, und unterhielt

hielt den Minister mit so kaltem Geblüte, daß er völlig betrogen ward, oder doch so schien *).

Sie gewann diese Kinder recht zärtlich lieb: denn durch alle diese Sorgfalt für sie, erwarb sie sich das Recht, sie noch mehr, als ihre eigene Mutter zu lieben. Der erste starb, und sie war untröstlich darüber. Der zweyte ward Herzog du Maine. Man weis, wie viel sie seit seiner Kindheit für ihn ausgestanden; und wie werth er ihr bis an sein Ende gewesen. Ihre Briefe an den Abt Gobelin zeigen, wie viel Widersprüche sie von Seiten der Frau von Montespan zu erdulden gehabt, die bey weitem nicht so zärtlich und mitleidig war; und sie wegen ihrer Bekümmernisse, mehr verhöhnte, als ihr dafür dankte. Als eine Feuersbrunst das Haus, wo die Prinzen versteckt waren, ergriffen hatte; schickete die Frau Scarron, aus Schrecken darüber, einen Bothen an sie. Die Antwort der Mutter war: „das ist mir lieb: denn „das Feuer bedeutet Glück.„

Bey den öftern Reisen, so sie nach Hofe that, besuchete sie die Frau von Montespan mit unendlich vieler Behutsamkeit. Die Frau von Hudicour, ihre beyderseitige Freundinn, hatte ein Zimmer daselbst, wohin beyde sich begaben: die Frau von Montespan, um ihre Kinder zu sehen; die Frau Scarron aber, um zu seufzen, daß sie selbige so wenig liebete. Sie vergaßen sich bisweilen Stunden lang, in dem Vergnügen eines muntern Umgan-

*) Memoir. de Montpentsier, T. VI. p. 260.

ges ohne Zwang. Eines Tages fragete der König nach der Frau von Montespan: „Sie ist, verse„ßete die Frau von Hudicour, mit der Frau „Scarron beysammen: und beyde reden so ge„lehrt und erhaben, daß ich davon gieng; weil ich „nichts davon verstund.„ Von dem Augenblicke an bekam der König einen Abscheu vor der Hofmeisterinn.

Die Frau von Hudicour bemühete sich, aus einer Vertrauten der Frau von Montespan ihre Nebenbuhlerinn zu werden *). Sie gefiel aber so wenig, daß man ihr solch Vorhaben verzieh. Man sprach sie wieder, ohne sie darüber zur Rede zu setzen. Man war ihrer Spaßhaftigkeit gewohnt. Sie rührete die Einbildungskraft nicht. Man brauchete sie zwar nicht; aber man war sie gewohnt. Heute war sie in dem offenen Wagen, oder in dem Boote des Königes; morgen in der verdrüßlichsten Gesellschaft zu Paris. Man gab ihr ein Zimmer bey Hofe: aber bey dem geringsten Bedürfnisse desselben, schickete man sie wieder fort. Man hätte sagen können, daß sie täglich aus der Gunst in Ungnade fiele, und aus dieser in jene gelangte: sie war aber von beyden gleich weit entfernet.

Die Frau Scarron hatte ihr allerley Begegnungen zu vergeben, die der Ehre, der Erkenntlichkeit und Freundschaft zuwider waren. Sie überführete sie, daß sie der Frau von Albret eine Eifersucht gegen sie beygebracht hätte; die Frau von Richelieu,

*) Lettr. de Sevigne 1670.

chelieu, verboth der Frau von Hudicour ihr Haus: der Marschall von Albret betraf sie mit dem Herzoge von Berhüne; und schwatzete alles aus, was er gesehen hatte. Allein die Frau Scarron verdoppelte ihre Sorgfalt gegen die kleine Hudicour, die keine Schuld an den Fehlern ihrer Mutter hatte; und bald für eine Muhme, bald für die Schwester der Prinzen gehalten ward.

Ihre Absicht bey Uebernahme der Auferziehung war, einige Gnade vom Könige zu erhalten; die ihr alle die Bemühungen vergelten, und ihr ein ruhiges und unabhängliches Leben verschaffen könnte. Diese Hoffnung aber stund noch in weitem Felde. Die Frau von Montespan bath nicht für sie: entweder, weil sie das Herz nicht hatte, sie dem Könige zu nennen, oder weil sie eine so nützliche Person zu verlieren fürchtete. Die Frau Scarron, die das Vergnügen in die Welt lockete, und doch durch die Zärtlichkeit gegen ihre Zöglinge in der Sklaverey gehalten ward, widmete sich herzhaft allen Mühseligkeiten ihres Zustandes, für 2000 Livres Besoldung, mit Verluste ihrer Freyheit, und mit dem Misvergnügen, zu wissen: daß sie dem Könige misfiele.

Der Abscheu dieses Herrn wuchs jedesmal, wenn er sie reden hörte, so oft er die Frau von Maintenon mit der Hofmeisterinn antraf. Er liebete den Witz; aber er konnte die Praleren damit nicht leiden. Er sah die Frau Scarron wie eine gefährliche Pedantinn an, und für eine Frau, die durch den Umgang mit einem Poeten verderbet worden. Er nannte sie nur die hochtrabende Schwätze-

rinn (precieuſe) oder die Witzige, (le bel Eſprit). So bald er kam, entfernte ſie ſich geſchwind. Wann die Kinder nach St. Germain kamen, wurden ſie von der Amme dargeſtellet. Die Frau Scarron aber wartete in dem Vorzimmer, bis der König wieder weg war, und die eigenſinnige Gebietherinn ſie rief; um ſie durch ein Paar günſtige Worte zu tröſten, oder durch ungerechte Vorwürfe zu betrüben.

Indeſſen erhob die Amme einmal durch ein ungekünſteltes Wort die Dienſte der Frau Scarron ſo nachdrücklich, als ſie es immer ſelbſt hätte thun können. Der König fragete: wem dieſe Kinder gehöreten, die ſie da brächte? „Ich bilde mir ein, ſa„gete ſie, daß es Baſtarte irgend eines Herzogs oder „Parlamentspräſidenten ſind. Was die Mutter an„langet; ſo muß ich aus den Bewegungen unſerer „Frau bey jedem Uebel, das ſie betrifft, ſchließen: „daß es niemand anders, als ſie ſelbſt ſeyn könne.„

Zweytes Hauptstück.

Die Frau Scarron bey Hofe.

Der König wollte, daß seine Kinder vor seinen Augen erzogen werden sollten. Man gab ihnen also ein Zimmer bey Hofe. Die Frau Scarron setzete ihre Sorgfalt fort, aber allezeit mit der befohlnen Heimlichkeit. Die Herzoginn von Valliere ward nur durch die ihrigen beym Könige erhalten. Allein, ob sie gleich der Untreue ihres Liebhabers versichert war, so war sie es doch nicht von den Schwachheiten ihrer Nebenbuhlerinn. Die Königinn hub an, die öfteren Abwesenheiten ihrer Staatsdame nicht mehr den Blähungen und den Kopfschmerzen zuzuschreiben. Allein die Frau von Richelieu sprach ihr wieder Muth ein, und versicherte sie: daß sie allezeit selb-dritte, mit der Frau von Montespan beym Könige wäre.

So bald man die Frau Scarron bey Hofe sah, argwöhnte man, daß sie weniger Prinzen erzöge, als zum Vergnügen des Königes dienete. Es war nichts, daß sie ihre Jugend aufgeopfert hatte: sie mußte auch noch ihren Ruf aufopfern. Da die Umstände sie drungen, und der Abt Gobelin sie aufmunterte, ja die Hoffnung sie unterstützte; überließ sie sich ohne Murren dem Verdachte des zweydeutigsten Zustandes von der Welt. Die Frau von Montespan sah und sprach niemanden, als sie. Die

Frau

Frau von Hudicour wagete sich nicht, wieder zu erscheinen. Die Frau von Coulanges, deren Verstand dem Hofe eine Würde gab *), hatte wegen ihrer Schwatzhaftigkeit misfallen. Die Frau Scarron allein, ward der Frau von Montespan täglich bekannter, nothwendiger, und angenehmer. Damals fieng zwischen ihnen die Vertraulichkeit an, die gar zu besondere Folgen hatte; als daß die eine sie vorher sehen, die andere sie wünschen, und jemand von ihren Freunden sich selbige hätte einbilden können.

Die Frau von Montespan ließ sie alle Abende rufen, und sprach mit ihr, indem sie sich auskleiden ließ, und nachdem sie sich niedergeleget hatte. Sie mußte einen muntern und flüchtigen Umgang haben, um sich nach den Unterredungen mit dem Könige wieder zu erholen; der zwar sehr verliebt, aber auch sehr trocken in Gesprächen war. Diese langen Gespräche misfielen Ludewigen, welcher die Schwachheit hatte, sich vor witzigen Leuten zu fürchten **). Er sah auch an seiner Gebietherinn schon mehr Ordnung im Denken, und mehr Nachsinnen. Er argwöhnete, daß ihre Vertraute ihr diesen Trieb zu Hofränken, und diesen Geschmack an Gelehrsamkeit einflößete, die ihm so sehr misfielen. „Was „finden sie doch für eine Erholung, fragete er sie, „an den langen Unterredungen mit einer hochtraben„den Schwätzerinn? Wollen sie sich auch von ihr „anste-

*) Lettres de M. de Sevigné.
**) Traun! lauter schöne Eigenschaften, des so angebethe-

„anstecken lassen?„ Es mochte nun Eifersucht, oder Eigensinn seyn, kurz, er verlangete es von ihr, als ein Opfer, daß sie nicht mehr des Abends mit der Frau Scarron reden sollte. So bald er von ihr weg war, kam die Frau Scarron gewöhnlicher Weise herein. Man sagete ihr kein Wort. Sie eröffnete das Gespräch; bekam aber keine Antwort. Sie fuhr fort. Kein Wort! „Ich verstehe es „schon, sagete sie, man hat Ihnen verbothen, „mit mir zu sprechen. Ich will mich dies„es Verboths sogleich, meinem Schlafe zum „besten, bedienen. Die Frau von Montespan konnte sich des Lachens nicht enthalten; gestund ihr alles, und hielt das gegebene Wort, nicht mehr mit ihr zu reden, sehr schlecht.

Allein, diese geheime Gunst, ward durch viele Beschwerden erkaufet. Die Frau von Montespan, ließ sie alle Ungleichheiten ihrer Gemüthsart fühlen. Sie hatte nämlich allen Eigensinn ihres Geschlechtes, und alle Unruhen ihres Platzes bey Hofe. Bald war sie von der Frau Scarron bezaubert, und vertrauete ihr alles aufs freundschaftlichste. Bald gab sie ihr aufs herrschsüchtigste den Abschied, und begegnete ihr, als einer Kammerfrau; da sie doch eine Frau war, die nur des Königs, und nicht ihre Kinder zu erziehen übernommen hatte: und die solches eben sowohl zu sagen, als merken zu lassen wußte.

Doch

ten Ludwigs, des Vollkommensten unter allen Sterblichen! Allein, wie viele seines gleichen sitzen nicht noch im Purpur!

Doch diese Zwistigkeiten wurden nicht bekannt. Der König erfuhr nichts davon; die Versöhnung folgte bald, und jede Zwietracht vermehrete das Ansehen der Hofmeisterinn. Ihr Geschmack am Umgange zog sie oft nach Paris: und die Krankheit des Herzogs von Maine hielt sie etliche Monathe daselbst. Hier erholete sie sich nach den Verdrüßlichkeiten des Hofes; und lachete, mitten unter auserlesenen Gesellschaften, über die schwarzen Kümmernisse und traurigen Belustigungen der Frauen zu St. Germain; über die beständigen Rasereyen Lauzüns, über den Verzweiflungen der Valliere, und über die abscheulichen Bewegungen des Landes, welches sie so wohl kannte *). Die Frau von Fayette, die Marquisinn von Sevigne, die Coulangen, der Abt Terü, der Herzog von Rochefoucault, Barillon, und andere machten diese reizende Gesellschaft aus.

Drit-

*) Die Frau Scarron speiset alle Abende bey uns. Ihre Gesellschaft ist unvergleichlich. Sie hat einen liebenswürdigen, und ungemein richtigen Verstand. Es ist ein Vergnügen, sie reden zu hören. Ihr werdets

Drittes Hauptstück.

Die Frau von Richelieu wird Staatsdame.

Die Frau von Montespan mischete sich in alle Geschäffte, und vergab die schönsten Stellen bey Hofe. In Frankreich ist die Gebietherinn des Königes fast nothwendig ein Staatsminister. Die Frau Scarron aber ward über die kützlichsten Sachen zu Rathe gezogen. Die Geliebte brauchte einen gesetzten Kopf, der die Lebhaftigkeit des ihrigen mäßigen konnte. Täglich ersparte man ihr Vergehungen, oder lenkete sie zu nützlichen Anstalten. Man half ihr glücklich wählen; kurz, durch gute Anschläge verhalf man ihr zu dem Ansehen, ohne welches, die Schande der Laster, wodurch diese Stelle erkaufet wird, ganz auf diejenige Person fällt, die selbige bekleidet.

Die Frau von Montausier starb. Ihre Bedienung, als Staatsdame der Königinn, ward sogar von denjenigen gesuchet, deren Ehrbegierde lächerlich war. Die eine berief sich auf die Verdienste niemals vergessen. Sie ist bescheiden, doch prächtig gekleidet. Sie ist liebenswürdig, schön, gütig, und ungekünstelt. Ihr werdet in diesem Lande nicht angegriffen, ohne tüchtig vertheidiget zu werden. Lettr. de Sevig. à Mad. de Grignau. von 1672 1673.

ste ihrer Vorfahren; die andere auf ihre strenge Frömmigkeit, so wie die Königinn sie haben mußte; die dritte auf eine sanfte und einnehmende Tugend, wie sie der König gern hatte. Diese rechnete auf die Beschirmung der Frau von **Valliere**; jene auf den Geschmack ihrer Majestäten; die Frau von **Crequi** auf den Grafen **Lauzun**; die Frau von **Richelieu** aber auf die Erkenntlichkeit der Frau von **Montespan**. Der Herzog von **Montauzier** hätte gern seine Tochter, die Frau von **Crussol** vorgeschlagen: allein in dem Verdrusse über den Vorwand von ihrer Jugend, rief er aus: Das abscheuliche Land! wo nur die Maitressen und Minister die Macht in Händen haben! Der König erfuhr diese Worte, ließ den **Montausier** fodern, verwies ihm seine Hitze mit Sanftmuth; und rächete sich nächsten Tages, indem er die Frau von **Crussol** zur Hofdame machte.

Indessen strebeten die Herzoginnen von **Crequi** und von **Richelieu**, sehr lebhaft nach dem ersten Platze: und ihre Bemühungen theilten den Hof. Die Frau von **Montespan** empfand es sehr übel, daß **Lauzun** andere Absichten hatte, als sie. **Lauzun** bath sie, eine Clientinn zu verlassen, die dem Könige misfiel. Die Frau **Scarron** beschwor sie bey allen Trieben der Ehre und Freundschaft, dasjenige zu behaupten, was sie einmal unternommen hatte. **Ludewig** war zwischen seinem

*) Hat die Frau Scarron dazu was beygetragen, so ist sie beneidens werth. Ihre Freude ist gewiß die dauer-

seinem Lieblinge und seiner Gebietherinn unschlüssig; hatte gleich starke Gründe auf beyden Theilen, und befahl, sie sollten sich vereinigen.

Keiner von beyden wollte weichen: die Frau von Montespan nicht, weil sie von der Frau Scarron unterstützet ward; Lauzün nicht, weil er des Königs Schwester versprochen hatte, die Herzoginn von Crequi zu versorgen. Die Unschlüssigkeit des Königes machete sie furchtsam, daß er auf eine dritte Person fallen möchte. Und so entstund ein offenbarer Bruch zwischen dem Grafen und der Geliebten. Der Graf belagerte den König den ganzen Tag: des Nachts vernichtete die Marquisinn sein Werk. Lauzün war heftig und kühn, und schmähete überlaut auf die Frau von Montespan; griff ihre Sitten an, und redete so gar von ihren Reizungen übels. Sie beklagete sich darüber gegen den König, der, sie dafür zu rächen, den 21 Nov. die Herzoginn von Richelieu *) zur Staatsdame ernannte. Lauzüns Wuth brach hierüber noch gewaltiger aus. Ludewig verwies es seinem Lieblinge, der ihn bath, ihn mit der Marquisinn wieder auszusöhnen. Die Frau von Montespan und Lauzün versprachen einander eine vollkommene Vergessenheit des Vergangenen, und eine unverbrüchliche Freundschaft aufs Künftige.

Vier-

hafteste, so man in dieser Welt haben kann. Lettr. de Sev. den 6 Dec. 1671.

Viertes Hauptstück.

Lauzün und die Prinzessinn von Montpensier.

Dieser Mann hatte ein seltsames Schicksal. Ein gasconischer jüngerer Bruder, ohne Vermögen, ohne einen wirklichen Verstand, ohne besondere Gaben, ward, nachdem er des Königs Nebenbuhler gewesen, gar sein Vertrauter, und war auf dem Puncte sein Schwager zu werden; näherte sich aber dem Throne bloß, um in ein langes und hartes Gefängniß zu fallen; woraus er nur kam, um einen König zu retten, alt zu werden, und von seiner Zeit gehasset, von der unsrigen aber verachtet zu werden. Er gefiel den Weibern, ohne daß er sie liebete; ließ das größte Glück aus seinen Händen, ohne es zu bedauren; ward unglücklich, ohne Verschulden; und starb, aller seiner berühmten Abentheuer ungeachtet, als ein Vergessener.

Er zählete die Menge seiner Eroberungen, nach der Zahl seiner Angriffe. Alle Weiber fielen in seine Schlingen; und alle erschracken über ihren Fall. Diese liebete ihn aus Schwachheit, jene, sich dadurch ein Ansehen zu geben; aber keine war eifersüchtig, und wenige wurden ihm ungetreu. Zu Venedig und zu Florenz gelung es ihm eben so, wie zu Paris. Die Königinn von Portugall, die ihn

hatte heurathen wollen, ehe sie den Thron bestieg; hatte die Lust dazu noch nicht verlohren, nachdem sie ihn bestiegen hatte *).

Er gefiel also der Prinzessinn von Montpensier auch: und die Enkelinn Heinrichs des Großen, die so viele Prinzen nicht gemocht, und so vielen Königen den Korb gegeben hatte, seufzete in einem Alter von vier und vierzig Jahren, nach einem schlechten Edelmanne. Die Unanständigkeit dieses Geständnisses hätte sonder Zweifel dieselbe zurück gehalten, wenn ihr Herz nicht vor Liebe gebrannt hätte. In der Reise nach Flandern, wo Ludewig mitten unter Lustbarkeiten und Vergnügungen auf den Einfall in Holland dachte, folgete die Prinzessinn mehr dem Lauzün, als sie die Königinn begleitete. Drey Monathe nach dem ersten Gespräche mit ihm, erklärete sie ihm ihre Neigung durch einen Brief, den sie ihm mitten im Louvre gab. Er las die Worte darinnen:

Der Graf von Lauzün ist derjenige, den ich liebe, und den ich heurathen will.

Lauzün hatte das Herz nicht, seinen Augen zu glauben. Allein des folgenden Tages wiederholete sie ihm eben das tausend mal. Er stellete sich, als ob er noch daran zweifelte. Die Prinzessinn aber überführete ihn mit Thränen. Er beschwor sie, an ihre Ehre zu denken! Sie antwortete: der liebenswürdigste Mann ist mir der allervornehmste.

*) Memoir. de Montpensier, T. VI. p. 53.

Er warf sich ihr also zu Füßen, und stellete sein Schicksal in ihre Hand.

Die beyden Liebhaber dachten nun auf die Erlaubniß des Königes. Die Prinzessinn schrieb zwanzig Briefe darüber, zerriß sie aber alle wieder, und hatte das Herz nicht, selbst davon zu reden. Lauzün fürchtete den Widerstand der Frau von Montespan. Um sie nun auf seine Seite zu bringen, versprach er ihr die Heurath ihrer Nichte, des Fräuleins von Thianges, mit dem Herzoge von Nevers zu Stande zu bringen. Und das gelung ihm. Als der König den öftern Besuch Lauzüns bey seiner Muhme erfuhr, setzete er ihn darüber oft zur Rede. Der Liebling antwortete mit so vieler Demuth, daß die Frau von Montespan den König bath, sich seinem Glücke nicht zu widersetzen. Der Tod Henriettens von England, hatte Gelegenheit gegeben, Heurathsvorschläge zwischen dem Herzoge von Orleans, und der Muhme des Königes zu thun. Der Prinz machete so wenig aus dem Frauenzimmer, daß er auch eine alte geheurathet haben würde. Die Prinzessinn aber liebete den Lauzün so sehr, daß sie ihn auch dem größten Könige der Welt vorgezogen hätte.

Die Frau Scarron rieth der Frau von Montespan sehr nachdrücklich, eine so lächerliche Heurath zu stören. Man wandte ihr das gegebene Wort ein.

*) Dieß scheinet etwas zu sagen, saget aber in der That nichts. Denn nahm der Herzog von Lothringen den Vorschlag an, ein Land, das Millionen trägt, für

ein. Man stellete vor, daß die Ueberlegung dem schnellen Einfalle vorgehen, und man mehr an die Ehre des Königes, als an die Erkenntlichkeit gegen den Lauzün, denken müßte: der ohne dieß schon mächtig genug wäre, ohne sein Ansehen noch durch eine so große Heurath zu vergrößern. Dieser Rath würde dem Könige viel Vergehungen, der Prinzessinn viel Gelächter und Verdruß, dem Lauzün ein langes Unglück, dem königlichen Hause eine unanständige Furcht, ja dem Adel selbst einen großen Schimpf ersparet haben.

Lauzün schickete einen Edelmann an den Herzog von Lothringen, der seiner Länder beraubet war, und both ihm 50000 Livres jährliche Einkünfte an, wenn er ihm seine Rechte abtreten wollte. Der Herzog nahm dieses Anerbiethen als ein Herr auf, der wenig Hoffnung hatte, wieder in Besitz seines Landes zu kommen; und dem seine Verschwendung, und sein Unglück auch so gar den Trost der Wucherer abgeschnitten hatten *).

Die Prinzessinn von Montpensier, die durch ihren Stand, und durch ihre Liebe verdammet war, um einen Gemahl zu bitten, schrieb einen langen Brief an den König, der voller Leidenschaft und Ehrfurcht war. Der König antwortete durch einen Zettel, daß sie sich in einer so wichtigen Sache nicht übereilen möchte; und gab endlich seine Bewilligung

 mit

eine Kleinigkeit hinzugeben; warum schloß Lauzün nicht? Als Herzog von Lothringen hätte er seine Prinzessinn schon bekommen.

mit dem Bedinge, daß die Angehörigen Lauzüns ihn um diese Gnade bitten sollten, und daß die Prinzessinn selbst kommen, und ihn bitten möchte, ihr einen Edelmann zum Manne zu geben. Die Prinzessinn lief zum Könige; beschwor ihn, das Glück ihres Lebens zu machen, und versicherte ihn, daß eine Versagung ihr das Leben kosten würde.

Einen Augenblick hernach traten die Herzoge von Crequi, und von Montauzier, der Marschall von Albret, und der Marquis von Guitri herein, und sageten: daß die Herzoge und Pairs den ausländischen Fürsten gleich wären; daß Lauzün dieses Titels fähig wäre: und daß, nachdem der König in die Heurath der Schwester der Prinzessinn von Montpensier mit dem Herzoge von Guise gewilliget; so könne er auch diese Heurath nicht abschlagen, ohne den hohen Adel des Königreiches zu kränken. Dieß wäre auch nicht das erste mal, daß das Blut der Edelleute mit dem Blute der Götter vermischet worden.

Der König erstaunete über die Hitze seiner Muhme, zuckete die Achseln, und sprach: „Sie ist fünf „und vierzig Jahre alt; sie thue, was ihr ge„fällt.„ Gleichwohl war er über die Protestationen gerühret, die man gegen ihn that, daß die Hoffnung, sich mit dem Blute der Könige zu verbinden, den französischen Adel zu den größten Dingen treiben würde. Der Cardinal von Richelieu hatte ganz andere Grundsätze. „Ein Prinz vom Geblüte, „sagete er, kann, ohne sich zu erniedrigen, „ein Fräulein heurathen. Aber eine Prinzes-

„sinn

„sinn kann, ohne ihre Beschimpfung, keinen „schlechten Edelmann nehmen.„ Gleichwohl hatte eine Königinn von Frankreich einen genommen.

Die Heurath ward indessen bekannt gemachet. Die Prinzessinn und Lauzün empfiengen die Glückwünsche von ganz Frankreich. Die Prinzessinn giebt ihrem Liebhaber zwey und zwanzig Millionen. Der Vergleich wird aufgesetzet. Lauzün, anstatt zu schließen, beschäfftiget sich eines Tages, einen Herzog von Montpensier vorzustellen. Drey Tage hernach stellen die Königinn, der Herzog von Orleans, und der Prinz von Conde, dem Könige das Unrecht vor, welches diese Heurath dem königlichen Hause thun würde. Sie sageten ihm: es würde öffentlich ausgebreitet: diese Heurath wäre sein Werk, und man klagte ihn an, daß er seine Muhme seinem Lieblinge aufopfere. Der König ließ hierauf den Herrn von Lauzün und die Prinzessinn von Montpensier vor sich fodern; und, anstatt ihren Contract zu unterzeichnen, wie er versprochen hatte, verboth er ihnen, weiter darinnen zu gehen.

Lauzün erhielt diesen Befehl mit aller der Ehrfurcht, mit aller der Standhaftigkeit, und aller der Verzweiflung, welche ein so großer Fall erfoderte: er schien dadurch seines Glückes würdig geworden zu seyn. Die Prinzessinn aber brach in Thränen,

*) Leben der Fr. von Longueville, durch den Herrn von Villetore.

Schreyen und Klagen aus. Sie sagete zum Könige: Sire! was wird der arme Lauzün bey diesem Befehle anfangen? und was soll ich selbst machen? Sie warf sich ihm zu Füßen, und, indem sie sich das Gesicht mit dem Schnupftuche verdeckete, um ihre Thränen und Verwirrung zu verbergen, sezete sie hinzu: ich spiele hier eine Rolle, die mich ganz schamroth machen müßte, wenn nicht Eurer Majestät Einwilligung mir ein Recht dazu gegeben hätte. Selbst Dero Beyspiel hat mich gelehret, den Lauzün zu lieben. Der König erwiederte: ich will ihn in einen solchen Stand sezen, daß er keines einzigen Menschen Glück beneiden dörfe. Aber meine liebe Muhme, versprechen Sie mir, nichts ohne meinen Willen zu thun. Ich verspreche nichts! antwortete die Prinzessinn, und gieng hizig davon.

Als sie wieder in ihr Gemach kam, hielt sich die Frau von Nogent, eine Schwester des Lauzüns, und die dem Dienste der Prinzessinn ergeben war, bey ihrer beyderseits niedergeschlagenen Gemüthern auf, und schlug ihnen vor, eine Heurath zu vollziehen, welcher nur noch die Kirchengebräuche fehleten. Ein Priester gab ihnen also den Ehesegen. Lauzün schmäuchelte sich, er würde den König durch siegreiche Schlachten und andere Gefälligkeiten noch erweichen können; die Prinzessinn von Montpensier aber, daß ihr solches

ches durch die Traurigkeit und durch Thränen gelingen würde.

Es breitete sich ein Gerücht aus, diese Vermählung würde dennoch vor sich gehen, und des Königes Gnade gegen den Lauzün, würde die Ungleichheit des Standes überwiegen. Der Adel murrete wider den vermeyntlichen Schimpf, welcher ihm angethan wäre. Ludwig schrieb an alle seine Gesandten an fremden Höfen, und meldete ihnen: er hätte dem Herzoge von Crequi, dem Marquis von Guitri, und dem Herzoge von Montauzier gesaget: er würde niemals zulassen, daß die Prinzessinn einen Prinzen heurathete, welcher sein Unterthan wäre; unter dem ganzen Adel von Frankreich aber könnte sie sich erlesen, welchen sie wollte, nur den Lauzün nicht; und alsdann wolle er sie selbst zur Trauung führen.

Zween Monathe darauf schickete der König, um den Lauzün wieder zu besänftigen, ihm den Marschalsstab von Frankreich zu. Lauzün schlug ihn aus, und sagete: ich habe ihn noch nicht verdienet. Er fuhr fort, die Prinzessinn von Montpensier zu besuchen, und scheuete die Muthmaßungen nicht, die man über ihre häufigen Zusammenkünfte anstellete. Unter der großen Menge derer Feinde, die seine Glücks- und Unglücksfälle ihm zugezogen hatten, befanden sich ein Paar recht furchtbare; nämlich Tellier, welcher es ihm nicht verzeihen konnte, daß er seine Tochter, die Frau von Villequier, verführet hatte, und Louvois,

welcher gern das Kriegswesen ganz und gar allein in Händen haben wollte, und da er mit Schmäuchlern umgeben war, sich alle Tage von dem Lauzün trotzen lassen mußte, welcher von eben dieser Ehrbegierde verzehret ward. Louvois erfuhr durch seine Spionen alles, was in dem Palaste von Orleans vorgieng; er machete den Lauzün bey dem Könige verdächtig: welcher diesen Verdacht noch mehr bestätigte, indem er an sich alles Bezeigen eines Mannes blicken ließ, welcher ein Gemahl der vornehmsten von allen Prinzessinnen wäre.

Der Graf von Guiche, welcher verbannet worden war, weil er die Herzoginn von Anjou geliebet hatte, ward mit dem Bedinge wieder zurück gerufen, daß er die Stelle als Oberster der Leibwacht niederlegen sollte. Lauzün unterstund sich nicht, den König darum zu bitten: welcher, wenn er ihn empfieng, nur eine gezwungene Freundschaft gegen ihn blicken ließ. Er nahm seine Zuflucht zu der Frau von Montespan, welcher er es zutrauete, daß sie verzeihen könnte, und bath dieselbe, diese Stelle für ihn zu erbitten. Frau von Montespan versprach ihm alles, und sagete dem Könige: Lauzün gienge mit seinem gebiethenden Herrn heimlicher um, als mit seiner Maitresse; sie verstünde nichts von allen seinen Arglistigkeiten: und ein Prinz, der ihn mit so viel Gnaden überschüttete, sollte doch wohl mehrere Offenherzigkeit von ihm zu fodern haben.

Ludwig, welcher sich über diesem Verfahren wunderte, das durch die Züge der Frau von Montespan

tespan noch häßlicher ward, unterredete sich mit dem Lauzün von allen denen, die nach der Stelle des Grafen von Guiche strebeten; fragete ihn auch, ob er nicht selbst etwa Lust dazu hätte? Lauzün antwortete: auch der Gedanken davon wäre ihm noch nicht einmal eingefallen; er wäre von Wohlthaten des Königs überhäufet, und tausend andere verdieneten dieses Amt besser als er. Diese Bescheidenheit kleidet euch recht gut, erwiederte der König; allein, fügete er hinzu, wenn ihr eine Lust dazu habet, warum vertrauet ihr euch nicht eurem Freunde? Lauzün versicherte noch einmal, daß er nie daran gedacht hätte. Der König warf einen tödtenden Blick auf ihn, und sagete ihm: er erstaune über einer so unverschämten Lügen; er wisse alles, und hielte ihn fernerhin für einen bloßen Betrüger. Lauzün brachte stammelnd etliche Entschuldigungen vor, und gieng voller Wuth und Verzweiflung davon. Ich bin der unglücklichste Mensch von der Welt, sagete er zum Herzoge von Crequi; und der beste von meinen Freunden wird mich noch umbringen. Er rennete zur Frau von Montespan, warf ihr ihre Treulosigkeit vor, vergieng sich so weit, daß er gar Drohungen wider sie ausstieß, und fuhr sie mit solchen Worten an, die nur allein ein in Ungnade gefallener Liebling ausstoßen kann.

Die Lieblinginn stund lange Zeit an, ob sie sich bey dem Könige beschweren sollte. Sie hatte dem Lauzün einmal ein wichtiges Geheimniß vertrauet;

und

und sie mußte ihn folglich vollends stürzen, oder sich mit ihm versöhnen. Der Groll trug dießmal den Sieg davon; Lauzün ward angeklaget. Dieser, welchen der König mit gleichgültigen Augen ansah, seitdem er seine Augen auf die Prinzessinn von Montpensier geworfen; welcher verachtet ward, seitdem er gelogen hatte, ward verhasset, seitdem er diejenige beleidiget hatte, welche der König liebete. Ludwig hätte lieber ein Vergehen an seiner eigenen Person verziehen. Er war ergrimmet, daß so viele Wohlthaten mit so vielem Undanke belohnet würden, Louvois bestürmete ihn ebenfalls, welcher ihm vorstellete, die Strenge allein könne einen so hochmüthigen Geist zurecht bringen. Er ließ ihn also beym Kopfe nehmen, und den 1sten Decembr. nach Pignerol führen, allwo sich der unglückliche Fouquet bereits seit zehn Jahren befand.

Lauzün that diese Reise in einer so großen Verzweifelung, daß man ihn keinen Augenblick verließ. An einem gewissen gefährlichen Orte wollte man ihn aus der Kutsche nehmen: Ach! sagete er, das sind Unglücksfälle, die mich nicht treffen! Er sagete zu dem Officier, welcher bey ihm in der Kutsche saß: mein Verbrechen ist, daß ich eine gar zu große Freundinn, und eine zu mächtige Feindinn habe. Indem er in das Gefängniß trat, rief er aus; in Sæcula Sæculorum!

In seinem Schriftkästchen fand man Gemählde von Frauenzimmern, ohne Ende und ohne Zahl: eines ohne Kopf, das andere mit ausgekratzten Augen,

gen,

gen, ein anders mit zerfetzter Hand; die Haare aller dieser Maitressen aber, in schönster Ordnung liegen, und noch Handbriefchen darneben, aus welchen Ludwig erfuhr, daß die sprödesten Damen seines Hofes, eben nicht die unerbittlichsten wären. Niemand bedauerte ihn. Der König sagete kein Wort von seinem Verbrechen, und dieses Stillschweigen zeigete dessen Beschaffenheit zur Gnüge an.

Folgenden Morgen schickete Ludwig zum Marsillac, und sagete ihm: ich gebe euch die Stadthalterschaft von Berry, welche Lauzün gehabt hat. Marsillac antwortete: Sire, E. M. welche die Gesetze der Ehre besser kennen als ich, geruhen zu bedenken, daß ich niemals Lauzüns Freund gewesen bin; und dann geruhen Sie zu urtheilen, ob ich ein solches Geschenk annehmen darf. Der König erwiederte: ihr seyd auch gar zu gewissenhaft; ich will euch mit euren edeln Empfindungen Ehre machen. Alsdann kehrete er sich zu den Staatsräthen, erzählete ihnen, wie gewissenhaft Marsillac wäre, und setzete hinzu: ich bewundere den Unterschied: Lauzün hat mir für die Stadthalterschaft von Berry nicht einmal gedanket; und hier seht ihr einen Menschen voller Dankbegierde!

Der Gram verschlimmerte seine Gesundheit so sehr, und so geschwinde, daß er in eine Schlafsucht verfiel, welche von den Aerzten als ein Vorboth des letzten Schlafes angesehen ward. Der Stadt-

halter

halter von Pignerol schickete einen eilenden Bothen ab, um die Nachricht von seinem Tode zu überbringen; sechs Stunden darauf aber meldete ein anderer Bothe, daß er sich wieder erholet hätte. Der König ließ weder Betrübniß noch Freude an sich spüren. Die Prinzessinn von Montpensier, welche von dem bittersten Schmerze durchdrungen ward, erschien bey Hofe mit allem Außenscheine der Gleichgültigkeit; und verwünschete des Nachts denjenigen Augenblick, da sie eine Prinzessinn gebohren worden; des Tages aber ließ sie alle diejenigen, die sich ihr näherten, durch ihren Hochmuth und Eigensinn empfinden, wie sehr sie eine Prinzessinn wäre.

Fünftes Hauptstück.

Allerley Unordnungen bey Hofe.

Ludwigs Beyspiel ward zu einer ansteckenden Krankheit. Sein Hof war mit nichts, als mit Liebeshändeln beschäfftiget. Die Grässinn von Soissons, welche der männlichsten Verbrechen fähig war, wenn sie ihrer Ehrsucht eine Genüge thun konnte, ließ sich auch zu den allerschändlichsten Niederträchtigkeiten hinunter, um immer ihren Ergetzungen eine neue Gestalt zu geben.

Die Marquise von Coetquen bezauberte und betrog den Türenne. Der Cardinal-Legat, welcher sich in die Herzoginn von Crequi verliebet hatte, sagete ganz vertraut zum Herzoge: mein Vergnügen wäre nicht halb so groß, wenn ich glaubete, daß man mir Gehör gäbe.

Des Königes Bruder, welcher mehr an seine Schönheit als an seine Ehre dachte, wollte, da seine erste Gemahlinn eifersüchtig gewesen, daß es die andere ebenfalls seyn sollte. Der Königinn Staatsfräulein wurden gar zu oft in Versuchung geführet, als daß sie nicht oftmals hätten unterliegen sollen. Die Staatsfräulein der Herzoginn von Anjou, wurden über dem mindesten Anscheine eines Liebesverständnisses fortgejaget, und alle Tage waren wieder andere an ihrer Stelle da, denen man verboth zu gefallen, und deren Gestalt diese Sache unmöglich machete.

Fran-

Französinnen, die wegen ihrer Schönheit berühmt waren, überbrachten unsere Verschwendung und unsere Leidenschaften in fremde Länder. Die Herzoginn von Portsmouth *) regierete in England mit so vieler Gewalt, als eine Maitresse bey einem Könige haben konnte, dessen Parlament ihm beständig widersprach. Das Fräulein von Perouse regierete die Churfürstinn von Bayern, ungeachtet der Churfürst auch ihr Liebhaber war. Die Herzoginn de la Trimouille tröstete sich in Dänemark darüber, den König sich nicht unterwürfig gemachet haben zu können, dadurch, daß sie seinen Bruder **) und den Großkanzler ***) gefesselt hielt.

Louvois seufzete seiner Seits auch. Die Frau von Fresnoy, Gattinn eines seiner Verwalter †), hatte anfänglich mit ihren Reizungen den Herrn von Villeroy, den Herzog von Caderousse, und endlich gar den Monarchen bestürmet: zuletzt wandte sie sich auch an den Minister; sie misfiel dem Könige, und diesem letzten machte sie sich unterwürfig.

So

*) Luise Renata, von Penancoët de Kerwal. Sie ward 1672 zur Herzoginn von Portsmouth erkläret, und 1684 ward sie Herzoginn von Aubigny für sich und ihren Sohn, Karln Lenox, Herzogen von Richmond. Sie ward dem Könige Karln dem II. durch seine eigene Schwester vorgestellet. Sie mußte gegen die Bell Gwin, eine engländische Comödiantinn, eine Mutter des Herzogs von St. Albans kämpfen.

**) Prinz George, welcher nach diesem die Königinn Anna heurathete.

***) Der Graf Greifenfeld.

So unabhänglich Louvois auch war, so mußte er dennoch das allgemeine Gesetz erdulden, nach welchem alle Maitressen eines Staatsmannes, sein Staatsrath sind. Um ihr nun mit desto mehrerm Wohlstande zu gehorchen, erschuff er eine ganz neue Bedienung für sie bey der Königinn; sie ward nämlich Dame du lit ††); folglich erhielt er die Bittschriften alle aus ihrer Hand. Man legete sich ihr zu Füßen. Als einsmals eine gewisse gebrechliche Frau sich an der Tafel des Königes zeigete, stieß des Königs Bruder sie zurück, und fragete sie, was sie wollte? Ach! Monsieur, antwortete sie, ich wollte nur den König bitten, mir Gehör bey dem gnädigen Herrn (Monseigneur) von Louvois zu verschaffen. Der König antwortete ihr: dort steht die Frau du Fresnoy, die kann es noch viel leichter ausrichten, als ich.

Sech-

†) Die Frau du Fresnoy speisete bey uns. Dieß ist eine „Nymphe, eine Göttinn. Allein die Frau Scar„ron, die Frau de la Fayette, und ich, fanden alle, „daß sie der Gräfinn Grignan auf hundert Meilen „weichen müßte; nicht wegen ihres guten Anstandes, „oder ihrer Haut wegen; allein, ihre Augen sind selt„sam, ihre Nase kömmt mit der eurigen in keine „Vergleichung, und an ihrem Munde fehlet auch „noch was. Sie ist so sehr aufmerksam auf ihre „Schönheit, daß sie auch kein Wort ausspricht, was „ihr nicht wohl ansteht.„ Man sehe die Briefe der Frau von Sevigne, vom 27 Jan. 1672.

††) Die sich bey dem Aufstehen der Königinn befinden muß.

Sechstes Hauptstück.

Ungnade und Wiederkehr der Frau von Montespan.

1672.

Die Frau von Montespan, welche von ihrem Manne geschieden war, von ihrer Familie unterstützet ward, und auf ihre Fruchtbarkeit bauete, fieng an, unumschränkt zu herrschen. Das Jahr zuvor hatte sie, ohne zu erröthen, den König nach Flandern begleitet, und sich der ganzen Welt zur Schau ausgesetzet. Bis dahin war sie noch, entweder ihrer Stelle nicht recht sicher, oder auf ihrem guten Namen noch aufmerksam gewesen. Endlich aber glaubete sie, die Königinn, die Valliere und ganz Frankreich trotzen zu können. Es sey nun, daß sie glaubete, sie müßte ihrer Aufführung eine gewisse Würde ertheilen, um für die Ausschweifungen derselben Vergebung zu erlangen; oder daß sie besorgete, das Geheimhalten möchte den König in seinen Gewissensscrupeln bestätigen, welche die Kundmachung des Verbrechens zuweilen ersticket; oder daß sie von dem Vergnügen dahin gerissen worden, einem Liebhaber nachzuahmen, der noch jung genug war, um die wahre Größe zu verkennen: so ließ sie sich anfänglich alles gefallen, und überließ sich nachmals allem dem, was eine ehrsüchtige Seele trösten kann, daß sie nicht auf den Thron gelanget

ist.

ist. Die vornehmsten Herren des Hofes freueten sich, daß sie ihnen den König wieder verschaffete, welchen ein verborgener Liebeshandel eine Zeit lang ihrer Bewunderung entzogen hatte. Ihre Verehrungen waren lediglich an die Frau von Montespan gerichtet. Die Unterwürfigkeit nahm täglich zu; an beyden Verliebten war alles lauter Stolz, und an den Hofleuten alles voll tiefer Demuth. Dieß ist der Zeitpunct einer großen Veränderung, die in unsern eigenen Sitten entstanden ist, welche gelinder und biegsamer wurden; die aber an Seiten der Freyheit dasjenige verlohren, was sie an Wohlstande und Höflichkeit gewannen.

Die Frau von Montespan suchete das herrschsüchtige Laster mit der demüthigen Gottesfurcht zu vereinigen. Sie hatte sich eine Morale ersonnen, welche für eine Christinn gar zu gelinde, und für eine Maitresse gar zu strenge war. Ihre schönen Hände schämeten sich nicht, für die Armen zu arbeiten. Sie glaubete, die Almosen, ihre fleißige Besuchung des Gottesdienstes, und einige andere äußerliche Handlungen, würden bey Gott ihren ärgerlichen Ehebruch schon wieder gut machen. Sie näherte sich dem Tische des Herrn unter dem Schutze einiger Absolutionen; die sie entweder von unverständigen oder feilen Priestern zu erschleichen wußte.

Einsmals versuchete sie, sich von einem Dorfpriester absolviren zu lassen, den man ihr als einen Mann gerühmet hatte, bey dem es keine Schwierigkeit haben würde. Allein dieser Mann Gottes sage-

te ihr kurz und rund: Was! Sie sind die Frau von Montespan, die ganz Frankreich ein Aergerniß giebt! Gehen Sie, gnädige Frau! legen Sie Ihre bösen Gewohnheiten ab, und dann kommen Sie wieder vor diesen schrecklichen Richterstuhl. Sie gieng voller Wuth davon, beschwerete sich bey dem Könige, und foderte von ihm, die Standhaftigkeit des Priesters, als eine Beschimpfung zu bestrafen. Der König glaubete nicht, daß seine Macht so weit gienge, von Sachen zu urtheilen, die bey den Sacramenten, zwischen Gott und dem Menschen vorgehen. Er zog also den Bossüet zu Rathe, dessen Einsicht er verehrete, und den Montauzier, dessen tugendhafte Unerbittlichkeit er hoch schätzete. Bossüet stand gar nicht an, einen Muth an dem Priester zu loben, welchen er vieleicht selbst nicht gehabt haben würde. Montauzier hingegen sagete rund heraus: die Frau von Montespan sollte ihm noch Dank dazu wissen, daß er ihr eine Kirchenschändung ersparet hätte: ungeachtet die Frau von Montauzier überhaupt im Verdachte stand, sie hätte die Bande wieder verknüpfet, die ihr Mann trennen wollte.

Der König, dessen Herz auch dieser Wahrheit Gehör gab, die das Ohr regierender Häupter so wenig ertragen kann, versprach ihnen: er wolle nach seiner Rückkehr von dem Kriegsheere die Frau von Montespan gar nicht mehr sprechen. Er erlaubete so gar dem Bossüet, ihm ganz freymüthig zu schreiben, und man hatte noch zween Briefe, in welchen

er ihn lebhaft ermahnet, und ihn im Namen seiner Religion und seines Ruhmes beschwöret, fest an seinen Eidschwüren zu halten.

Nach der Rückkunft aus dem Feldzuge, entspannen sich die Anlockungen der Frau von Montespan; die pathetischen Ermahnungen der Andächtigen, und die Unentschlossenheit des Königes. Man fragete ihn, ob die Maitresse sich vom Hofe entfernen sollte? Diese Frage ward als ein sehr schwieriger Gewissensfall untersuchet. In Paris stimmete man einhällig auf die Verbannung; bey Hofe waren die Stimmen getheilet.

Die strengen Casuisten, die Feinde der Frau von Montespan, sageten mit dem Bossuet: man müßte dieses Bündniß durch einen Bruch endigen, welcher Aufsehen machete. Man prophezeihete dem Könige, er würde nicht Meister seines Herzens seyn; man führete ihm den Grundsatz des Weisen an: daß man der Gefahr entfliehen müsse, wenn man nicht darinnen umkommen wollte; man stellete ihm vor, daß, da der Fehltritt weltkundig wäre, die Gutmachung desselben es auch seyn müßte; man überreichete ihm endlich viele Bücher, die er ungelesen liegen ließ.

Diejenigen, die mehr auf die Staatslist, als auf die Wahrheit sahen, setzten diesen Meynungen scheinbare Gründe entgegen. Man müßte doch die noch zur Zeit ungekränkte Ehre eines Frauenzimmers schonen, deren einziges Verbrechen darinnen bestün-

de, daß sie einer Versuchung nicht hätte widerstehen können, welche die furchtbareste von allen wäre. Eine öffentliche Veränderung würde einen ehrlosen Schandfleck auf die Frau von Montespan werfen, den Hof zwar erbauen, aber ganz Frankreich einen Abscheu erwecken. Man müßte dem Volke die Schwachheiten ihrer Landesherren nicht weis machen. Die Beyspiele der ersten Kirche bewiesen nichts; die Umstände hätten sich geändert; dieß hieße in gegenwärtiges verkehrte Jahrhundert die Vollkommenheit einführen; und die strenge Tugend desjenigen Weltalters einführen wollen, dessen Tugenden man vielmehr bewundern müßte, als daß man dessen Wiederkehr hoffen dörfte. Es wäre genug für Ludewigen, wenn er der Frau von Montespan nur entsagete; und was würde es denn für ein großes Opfer seyn, wenn man sie ganz aus den Augen verbannete? Sie öffentlich zu sehen; sie täglich zu sehen, ohne sie jemals wieder heimlich zu besuchen: das wäre eine Probe, die einer so großen Seele, als Se. Majestät hatten, anständig wäre.

Ludwig pflichtete ihrer Meynung bey, weil sein Herz eben so dachte. Die uneigennützigen Leute aber sageten: je! was wäre denn nun eben daran gelegen, daß die Montespan fortgeschicket würde? Verweist er sie ins Elend; so werden seine Leidenschaften ihm bald eine andere Montespan verschaffen. Unsere Landesherren müssen Frauen haben, die ihnen solche Wahrheiten sagen, die sie von Mannsleuten nicht hören mögen, und die auch kei-

ne

ne Mannsperson das Herz haben würde, ihnen zu sagen.

Viele Damen fiengen bereits an, ihm Fallstricke zu legen; einige mit List, andere mit Unverschämtheit. Die Frau von Chevreuse, deren Person man das Grab der Ergetzungen nennen konnte, nachdem sie deren Tempel gewesen war, stellete ihm die Frau von Luynes dar: allein sie hatte wenig oder gar keinen Verstand. Die Frau de la Ferte, both sich selbst dar; allein, ungeachtet sie sehr vielen Verstand hatte, so war sie doch nicht schön. Ein gewisser Hofmann sagete zum Könige: daß, wenn er eine Absicht auf die Frau von Grancey hätte *), er Se. Majestät anflehete, ihn zu brauchen; er wolle alles Ansehen eines Vätters brauchen, und allen Eifer eines alten treuen Dieners anwenden. Der König antwortete ihm lächelnd: Mein Herr, wir sind beyde zu alt, ihr, ein Mägdchen von funfzehn Jahren zu verführen; und ich, sie zu lieben.

Indessen nun, daß man sich berathschlagete, die Frau von Montespan von den Versammlungen bey Hofe auszuschließen, erschien sie immer noch dabey, und zwar mit allen Reizungen, die eine langwierige Abwesenheit ihr ertheilete. Der König floh vor ihr; sie vermied ihn ebenfalls, ohne daß es ei-

*) Luise Elisabeth Rouxel von Granzey, Staatsdame von Marien Luisen von Orleans, Königinn von Spanien.

nem Zwange ähnlich sah; indessen begegneten sie einander beständig. Sie flohen einander ohne Unterlaß, und trafen doch beständig wieder zusammen. Ehe sie es gewahr wurden, stunden sie beysammen, und erröthteten alle beyde; ihre Augen redeten mit einander; aber ihre Herzen erweichten sich. Einerley Schamröthe trieb sie wieder aus einander; und einerley Empfindung vereinigte sie wieder. Ein dergleichen Gespräch von einem Augenblick an einem Fenster, vernichtete alle Mühe des Bossuets. Welche Casuisten könnten denn wohl der Beredsamkeit zweyer schönen Augen widerstehen?

Siebentes Hauptstück.

Reise der Frau Scarron nach Anvers.

1674.

Indessen nahm der Herzog von Maine an Wachsthum zu: er hinkete; aber sonst war er sehr liebenswürdig. Er war sehr wohlgestaltet gebohren; allein im dritten Jahre, da die Backzähne hervordrungen, bekam er solche gewaltige Verzuckungen, daß ihm das eine von seinen Beinen viel kürzer ward, als das andere.

Nachdem man nun alle Mittel der medicinischen Facultät zu Paris vergeblich angewendet hatte, gab der oberste Leibarzt, Aquin, den Rath, man sollte ihn nach Anverpen schicken, um ihn alldort einem Arzte zu zeigen, dessen Gelehrsamkeit man sehr rühmete.

Da man nun nicht wollte, daß das Kind erkannt würde, um entweder die Kosten, oder die Beschwerlichkeiten zu vermeiden: so that die Frau Scarron diese Reise unter dem Namen einer adelichen Frau aus Poitou, und nennete sich eine Marquise de Sürgeres. Der kleine Prinz galt für ihren Sohn. Indessen verrieth das zahlreiche Gefolge des Herzogs von Maine zur Gnüge, daß er kein gemeines Kind wäre. Frau Scarron selbst verrieth das Incognito, durch ihr äußerstes Bestre-

ben, denen Unglücklichen zu helfen, die sie um eine milde Gabe ansprachen, und durch ihre Aufmerksamkeit den Prinzen zu lehren, wie angenehm es sey, Wöhlthaten auszuüben. Da sie mit einer päbstlichen Erlaubniß versehen war, so ließ sie sich allenthalben die Kirchenschätze zeigen, und schenkete silberne Monstranzen an alle Orte, wo es deren keine gab.

Die Arzeneyen des medicinischen Pfuschers waren sehr heftig. Frau Scarron konnte kaum den Anblick der Schienung ansehen; worüber noch jemand, welcher zugegen war, sagete: Den Vater von diesem Kinde sehen wir nicht; aber das ist wohl wahrhaftig die Mutter davon! Der kleine Herzog, welcher schon schamhaft war, daß er seine Leibesgebrechen einem fremden Menschen zeigen sollte, sagete zu dem Arzte: wenigstens, Monsieur, bin ich nicht so gebohren. Hier steht meine Mutter; und mein Papa hinket gewiß nicht. Der Pfuscher that der Natur Gewalt an, er verlängerte das Bein, aber stärkete es nicht; und schickete den Prinzen nach Paris zurück, mit dem Versprechen: er würde nicht mehr hinken, und mit allen Anstalten, daß er noch mehr als zuvor hinken mußte *).

Der

*) „Frau von Maintenon hatte ihn, ehe er legitimiret „worden war, nach Anverpen geführet, um ihn einem Manne zu zeigen, welchem man nachrühmete, „er könne die Hinkenden heilen. Allein er kam hinkender wieder, als er hingegangen war.„ Man sehe Mem. de Mlle. de Montpensier, im VI. Th.

Der König belohnete ihr ihre Mühe. Als er den Aufsatz der Gnadengelder durchsah, fand er zwey tausend Franken für die Frau Scarron, strich sie aus, und schrieb hin zwey tausend Thaler. Diese Wohlthat verband sie mit dem Hofe, und schaffete ihr ein angenehmes Leben in der Stadt; sie kündigte ihr aber auch neue Gnadenbezeugungen und neue Fässel an. Indessen, und da sie mehr als jemals mit ihren alten Freunden beschäfftiget war, widmete sie ihnen alle die Muße, welche sie übrig behielt, und dieses mit einem solchen Vergnügen, daß man bedauern mußte, daß sie nicht mehr Muße hätte **).

Der König empfand gegen die Marquise de Sürgeres keinen solchen Widerstand, als er gegen die Frau Scarron gehabt hatte. Man hatte sie ihm als eine Grillenfängerinn vorgestellet, als eine Ruhmsüchtige, mit der man sehr behutsam umgehen müßte: allein er sah, daß sie ganz bescheiden und voller Sanftmuth war. Er ließ sie bey seinen heimlichen Zusammenkünften zugegen seyn; weil ihn die Frau von Montespan, welche in Ansehung dieses ersten Wohlgefallens, den König versicherte: wenn er die Frau Scarron besser kennen lernete, würde er sie noch höher schätzen.

Der

**) Die Frau von Coulanges saget in einem Briefe an die Frau von Sevigne: „Es giebt bey einer von „diesen Freundinnen einen Menschen, welcher sie so angenehm von Gestalt und im Umgange befindet, daß er ganz ungeduldig wird, „wenn er sie nicht sieht.„

Der Herzog von Maine, dessen Herkommen fast gar kein Geheimniß mehr war, trug viel dazu bey, dem Könige gute Begriffe von ihr zu erwecken; und dieses durch eine Antwort, die zu rechter Zeit kam. Ludwig, welcher wie alle Bourbons, ein sehr zärtlicher Vater war, schämete sich nicht, mit seinem Sohne zu spielen. Er war mit dessen Witze zufrieden, und konnte sich nicht enthalten, ihm zu sagen, er wäre ja recht vernünftig. Und wie sollte ich es auch nicht seyn? erwiederte das Kind: ich werde ja von einer Person erzogen, die die Vernunft selbst ist. Diese Antwort brachte seiner Hofmeisterinn hundert tausend Franken ein.

Indessen konnte der König an ihrem Charactere doch noch kein Belieben finden. Bey seinen geheimen Abendtafeln duldete er sie vielmehr, als daß er sie dazu eingeladen hätte. Er sah sie für eine Frau an, welche allen Verstand verdunkeln wollte, den andere Leute besaßen. Da er nun erstaunete, daß sie so viel Einsichten besaß, und nicht muthmaßete, daß sie auch Wissenschaften besäße: so glaubete er, sie zwänge sich nur in seiner Gegenwart; und vielleicht hielt sie ihn selbst im Zwange.

Der Herzog von Maine und der Graf von Vexin *) wurden legitimiret. Der eine bekam das Amt

*) Ludwig Cäsar von Bourbon, Graf von Vexin, den 20. Jun. 1672 legitimiret. Er ward zum Abte von St. Germain de Prez ernannt, und starb den 10ten Jänner 1683.

**) Frau von Sevigne schreibt unter dem 1sten Jänner

Amt als Generallieutenant von der Schweizerwacht, und der andere die Abtey von St. Germain des Prés. Endlich kamen sie **) auf einem Balle zum Vorscheine, welchen die Frau de la Valliere gab. Wie angenehm war es Ludwigen nicht, eine Versammlung zu sehen, worinnen sich der Dauphin befand, welcher große Hoffnung von sich gab; die Prinzessinn von Blois, welche alle mögliche Anmuth besaß; den Grafen von Vermandois, welcher schon damals empfand, wer er wäre; den Herzog du Maine, dessen Lebhaftigkeit zur Gnüge anzeigete, daß er dereinst in der Bahne der Ehren nicht hinken würde; und den Grafen von Vexin, welchem ein italienischer Sterndeuter den pohlnischen Zepter versprochen hatte.

Die Erziehung des Herzogs du Maine ward lediglich der Frau Scarron anvertrauet: denn man ließ ihr die Wahl der Lehrmeister und Lehrer. Einen Theil ihrer Obergewalt vertrauete sie dem Herrn le Ragois, einem Neffen des Abtes Gobelin: welcher gelehrt, aufrichtig, arbeitsam, aber ein kleiner Geist war; kurz, ein solcher Mann, wie er für einen Prinzen seyn muß, welcher seinen Rang und seine Würde auch selbst verdienen sollte. Als nun das zunehmende Alter und die Gesundheit den Prinzen

1674 folgendes: „Diese jungen Prinzen kommen noch „nicht zum Vorscheine; der älteste ist drey Tage bey „seinen Aeltern gewesen. Er soll sehr angenehm seyn, „aber kein Mensch hat ihn gesehen. Man spricht die „Frau Scarron sehr selten.„

zen zum Unterrichte fähiger macheten, gab sie ihm den Chevreau zu, eben denselben, der eine Weltgeschichte geschrieben und in dreyen Wochen die Prinzessinn von der Pfalz bekehret hatte, welche dem Bruder des Königes bestimmet war.

Sie selbst behielt sich vor, in ihm ein redliches und mildthätiges Herz zu bilden; und es gelung ihr. Der Prinz war voller guten Neigungen, er hatte einen offenen Kopf, er war gelehrig, und hatte seine Oberhofmeisterinn erstaunlich lieb. Sie hingegen liebete ihn wiederum tausendmal mehr, als seine Mutter that; und er hatte sie auch tausendmal lieber, als dieselbe. Diese gegenseitige Zuneigung bereitete des Prinzen Glück, welches er einer Frau zu danken hatte, die ihm hundertmal gesaget: **Wenn sie groß geworden seyn, so werden sie nicht mehr an mich gedenken** *).

Die Frau von Montespan erkundigte sich zuweilen nach allen einzelnen Theilen der Erziehung ihrer Kinder; sie machete Aenderungen; widersprach dem entworfenen Plane; und schränkete insonderheit den Aufwand ein: Denn sie besaß allen den Geiz, welcher solchen Personen eigen ist, die Standes wegen zu einer Verschwendung gezwungen sind, welche sie aus freyer Neigung nicht thun würden.

Die Oberhofmeisterinn ertrug mit großer Ungeduld, daß man unnütze Neuerungen machete; sie beschwerete sich daß man diese armen Kinder vor ihren

*) Memoires der Frau von Boujü, jetzigen Urseliner-Schwester zu Mantes.

ihren sehenden Augen umbrächte; es fehle ihnen so gar am nothwendigen; man erzöge sie wie Bürgerskinder; und drohete endlich, sie würde sie der Fürsorge ihrer Mutter allein überlassen.

Diese Streitigkeiten fiengen sich bey einem Kampfe von Empfindungen gegen die Prinzen an, und endigten sich durch bittere Vorwürfe von Seiten der Frau von Montespan, und an Seiten der Frau Scarron, durch allerley Anschläge, den Hof zu verlassen. Die Mutter bestund darauf, man könne ihr nicht versagen, diese Kinder nach ihrem Kopfe zu ernähren. Die Oberhofmeisterinn antwortete: Sie gehören dem Könige, und seitdem er sie legitimiret hat, der Krone Frankreich.

Die Frau von Montespan rächete sich wegen dieser Widersprüche dadurch, daß sie die Frau Scarron von denen Gesellschaften ausschloß, in welche sie dieselbe sonst eingenommen hatte. Diese hingegen, die sich durch dergleichen Merkmaale ihres Grolles noch beleidigter fand, als durch den Groll selbst, mochte auch nicht wieder hingehen, wenn sie gleich gerufen ward. Es schien ihr schimpflich, sich zum Spiele einer Frau gebrauchen zu lassen, deren Unterhändlerinn sie eben nicht war. Die Frau von Montespan erzürnete sich über ihre abschlägigen Antworten, und veruneinigte sie mit dem Könige. Die Frau Scarron, welche von Natur sehr empfindlich und heftig war, fuhr zuweilen desto heftiger heraus, jemehr sie sich mit starker Gewalt lange genug bemeistert hatte. Die Montespan beklagete sich darüber bey dem Könige; die Hofmeisterinn

bey

bey dem Abte Gobelin: welcher sie zwang, bey Hofe zu bleiben, in der Hoffnung, daß dieses ihm eine gute Pfründe, und ihr ein reichliches Gehalt verschaffen würde.

Diese zwo Frauen, die sich bald zanketen, bald wieder versöhneten, konnten weder mit einander noch ohne einander leben. Die eine wollte, die andere sollte mit ihr, wo nicht als ihres gleichen, doch als mit einer Freundinn umgehen. Die andere, vergaß bald in gewissen zärtlichen Augenblicken ihrer Würde; bald ließ sie die andere wieder den großen Abstand empfinden, welcher zwischen derjenigen, die die Prinzen zur Welt bringt, und derjenigen Statt hat, die sie nur erzieht.

Der König, welcher dieser ewigen Zänkereyen überdrüssig war, sagete endlich zur Frau von Montespan: wenn sie Ihnen misfällt, warum jagen Sie sie denn nicht fort? *) Die Frau von Montespan aber hielt dafür, es wäre leichter, die Frau Scarron zu besänftigen, als ihre Stelle zu ersetzen.

Allein sie gab ihm zu verstehen, der König hätte ihre Rache in ihre Hand gestellet. Die Frau Scarron war dadurch sehr beleidiget, daß man sie der Tyranney einer andern überließ, und erklärte sich deutlich, daß sie sich in die Einsamkeit begeben wolle. Ihre Freunde beschworen sie, das Glück nicht zu fliehen, welches sie suchete. Die

Frau

*) Mem. des Marquis de la Fare. Mst. des Fräuleins von Aumale.

Frau von Montespan war von diesem Entschlusse beunruhiget, und vermochte die Häuser von Albret, und von Richelieu, sie durch die stärksten Bewegungsgründe zurückzuhalten. Allein umsonst. Der König hatte sie beleidiget: der König mußte sie wieder gut machen.

Auf sein Anhalten ergab sie sich endlich; und versprach mit dem Herzoge von Maine die Reise nach Barege zu thun. Die Hochachtung andrer Leute gegen uns hebt von derjenigen an, die sie an uns gegen uns selbst wahrnehmen. Der König verehrte eine Frau, die keinen andern Herrn, als ihn selbst erkannte. Er fürchtete nun nicht mehr den Umgang des witzigen Kopfes. Er befreyete sie von dem Joche der Fr. von Montespan. Er wollte daß sie nur ihm allein von der Prinzen Erziehung Rechenschaft geben sollte. Und in diesen Unterredungen fand er sie so liebenswürdig: daß er von seinen Vorurtheilen gänzlich zurück kam.

So hub die Frau Scarron unvermerkt an zu gefallen. Einige wollen, daß Ludewig sich plötzlich und gleichsam durch einen Zufall in sie verliebet habe. Das Mährchen findet man überall, und hier erscheint es nur, um widerleget zu werden.

Der König, saget man, habe einesmals der Fr. von Montespan eine von denen zarten Fragen gethan, die voraus setzen: daß ein Prinz um sein selbst willen geliebet werden kann; und doch niemals gewiß ist, es zu seyn. Die Gebietherinn habe ihm darauf geantwortet, was alle Weiber ihren Lieb-

habern antworten. Der König habe sie darauf verlassen, indem er trocken gesaget: sie könnte wohl die Empfindungen des Ehrgeizes mit den Empfindungen der Liebe vermengen. Die Frau von Montespan wäre über diesen Zweifel bestürzt geworden, und habe es nicht leiden wollen, daß Ludewig mit demselben schlafen gehen sollen. Sie habe also an ihn geschrieben, um ihn eines bessern zu belehren. Allein da sie mit ihrem Briefe nicht zufrieden gewesen, hätte sie ihre Zuflucht zur Frau Scarron genommen; die ihr den Augenblick ein recht reizendes Schreiben aufgesetzet, welches sie abgeschrieben hätte. Der König sey davon ganz eingenommen worden, und habe es so sehr gelobet, daß die Fr. von Montespan aus Schamhaftigkeit Lobsprüche anzunehmen, die einer andern gehörten, ihm gestanden: sie hätte sich mit dem Witze der Frau Scarron geputzet. Ludewig wäre unwillig geworden, daß seine Gebietherinn einer fremden Hand nöthig gehabt, um ihn zu versichern, daß sie ihn um sein selbst willen liebe. Er hätte diejenige sehen wollen, die so schön schriebe. Der ungezwungene und muntre Umgang der Fr. Scarron habe den Begriff sehr wohl erhalten, den ihr Brief von ihrem Geiste gemachet hätte: und der Widerwillen des Königes habe aufgehöret. * Das ist nun die Fabel, die von jemanden ersonnen worden,

* Man sehe die Briefe der Fr. du Noyon, die von allen Geschichtschreibern verachtet und abgeschrieben worden. Gujot von Pitaval, Urheber der Bibliotheque des

den, der weder die Frau Scarron, noch die Frau von Montespan gekannt.

Diese hatte es nicht nöthig, jemandes Feder zu entlehnen. Sie schrieb wie die Frau von Sevigne. Und wenn sie nicht die Schreibart ihres Hauses gehabt hatte, so würde ihr die Liebe die ihrige geliehen haben. Anderntheils misbilligte die Frau Scarron gar zu sehr, alles was das Ansehen der Buhlerey hatte, als daß sie so gefällig hätte seyn sollen. Ob man gleich, bey einem witzigen Kopfe, den Ausdruck aller Leidenschaften und aller Stände in seiner Gewalt hat; so hätte ihr doch die Frömmigkeit, der sie ergeben war, nicht erlaubet, dergleichen Brief zu schreiben. Sie litt schon durch die Nothwendigkeit genug, diejenige Verachtung zu bezwingen, die sie gegen die Fr. von Montespan hatte. Es bedünkte sie: zu ihren Lustbarkeiten eingeladen zu werden, das hieße allen ihren Schwachheiten beygesellet zu seyn: obgleich ihr Gewissensrath entschieden hatte: daß man ohne Gott zu beleidigen, mit denen, die ihn beleidigen, leben könne.

Ihr guter Ruf war auch so fest gegründet, daß der König, als er einmal auf dem Lande aller Frauenzimmer Lehnstühle umwarf, der Fr. Scarron ihren vorbey gieng, und sagete: Was diese anlangt; so darf ichs nicht wagen.

des Gens de Cour, führet daselbst den vorgeblichen Brief der Frau Scarron, für die Fr. von Montespan an. Er saget aber nicht, woher er ihn hat. Die Schreibart zeiget sattsam, daß er aus seiner Feder geflossen.

Oft drung sie in die Fr. von Montespan, dem Könige zu entsagen. Diese versprach alles, war einen Monath lang streng, schien sich aber der Sünde nur entzogen zu haben, um mit desto lebhaftern Geschmacke wieder zu sündigen. Oftmals ließ sie die Frau Scarron allen ihren Eigensinn fühlen; um sie für eine Tugend zu strafen, die ihr ein stillschweigender Verweis ihrer Fehler zu seyn schien. Einer alten Bethschwester hätte sie gern ihre Ermahnungen und Beyspiele vergeben: aber bey einer Frau, die nur fünf Jahre älter war, als sie, eben soviel Anmuth, weniger Schönheit, und mehr Witz besaß, wurden dieselben lauter trotzige Vorwürfe.

Sie verbarg so sorgfältig vor ihr alle ihre Ergetzungen, als die Frau Scarron ihren Fortgang in der Frömmigkeit. Sie fürchtete auch ihre Blicke: und als selbige sie einmal einlud, sie in einer ihrer Sechswochen zu besuchen; schrieb sie ihr: Ich will sie sprechen, ob ich gleich Ihre Gegenwart scheue. Um Gottes willen! lassen sie ja ihre großen schwarzen Augen in dem itzigen Zustande nicht auf mich fallen.

Um eine ungestüme Strenge zu mäßigen, ließ sie sich mit auf die guten Werke ein, die man vorschlug. Sie beschützte das Josephskloster: allein ihre Wohlthaten waren so geizig, daß man wohl sah, sie fürchtete mehr die Frau Scarron, als sie die Armen liebete. Sie schenkte einer Kirche eine so leichte goldene Lampe, daß die Frau Scarron sich schämte, dieselbe zu überbringen; und daß man sie mit Sande füllen mußte, wenn die Luft sie nicht hin und her bewegen sollte.

Als

Als sie einmal beyde in der Kirche waren, gieng die Frau von Montespan nach einem Beichtstuhle. Die Frau Scarron glaubete, sie hätte sich bekehret; und zweifelte nicht mehr daran, als sie dieselbe sehr andächtig die Messe hören, und das gesegnete Brodt mit Inbrunst empfangen sah. Im Herausgehen bezeugte sie derselben ihre Freude, über so eine aufrichtige Wiederkehr zu Gott. Allein die Frau von Montespan befahl ganz lustig ihrem Kutscher, sie wieder nach Versailles zu führen. „Was? schrie „die Frau Scarron, sie haben ihren Schöpfer em„pfangen; und sie gehen ohne Entsetzen, sich wieder „in die Arme eines Menschen zu werfen? Ach! „gnädige Frau, fürchten Sie doch wenig„stens den Teufel; wenn Sie ja Gott nicht „lieben.„

Die Frau Montespan seufzete, aber änderte ihren Vorsatz nicht. Sie suchte sich durch falsche Tugenden zu betrügen. Sie wußte sich viel mit gewissen ordentlichen Andachtsübungen. An Fasttagen ließ sie das Brod ihrer Abendmahlzeit vor ihren Augen abwägen. Die Frau Scarron lachete über diese Zärtlichkeit. „Wie nun: versetzete die Frau „von Montespan: weil man eine Sünde be„geht, glauben Sie denn, daß man sie alle „begehen muß:„ Der P. Feuillet * würde ihr geantwortet haben: Gnädige Frau, verzehren Sie ein ganzes Rind, und seyn Sie nur eine Christinn!

* Der Beichtvater der Dauphine.

Achtes Hauptstück.

Die Herzoginn von Valliere wird eine Carmeliterinn.

Die Frau von Valliere hoffte nun nicht mehr ein Herz wieder zu finden, welches Zeit gehabt hatte, sie zu vergessen. Sie dachte also auf die Austilgung einer Sünde, die sie zum Glücke für ihre Seligkeit, nicht mehr begehen konnte. Alle Tage verfluchte sie den Hof, und hatte doch die Kraft nicht, ihn zu verlassen. Das Verlangen ihre Kinder ausgestattet, oder doch nahe dabey zu sehen; das Vergnügen den Prinzen noch zu erblicken, dem sie alles aufgeopfert hatte; vieleicht auch ein Ueberbleibsel von Hoffnung, hielt sie zurück.

Lauzün hatte sie heurathen wollen; und sie hatte ihn verächtlich abgewiesen. Der Herzog von Longueville war verliebt in sie: sie aber verboth ihm, etwas zu hoffen *. Sie glaubete, Gott allein könnte den Platz besetzen, den der König in ihrem Herzen inne gehabt hatte. Alles sollte an ihr wunderwürdig seyn. Kein Frauenzimmer hatte mit mehrerer Zärtlichkeit geliebet; keins strafte sich auch mit mehrerer Strenge dafür. Kurz, sie war bestimmet das Muster aller königlichen Gebietherinnen zu seyn.

Ein

* Memoir. de Montpensier.

Ein heiliger Ordensmann hatte von ihr eine ansehnliche Summe zu einer frommen Stiftung erhalten. „Gnädige Frau, hieß es, Sie sind viel „zu wohlthätig, daß Gott sich nicht Ihrer „erbarmen sollte. Sie haben der Welt ein „Aergerniß gegeben; aber Sie werden sie „dereinst erbauen.„ Obgleich diese Worte ihre Reue erweckten, so erfreueten sie selbige doch. Und Gott, der sie bisher nur von fern anzusehen geschienen hatte, fügte nun auch die siegende Gnade hinzu, die über die Laster, denen sie gehorchet hatte, in den ersten Bewegungen triumphiret.

Sie reisete heimlich von St. Germain, und verschloß sich in ein Kloster zu Chaillot; von wo sie einen Brief an den König schrieb, so wie ihn Leidenschaft, Verzweiflung und Gottesfurcht hatten eingeben können. Der Marschall von Bellefonds bekam Befehl, sie wiederzuholen. Sie aber bath ihn, dem Könige zu sagen: „Nachdem sie sein „Herz verlohren hätte, so würde sie auch schon den „Hof verlassen haben; wofern sie es von sich hätte „erhalten können, ihn nicht mehr zu sehen; und daß „diese Schwachheit so viel Gewalt über sie gehabt „hätte, daß sie kaum im Stande wäre, dieselbe „Gott aufzuopfern. Gleichwohl wünschte sie, daß „der Ueberrest ihrer Liebe gegen ihn, zu seiner „Buße dienen möchte; und daß es, nachdem sie „ihm ihre ganze Jugend geschenket, nicht zu viel „wäre, das übrige ihres Lebens der Sorgfalt für „ihr ewiges Heil zu widmen.„

Der König ward gerühret: und schickte Herrn Colbert nach Chaillot, um sie zu bitten, wieder nach Versailles zu kommen. Sie gehorchte auch. Die Frau von Montespan gieng ihr mit offenen Armen und thränenden Augen entgegen. Die Herzoginn umarmte ihre Nebenbuhlerinn zärtlich, und beschwor sie: **es dem Könige zu erlauben, daß er seine Seele retten könnte.** Dieser sprach etwa eine Stunde mit ihr, billigte ihren Entschluß, bath sie aber, die Vollziehung desselben auf ein andermal auszusetzen, und gieng mit nassen Augen aus dem Zimmer. Die Fr. von **Valliere** aber erklärte ihm, daß sie schlechterdings die Welt verlassen wolle„. Ich kenne mein Herz, sagte sie: „ich traue ihm nicht, ich muß es in eine Sclaverey setzen. Das ist das beste, wozu ich sei„ne Freyheit brauchen kann.„

Der König stellte ihr die Schwierigkeit einer immerwährenden Verbindung vor, die Schwäche ihrer Gesundheit, und wie leicht es wäre, mehr gutes in der Welt, als in der Einsamkeit zu thun. „Ich „habe meinen Entschluß, versetzte sie, für meine Eh„re schon viel zu spät gefasset: und ich schmäuchle mir, „daß ich ihn zu meiner Seligkeit noch zeitig genug fasse„. Er wollte sie wenigstens bewegen, einen nicht so strengen Orden zu wählen; wo sie ihre Tugenden, als Aebtissinn, in Regierung eines Klosters ausüben könnte. Mit Seufzen erwiederte sie: „Wenn man selbst verlohren ist, wie kann „man doch andre regieren?

Die

Die Hofleute bildeten sich ein, daß die Reisen nach Chaillot, nur ein so gekartetes Spiel wären: wobey sie durch abgefeimte Buhlerkünste das Herz des Königes zu gewinnen; oder durch eine grausame Rache, ihn wenigstens von der Frau von Montespan abzuziehen suchete. Allein, die Gesinnungen der Gottesfurcht hatten so tiefe Wurzeln bey ihr geschlagen, als sie anfänglich seicht gewesen waren. Ihre Entfernung von Hofe war fest beschlossen. Bey einer Jagd des Königs entdeckete sie sich der Fr. Scarron als einer Person, die am geschicktesten war, einen Vorsatz vernünftig zu beurtheilen; welcher viel öfter das Werk der Verzweiflung, als der Reue zu seyn pflegt.

Die Frau Scarron erschrack schon bey dem bloßen Worte einer Carmeliterinn. „Ja, erwiederte die Herzoginn, dieß ist ein Vorsatz, den ich „schon lange im Sinne gehabt; und mich zu den „strengen Büßungen eines Standes, den ich ergreifen will, vorzubereiten, trage ich schon ein „härenes Hemde und einen Sack am Leibe. Man „kann ja das Laster, zuviel geliebet zu haben, „nicht schmerzlich genug büßen.„ Die Frau Scarron bath sie, sich noch ferner zu prüfen, und stellte ihr die Folgen des ersten Schrittes, den sie thun würde, vor. „Wie? hieß es, werden sie „das Leben einer Carmeliterinn aushalten können? „Sie, die sie von Jugend auf der Weichlichkeit „und der Ergetzungen gewohnt sind? Ach! versetzte „die Herzoginn, indem sie auf den König, und die „Frau von Montespan wies; wenn ich Schmerzen

„empfinden werde, so darf ich mich nur derjenigen „Martern erinnern, die ich von diesen zwo Perso„nen habe erdulden müssen.„

Sie vollzog ihren Entschluß mit aller Großmuth eines Helden. Der ganze Hof wollte Zeuge ihres Opfers seyn. Die Königinn war auch dabey. Das Opfer hatte niemals liebenswürdiger ausgesehen, als in dem Augenblicke, da es geopfert ward. Ihre Schönheit setzte alles in Erstaunen; die Predigt des Bischofes **Bossuet** aber niemanden. Die Hofleute zerflossen in Thränen. Die Frau **la Valliere** sprach die Gelübde, womit sie sich auf ewig verband, mit eben der Anmuth, mit eben dem Eifer, mit eben der Freyheit des Gemüths aus, womit sie Ludewigen tausendmal eine ewige Liebe zugeschworen hatte.

Seitdem hat sie die Welt niemals bedauret; und keinen Seufzer nach dem Prinzen mehr gethan, den sie angebethet hatte. Sie beschäfftigte sich nur mit ihren Sünden, und mit Gott. Sie umschrieb den schönen Psalm, womit David noch frevelhaftere Vergehungen beweinte. Alle Empfindungen der Liebe, des Glaubens, der Zerknirschung dieses königlichen Sünders, waren geringer, als diejenigen so

* Sie trat den 2ten des Brachmondes 1674. ins Noviciat, that ihre Profeßion den 4. Brachm. 1675, und starb 1710, 65 Jahre alt. Sie schenkte alle ihr Vermögen Marien Annen von Bourbon, ihrer Tochter, die zu Vincennes 1666. gebohren, 1667. legitimiret, und 1680, den 16. Jänner, oder Wintermonds, an Ludwig Armand Prinzen von Conti vermählet wurde, und 1739 ohne Erben

so ihr die bittre Erinnerung von Schwachheiten einflößete, die doch viel vergebungswürdiger waren, als die Liebe der Bathseba. In diesen Bußübungen hat sie fünf und dreyßig Jahre, unter dem Namen der Schwester Luise von der Barmherzigkeit zugebracht. Unter den Augen eines Christen und selbst des Königes, ist sie im härenen Hemde, in der tiefsten Erniedrigung, und auf den Stufen der Altäre viel größer gewesen; als da sie zur Seiten des Thrones, einen Schwarm von Schmäuchlern, zitternd um einen ihrer gnädigen Anblicke betteln sah. Ihre Vergnügungen hatten ihre Unruhe gewirket: ihre Martern wurden ihre Freude. *

Die mütterliche Zärtlichkeit störte ihre Einsamkeit. Der Graf von **Vermandois**, den sein Vater anbethete, seine Gespielen verderbten, und die Gewalt seiner Leidenschaften hinriß, glaubete, daß ihm alles freystünde. Mit allen Gebärden eines Königssohnes verband er die lüderlichste Lebensart. Da man ihn in den schändlichsten Ueppigkeiten ergriffen, erhielt er Befehl, dem Könige nicht mehr vor die Augen zu kommen. Seine Bedienten waren abgeschaffet worden. Er ward in sein Zimmer versperret, ohne Erlaubniß jemanden zu sprechen;

und

* ben starb. Diese Prinzeßinn von Conti gab ihr Herzogthum Vaujour dem Marquis von Valliere, ihrem Oheim. Die Frau von Valliere hatte drey Söhne gehabt; deren einer den 15ten des Heumonds 1666. unlegitimiret starb, und zu St. Eustach begraben ward. Der zweyte starb, wie das Fräulein von Montpensier saget, vor Schrecken seiner Mutter über einen Donnerschlag; der dritte, Graf von Vermandois, ward Admiral von Frankreich.

und er dorfte nur in die Messe und in die Akademie gehen. Schwester Luise von der Barmherzigkeit konnte diese Unordnungen nicht ohne empfindlichen Schmerz vernehmen. Der Prinz bekam einen derben Text, bekannte alle seine Vergehungen, schien sehr andächtig zu seyn, besserte sich aber nicht im geringsten. Doch der König vergab ihm alles: und der Prinz folgte ihm in die Belagerung von Cortrick. Hier gab er große Proben seines Muthes, machte sich durch seine Verschwendung bey den Soldaten beliebt, erregte des Dauphins Eifersucht, und bekam Händel mit ihm. Das sind Geschichte, saget das Frl. von Montpensier, die man nicht erfährt, und nicht erfahren mag.* Das Gerücht breitete sich im Heere aus, daß der Herzog von Vermandois in der Nacht gestorben wäre. Einige sageten, an einem bösartigen Fieber, andre an den Blattern, andre, weil er zuviel Brantwein getrunken hätte.

Allein der Graf von Vermandois ward nach Arras gebracht, und ohne Gepränge in der Kathedralkirche begraben. Indessen sah man bey Tages Anbruche eine wohl vermachte Sänfte tragen, worinnen, dem Vorgeben nach, die Kriegscasse seyn sollte. Diese Sänfte nahm einen Abweg: und man glaubete, sie trüge einen wichtigen Gefangenen. Die Frau von Valliere erfuhr, durch den Bischof Bossüet, den Tod ihres Sohnes. „So „muß ich denn, sagete sie, schon den Tod ei„nes Sohnes beweinen, dessen Geburt ich „noch nicht sattsam beweinet habe.„ Man redete

* Memoir. de Montpensier.
** Eben daselbst.

redete verschiedener *) Weise von seinem Verstande und von seiner Aufführung. Allein es erhellet aus allen Nachrichten damaliger Zeiten, daß niemand an seinem Tode gezweifelt habe.

Der Verfasser der geheimen Nachrichten von Persien, ein Buch voller Falschheiten und Wahrheiten, versicherte ungefähr vor 15 Jahren, daß der von **Vermandois**, insgeheim in die Bastille gebracht worden, und zwar in einer eisernen Verkleidung. Nachmals hat Herr von **Voltaire** diese Sache mit verschiedenen, etwas andern Umständen, als der erste Urheber, erzählet; und die allen Verdacht entfernen, daß dieser Gefangene der Graf von **Vermandois** gewesen sey. Die Untersuchungen, so ich über diese besondere Begebenheit angestellet, haben mich gelehret: es sey wirklich ein Staatsgefangener, mit eiserner Masque, von ansehnlicher Gestalt, ungefähr 50 Jahre alt, in der Bastille gewesen; und daß er vorher, ehe er in dieß Schloß gebracht worden, in Pignerol und auf der Margaretheninsel gewesen; daß er im Herbstmon. 1703 gestorben, und zu St. Paul begraben worden; und daß man vor einigen Jahren, als ein Gewölb der Kirche zu Cortryk geöffnet worden, einen Sarg voller Sand gefunden habe **). Es ist sehr wunderbar, daß eine Sache, die so viel Leute gewußt, und so viel andere haben muthmaßen müssen, noch itzo, nicht nur ein Geheimniß, sondern fast eine bloße Frage ist. Neun-

**) Man bemerke, daß fast alle Geschichtschreiber sagen: der Körper des Grafen von Vermandois sey nach Arras gebracht worden.

Neuntes Hauptstück.

Der Kauf des Landgutes Maintenon.

Die Frau Scarron bemerkete, daß sie beym Könige täglich mehr Beyfall fand, und von der Frau von Montespan mehr gehasset ward. Allein ihre Vergnügungen waren Augenblicke; und ihre Plagen Jahrhunderte. Die Frau von Montespan verschloß sich mit ihr, um ohne Zwang alle Dünste ihrer Galle verrauchen zu lassen. Wann die Frau Scarron ihre Unpäßlichkeit, oder ein Geschäfft vorwandte; so verwarf man alle ihre Entschuldigungen. Man erlaubete ihr nicht einmal andächtig, oder krank zu seyn.

Bey so vielen Verdrüßlichkeiten, denen sie unterworfen war, und welche die Selbstliebe sonder Zweifel noch vermehrte, hatte sie nur den Abt Gobelin, dem sie dieselben vertrauen konnte; und erhielt nur solche Tröstungen von ihm, die noch trauriger waren, als ihre Uebel. Tausendmal bekam sie Lust, dem Könige ihre Noth zu klagen, war aber viel zu erkenntlich, als daß sie wider ihre Freundinn reden wollte. Sie hatte bald den Vorsatz, sich ein Landgut zu kaufen, bald in ein Kloster zu gehen. Allein, heute hinderte ihr Alter, und ihr geringes Vermögen; morgen ein gnädiges Wort des Königes, oder eine Vertraulichkeit seiner Gebietherinn; allemal aber eine Betrachtung, oder irgend sonst ein

Vor-

Vorfall, ihr Vorhaben. Mitten im Streite ihrer Neigungen, und im Getümmel der Welt seufzete sie nach der Einsamkeit; und in der Stille der Einsamkeit nach den Vergnügungen des Hofes.

Dieser heimliche Widerwillen, der sie allenthalben begleitete, diese Neigung, alles zu verschmähen, was sie hatte, und sich in alles zu verlieben, was sie nicht hatte; diese Unruhen, diese Ungeduld, die niemand bemerkete, worinn sie sich aber selbst oft betraf, überzeugeten sie je mehr und mehr: daß Gott allein das leere Herz eines Menschen erfüllen kann. Ob sie gleich nicht glücklich seyn konnte, so konnte sie doch gefallen. Eine oft erzwungene Freude, die ihr aber allezeit natürlich schien, machete ihre Gemüthsart angenehm; ob wohl zum Schaden ihres Temperaments, welches allezeit widerspänstig war, und allezeit überwältiget ward. Das Unglück, die gekränkteste Frau bey Hofe zu seyn, ward dadurch vergolten, daß sie die allerangenehmste im Umgange war.

Ihre Sorgfalt für den Herzog von Maine verdoppelte sich, je näher die Zeit rückte, da sie ihn aus den Händen geben sollte. Als der König einmal zu seinem Sohne kam, fand er sie allein mit demselben; indem er das Fieber hatte, und sie ihn bey der Hand hielt. Mit der andern wiegte sie die Prinzessinn von Nantes, und der Graf von Vexin schlief auf ihrem Schooße. Die Dienstweiber waren unter der Last müde geworden. Die Frau Scarron war drey Nächte bey diesen kranken Kindern geblieben; und doch glaubete sie noch nichts

gethan

gethan zu haben. Der König schickete ihr hundert tausend Livres.

Doch diese neue Wohlthat verband sie darum nicht an den Hof. Sie bestund auf dem Vorsatze, ihn zu verlassen. Allein, eines theils besorgete sie, der König möchte ihren Eifer ihm zu dienen, für eigennützig oder treulos halten; andern theils fürchtete sie, sich mit der Frau von Montespan zu entzweyen, als welche die Welt für die erste Quelle der königlichen Geschenke ansehen würde. Gleichwohl hatte die Gebietherinn keinen Theil daran gehabt: und die Frau Scarron hatte wenigstens das Vergnügen zu sagen; daß die Frau von Montespan weder ihre Frau noch ihre Wohlthäterinn wäre.

Ob sie nun gleich durch einen unmittelbaren Trieb am Könige hieng: so waren doch ihre, obwohl freywillige Ketten, darum nichts leichter. Sie suchete eine Zuflucht vor der Sklaverey, und fand doch eine weit ärgere daselbst. Sie hatte beschlossen, sich ein Landgut zu kaufen; entweder daselbst in Freyheit zu leben, oder den Namen davon zu führen: denn der Namen von Sürgeres, den sie versuchet hatte, hatte ihr nur den Abscheu vor dem ihrigen vermehret.

Sie war um das Lehn von Aubigne in Anjou in Handel getreten; welches das älteste Stammgut, und die Wiege ihrer Vorältern gewesen war.

Man

*) Den 27 des Christmonaths 1674.

**) Sie ward in ein Marquisat, und eine Pairie 1688 verwandelt. Itzo gehöret sie dem Hause von Noailles,

Man schlug ihr Maintenon, ein schönes und adeliches Gut vor; das ein großes Schloß, von gutem Ansehen, am Ende eines sehr großen Städtchens hatte, vierzehn Meilen von Paris, und zehn von Versailles gelegen. Diese Lage reizete sie. Der Kauf ward *) für 250000 Livres, (d. i. 83333 Thaler), geschlossen. Maintenon zwar brachte nur neun bis zehntausend Livres ein. Allein, sie brachte den Geist der Ordnung und Wirthschaft mit, den sie von ihrer vorigen Armuth hatte. Sie lockte niederländische Spitzenkleppler dahin, um solche Werkstätten daselbst anzulegen. Sie rief normandische Leute hin, um Webereyen aufzurichten; so, daß sie die Einkünfte ihres Gutes bald auf 15 bis 16000 Livres trieb. Sie sagete, als sie einzog: Hier will ich sterben! Und dieß ist das einzige Grundstück, welches sie bey einer Gnade besessen hat, die ihr unendlich viele und große Güter hätte erwerben können.

Diese Castellaney **) gehörete damals dem Hause von Angennes. Die Marquisinn von Maintenon, die von ihren Gläubigern gedrungen ward, reisete nach Martinique, machete daselbst Anstalten, und beschloß ihr Leben in demselben Hause, aus welchem die Frau Scarron gekommen war, ihr Landgut zu kaufen.

Die

und bringt vermittelst einiger hinzu gekommener Stücke, mehr als 50000 Livres Einkünfte. Sie ist dem Ordensstifte zu St. Cyr unterworfen.

Die Augenblicke, welche die Frau von Montespan, oder der König, der Frau Scarron übrig ließen, wurden nunmehr angewandt, Maintenon zu besichtigen. Sie verschönerte es; sie stiftete Schulen, und sonderlich Manufacturen; um kein Spital nöthig zu haben. Sie sah alle ihre Unterthanen, als ihre Kinder an, und erließ ihnen oft diejenigen beschwerlichen Auflagen, deren Ungerechtigkeit die Macht und die Zeit geheiliget haben. Ihr Pachter schrieb daher an sie: „Man muß gestehen, gnädige Frau, daß sie, für eine kluge „Frau, sehr dumm sind.„

Ihre Neigung zu ihrem Landgute ward ihr oft gestöret. Sie ließ daselbst arbeiten, und konnte doch keinen einzigen Tag erhalten, um hinzugehen, und ihre Befehle zu geben. Der König ward durch ihren reizenden Umgang so eingenommen, daß er sich oft mit ihr und der Frau von Montespan verschloß: oft nahm er sie zur Schiedsrichterinn von Zwistigkeiten, die er mit seiner Gebietherinn hatte. Sie haben Unrecht, sagete sie ihm einmal mit Freymüthigkeit. Aber es liegt nur an E. Majestät, um allezeit Recht zu haben. Die Frau von Montespan erstaunete, und warf zornige Blicke nach ihr. „Vermuthlich, gnädige Frau, „setzete die Frau Scarron hinzu, werden sie den „König nicht hindern, wenn er irgend Willens wird, selig zu werden.„

Der König sah sie so vergnügt über den Kauf ihres Gutes, daß er sie öffentlich Frau von Maintenon nannte. Einige glaubeten, daß diese Verän-

derung des Namens zwischen ihr und dem Könige abgeredet gewesen. Ihre Freunde rückten ihr vor, daß sie den Namen ihres Mannes verachtete. Ihre Neider breiteten aus, sie wäre nur mit Eitelkeiten und Pracht beschäfftiget. Die Frau Sevigne schrie: So muß sie sich denn sehr geändert haben *)! Man nannte sie ganz leise, Frau von Maintenon. Sie stellte sich, als wüßte sie das alles nicht, was die Welt von ihr sagete; hüllete sich in ihre Unschuld ein, und unterschrieb sich nicht mehr anders, als Maintenon. Bis dahin hatte sie sich von Aubigny unterzeichnet.

Diese Namensänderung war ihr viel nützlicher, als sie es selbst vorher gesehen hatte. Wie hätte sie sich immermehr mit dem Namen Scarron, der dem Könige selbst allezeit einen widrigen und possenhaften Begriff erweckte, zu derjenigen Würde erheben können, zu welcher sie stieg? hätte sich Ludewig der XIV. noch entschließen können, eine Frau der Verehrung seiner Unterthanen darzustellen, deren bloßer Namen schon fast lächerlich war? Alles Ernsthafte der Wittwe, konnte den Eindruck nicht vertilgen, den das Andenken ihres Mannes noch machete. Kurz, die Frau von Maintenon mußte die Frau Scarron ins Vergessen bringen.

*) S. Lettr. de Sevigne. 1675.

Das sechste Buch.

Erstes Hauptstück.

Der Frau von Montespan Entfernung vom Hofe.

Die Fastenzeit brachte bey Hofe eine große Veränderung hervor. Der König wollte sie im alten Schlosse zu Versailles zubringen, um desto ordentlicher allen Predigten beyzuwohnen: ob er gleich noch nicht Willens war, sich daraus zu erbauen. Er gab dem Erzbischofe zu Paris Befehl, ihm, zum Dienste der stillen Woche, einige Priester aus der Versammlung der Mission zuzuschicken, damit er diejenigen auf die Probe stellen könnte, denen er die Sorgfalt für das Kirchspiel zu Versailles auftragen wollte.

Diese Missionarier (oder Bußprediger) erfüllten ihre Pflicht, als Männer, die noch nicht bey Hofe gewesen waren. Ihre Predigen setzten alle Gewissen in Unruhe; und die strengen Beichtväter sprachen

*) Memoir. de Mad. de Montpensier. T. VI. p. 267.

**) Chacun disoit à la Cour,
Que Madame d'Hudicour

chen ihnen nicht viel Trost ein. Die Frau von Montespan ward in schmerzliche Reue und Leid versetzet *). Ludewig selbst erschien bey der Königinn mit Augen, die geweinet hatten; und es war ihm nicht zuwider, daß man ihm solches ansehen möchte.

Die Frau von Hudicour war wieder nach Versailles gekommen, um selbst die Wirkung wahrzunehmen, so die Predigt von Vergebung der Beleidigungen nach sich ziehen würde. Die Frau von Montespan litt sie, und die Frau von Maintenon hatte sie umarmet. Kurz, der ganze Hof war über diese Erscheinung **) erstaunet. Es mochte nun aus einer Regung der Gnade, oder aus Begierde, die Mode mit zu machen, geschehen: so bezeigete sich doch die Frau von Hudicourt sehr andächtig; und änderte Aufführung, Putz und Gespräche. Die Frau von Montespan erlaubete ihr die vormalige Vertraulichkeit; um eine so gefällige Bethschwester der unbiegsamen Frau von Maintenon entgegen zu stellen. Sie besorgete noch immer, der König möchte ihr aus Gewissenhaftigkeit entwischen, und bemühete sich, ihn gegen die Macht ihrer Reizungen, und der öffentlichen Urtheile zu befestigen; indem sie eine alte Freundinn in ihrer Gesellschaft ließ; deren brennende Gottesfurcht, ohne Zweifel den

Est une belle Femme
Quoi? la voilà de retour?
Tredame! Tredame! Tredame!

d. i. Notre-Dame! oder deutsch: Jesus Maria!

ganzen Hof überreden würde: daß man von nichts, als von Gott in denen Zusammenkünften reden würde, die vor der Fasten nur ihn zu beleidigen bestimmet zu seyn pflegen. Unnützer Kunstgriff! obgleich die Frau von Hudicourt mit aller häuchlerischen Gefälligkeit drein willigte. Die Frau von Montespan wollte die göttliche Gnade hindern, daß sie Ludewigen nicht rühren möchte; und eben diese Gnade ergriff sie selbst. Sie befürchtete sich, ihren Abschied zu bekommen, und ward selbst diejenige, die ihren Abschied von selbsten nahm.

Unter ihren Kammerfrauen war eine, von einer so bewährten Gefälligkeit und Verschwiegenheit; daß man sich kein Bedenken machete, auch in ihrer Gegenwart allen Freyheiten eines geheimen Umganges zweyer Verliebten nachzuhängen. Diese Frau gerieth auf einmal in eine Furcht vor den Gerichten Gottes. Sie klagete sich selbst aller unzüchtigen Ausschweifungen an, davon sie entweder die Unterhändlerinn oder eine Augenzeuginn gewesen war. Sie lief zur Frau von Maintenon, deren guten Rath sie doch allezeit verachtet hatte; sie fieng daselbst an, auf die Frau von Montespan zu schimpfen und zu schelten; ja sie zog wider sich selbst los: und das that sie mit aller Wuth einer Verzweifelten. Sie bekannte, an der ewigen Verdammniß des Königes Schuld zu seyn, der sich ins ewige Verderben stürzte. Sie maß sich alle das Unheil bey, womit die Rache eines beleidigten Gottes dem Königreiche drohete. Mit ängstlichem Geschreye versicherte sie zu mehrern malen, daß nunmehr keine Gnade, keine

Verge-

Vergebung für sie zu hoffen sey. Ihre einzige Zuflucht wäre nur noch der Strick, oder ein Wasser. Der Frau von Maintenon machete sie eine umständliche, aber unflätige Beschreibung, aller der ausgestudirten Kunstgriffe der Frau von Montespan in ihren Lüsten: mit welchen diese zeither entweder ihre Sinnlichkeit durch mannigfaltige und immer frische Vergnügungen zu unterhalten, oder ihren Liebhaber immer zu reizen und anzufeuern gesucht hatte.

Die Frau von Maintenon hörete ihr eine Weile geduldig zu. Endlich aber unterbrach sie diese schmutzige Vertraulichkeit, und bemühete sich, ihre Hitze zu dämpfen, und ihr beyzubringen: daß Gott noch viel barmherziger sey, als sie gefällig gewesen wäre. Aber alles umsonst! die Kammerfrau empfand um destomehr Gewissensbisse, je weniger sie vorhin an sie gedacht, oder sich davor gefürchtet hatte. Die Hölle, schrie sie, sehe ich vor und unter mir. Sie hat ihren Rachen unter meinen Füßen aufgethan, mich zu verschlingen. Ich, ich allein, bin an allem schuld. Aber sie, gnädige Frau, die sie so heilig sind, würden viel besser thun, wenn sie diesen Hurenbälgen den Hals umdreheten, als daß sie Sorge für ihre Auferziehung tragen.

Was die Frau von Maintenon von dieser Wütenden erhalten konnte, war dieses: daß sie, ehe sie sich noch erhienge, zuvor den Pater Lecuyer spräche, einen Missionar, der damit die Sünder Gott zuzuführen pflegte, daß er ihnen dieses höchste Wesen als einen langmüthigen und liebreichen Herrn

vorstellte; dem man zu viel Unrecht anthäte, wenn man ihn immer in seiner erzürneten Gestalt, und mit Donnerkeilen in der Hand aufführet. Es glückete auch diesem frommen Geistlichen, dieser Frau den Kopf wieder zurecht zu rücken. Er leitete sie Stufen weise von der Verzweiflung zur Reue, und von der Reue zur Hoffnung. Er ließ sie aus seinem Beichtstuhle mit zerknirschtem Herzen gehen. Ihre Augen schwommen in Thränen. Sie schlug an ihre Brust, und legete alle Kennzeichen eines wahrhaftig bußfertigen Gemüthes an den Tag. In dieser Verfassung gieng sie zu ihrer Frau, foderte ihren Abschied. Mit einem Ueberreste ihrer Wuth gab sie ihr die Geschenke wieder zurück, die sie von ihr und dem Könige bekommen hatte; verwarf mit Unwillen ihre Anträge; meldete ihr, daß sie ihre Seele bedenken wollte; vermahnte sie auf das nachdrücklichste, ein gleiches zu thun, und redete mit ihr aus einem solchen Machttone, dergleichen ein Herz, welches gewiß ist, daß es mit Gott wohl daran sey, über eine Frau hat, die nur mit ihrem Könige wohl steht.

Die Frau von Montespan setzete unterdessen ihre Ueberlegung fort. Das harte Urtheil erschreckete sie, welches wenigen Augenblicken eines flüchtigen Vergnügens, Martern von einer ewigen Dauer zuerkennet. Ein Beyspiel riß sie dahin; und Beyspiele bringen viel Bekehrungen zu Stande. Sie war müde, die Rolle einer Maitresse zu spielen, eine Rolle, welche eine Person in den vierzehn Tagen vor und nach Ostern so sehr demüthiget. Kurz,

sie

sie befand sich in demjenigen Zustande, da das Herz bereit ist, sich dem ersten Eindrucke einer gewaltigen Rührung zu überlassen. Sie verlangete, daß eben dieser Beichtvater, dieser so bewegliche fürchterliche Beichtvater, ihrer Ungewißheit abhülfe; und entweder ihr Schrecken noch vergrößerte, oder ihr doch eine leichte Vergebung von Gott verspräche. Sie ließ also dem Pater Lecuyer sagen, daß er sie des andern Tages darauf in seinem Beichtstuhle erwarten sollte. Den Missionar befremdete nun zwar eine so unerwartete Bothschaft; gleichwohl aber machete er sich gefaßt darauf, diesem gebietherischen Beichtkinde eine Ehrfurcht gegen die Diener Gottes beyzubringen.

Die Mittwoche vor Ostern, beym Anbruche der Nacht, begab die Frau von Montespan sich ganz in der Stille, ohne Bedienung, und in der Frau von Maintenon ihrer Kutsche, in die Kirche; eine Vorsicht, die man nöthig hielt, dem Aergernisse vorzubauen, das eine Andacht gegeben haben würde; die, wenn sie vor den Augen der ganzen Welt angestellet worden wäre, für einen Vorläufer einer Entehrung der heiligen Stätte, oder für das Spiel einer Häucheley würde angesehen worden seyn. So weit bringts ein ruchloses Leben! An ihm wird selbst das Gute böse und verwerflich.

Die Frau von Montespan zerfloß in Thränen, als sie aus der Kirche gieng. Sie schickete nach dem Herrn Bossüet, damaligen Lehrmeister des Dauphins, Bischofes von London. Sie erzählete ihm den ganzen Verlauf der Sache, und bekannte,

daß der Missionar ihr ihren gegenwärtigen Zustand auf das äußerste verhaßt gemachet, und sie durch die Drohungen der göttlichen Rache so sehr erschüttert habe; daß sie fest entschlossen sey, den Hof zu verlassen, und den Rest ihrer Tage zur Buße für die verstrichenen anzuwenden. Sie ersuchete ihn, ihren Entschluß dem Könige zu hinterbringen. Der Herr Bossüet billigte denselben, stellete ihr mit vielem Wortgepränge die Größe des Ruhmes bey den Menschen, und des Verdienstes bey Gott vor, und versprach, den König zu vermögen, daß er sich ihrem Entschlusse nicht widersetzte. Es begegnete ihm die Frau von Maintenon unter Weges, der erzählete er, was der Pater Lecuyer für Wunderwerke verrichtet hätte. Allein, die Frau von Maintenon fragete ihn: ob er, als ein Mann, der das menschliche Herz so wohl kannte, sich wohl einbilden könnte, daß eine so andächtige Laune lange Bestand haben werde? Dafür kann ich nicht stehen, antwortete der Bischof. Unterdessen gewinnt man doch wenigstens ein Paar Wochen mehr für den lieben Gott, und etliche Sünden weniger für den Teufel. Ach! versetzete die Frau von Maintenon, verzeihen mir Eure Hochwürden. Nicht sowohl mit dem Leibe erzürnet man Gott, als mit den sündlichen Lüsten.

Kaum hatte die Frau von Maintenon den Fuß in das Zimmer der Frau von Montespan gesetzet, als diese ihr mit offenen Armen entgegen eilte, und sie mit diesen Worten anredete: „Endlich ein„mal werden Sie mit mir zufrieden seyn! Morgen „reise ich von hier ab. Ich nehme nicht Abschied,

„ich

„ich nehme auch keinen Abschiedsbesuch an, und mei-
„nen Hingang wird keine sonderliche Reue begleiten.„

Eine Fromme von der gemeinen Art, würde ein solches Vorhaben mit einer angenommenen Mine von Gottesfurcht gebilliget, und zugleich die Ausführung desselben gehindert haben. Aus Eitelkeit würde sie auf ihre Frau gescholten, und dennoch aus Eigennutz ihre Liebeshändel dabey befördert haben. Aber die Frau von **Maintenon**, deren Glück noch von dem Schicksale der Frau von **Montespan** abhieng, bezeigete durch ihre standhaften Rathschläge, daß ihre Abneigung von dem Hofleben ungehäuchelt, ihre Treue gegen den König uneigennützig, und ihre Gleichgültigkeit gegen diejenige Gunst außerordentlich wäre, die sie sich durch eben diejenigen Tugenden erworben hatte, welche andere darum zu bringen pflegen.

Sie befestigte die Frau von **Montespan** in ihrem Vorhaben, und brachte die Nacht bey ihr zu: es sey nun, sie durch die Gebothe des Christenthumes von dem Hofe los zu reißen; oder auch nur durch die Bewegungsgründe der Ehre, sie zu Ausführung ihres Vorsatzes anzuhalten. Weinete die Frau von **Montespan**, so warf ihr die Frau von **Maintenon**, der dergleichen Thränen verdächtig vorkamen, Blicke zu, die sie beschämten. Sie versprach ihr beyzustehen, und sie nicht zu verlassen. Sie ermunterte sie, Gott anzurufen, daß er ihr die Kraft verliehe, dieses Opfer zu vollbringen; ein Opfer, das ihr bald gering und leicht deuchte, bald

groß

groß und schwer vorkam; nachdem die verschiedenen Regungen das wankelbare Gemüth umhertrieben, welches sie sich unterwürfig machen wollte.

Wer die Frau von Maintenon in der Nähe kannte, der konnte keinen Verdacht auf sie werfen, als ob sie hierunter verdeckte Ränke spielte, oder den Verlust ihres Ansehens bedauerte, oder mit einem angenommenen Muthe sich in die Zeiten schickte. Schon seit geraumer Zeit hatten ihre Freunde sich deswegen über sie beschweret, daß sie diesem tugendhaften Herzen aus der alten Welt nicht hatten beybringen können: daß ein solcher Umgang dem Ruhme eines Fürsten unschädlich, dem Volke vortheilhaft, und dem Frauenzimmer leicht zu verzeihen sey. Die Frau von Montespan hatte ihr Schuld gegeben, sie hätte oftmals geheime Zusammenkünfte angestellet, nicht sowohl in der Absicht, durch ihre witzige Unterredung sie zu vergnügen, als vielmehr ihr durch die Gegenwart einer Tugend, Ekel vor Vergnügungen von einer geringern Art beyzubringen; und ihrer Freyheit durch die Gegenwart einer Tugend Zwang anzuthun, die zwar eben nicht finster und mürrisch, gleichwohl aber ernsthaft wäre. Der Abt Gobelin wußte, wie sehr und wie oft die Frau von Maintenon auch über die unschuldigsten Gefälligkeiten geseufzet hatte; und daß sie zwanzig Geistliche hielte, die alle Tage bey der Messe, in ihrem Gebethe die Bekehrung des Königes und der Frau von Montespan Gott anbefehlen mußten; die dann dafür ein Gehalt von ihr bekamen. Damals stif-

teten

teten fromme Leute andächtige Verbindungen wider die Maitressen. Sie schrieben der Inbrunst ihres Gebethes die Bekehrung der la Valliere zu; und sehneten sich nach dem Glücke, auch über die Frau von Montespan zu triumphiren, die doch ungleich mehr zu gedachter Bekehrung beygetragen hatte, als jener Andacht. Sie wünscheten sich ein solches Glück um so viel mehr, da die lang anhaltende kindische Gemüthsart der Frau von Montespan, ihrer Wünsche und ihrer Anschläge gleichsam zu spotten schien. Die Nonnen opferten dem Herrn ihre Keuschheit auf, um nur dafür die Verbannung eines ehebrecherischen Weibes zu erhalten. Andächtige Schwestern, die die große Einbildung von ihrem Christenthume aufblähete, und die sich um so viel mehr mit anderer Leute Vergehungen beschäfftigten, je weniger sie an die ihrigen gedachten, diese casteyeten sich mit wüllnen und härnen Hemden, für fremde Sünden; und ihre Buße begleitete alle die Strenge eines Stolzes, der für fremde Sünden büßet. Manche unternahmen in der Absicht lange Wallfahrten, andere gaben reichliche Almosen. Ueberall hörte man Gebether, man sah fasten und sich geißeln. Andere legten sich selbst Buße auf; nicht, damit der König von Frankreich seine Nachbarn in Friede und Ruhe ließe; nicht, damit er die Auflagen verminderte; nicht, damit er sich selbst nach den Gesetzen hielte; nicht, damit er dem Parlamente, das ihm entwandte Recht *), die königlichen Befehle auf einige

*) Man hatte ihm dieses Recht durch die Befehle von den Jahren 1667 und 1699 genommen.

nige Zeit zu hemmen, wieder zurück gäbe: sondern nur, damit er eine Frau abdanken möchte. Ja selbst zu Quebec *) ließ man Messen lesen, für Sünden, die zu Paris begangen wurden; gleich, als ob die Gebethe aus der neuen Welt Gott angenehmer wären, als die aus der alten. Andre Völker verfolgen und bestürmen die Kebsweiber ihrer Fürsten, durch Empörungen und Verwünschungen. Nur der Franzos allein rächet sich an ihnen mit Stachelgedichten und Fürbitten bey Gott. Daher kömmt es auch, daß unsre Könige unser Murren, nie ohne Merkmaale unserer Liebe gegen sie, erfahren haben.

Der Herr **Bossüet** gieng indessen zum Könige, und meldete ihm, daß die Frau **von Montespan**, die sich zeither so sehr über die Strenge ihrer Beichtväter beschweret hätte, nun bald über ihre Gelindigkeit klagen würde. Sie hätte eben itzo einen Ausspruch wider sich selbst gethan, an dessen Richtigkeit zu zweifeln, die Casuisten sich ganz kein Bedenken gemachet hätten; daß nämlich ihre erste und nöthigste Pflicht sey, sich vom Hofe zu entfernen. Endlich meldete er, daß sie Seine Majestät auf das beweglichste ersuchte, ihren Entschluß genehm zu halten, sie selbst gänzlich aus den Gedanken zu lassen; und vor allen Dingen weiter nicht ein Herz in Versuchung zu führen, das die Gnade zwar gerühret, aber noch nicht völlig bezwungen hätte.

Bossüet galt bey **Ludewigen** gar viel. Sowohl der glückliche Fortgang des Unterrichtes, den er dessen Prinzen gab, als auch sein Eifer in Bekehrung

*) Mem. Mstes d'Hebert.

kehrung der Ketzer, hatte ihn in großes Ansehen beym Könige gesetzt. Es war einer von denen seltenen Männern, deren Person und Gegenwart ihren Ruhm nicht schmälert. Allezeit that sich an ihm der Blick und die Stimme eines Bothschafters des lebendigen Gottes hervor. Der so schleunige Abzug der Frau von Montespan gieng dem Könige zu Herzen, und kostete ihn einige Thränen. Der Bischof stellte sich, als sähe er diese Regung der Schwäche des Königes, für den Augenblick der Wiederkehr seiner Großmuth an. Er führete ihm demnach zu Gemüthe: daß eine unordentliche Aufführung die guten Sitten vertilge, und die Religion aufhöbe. „Ach, Sire! fügete er hinzu, was für ein Bey„spiel geben Sie Ihrem Dauphin? Was können „alle meine Ermahnungen bey einem Sohne fruch„ten, der seinen Vater in einem öffentlichen Ehebru„che sicher leben sieht; der mit ansehen muß, daß „man der Königinn mehr Ehrenbezeugungen nicht „übrig gelassen hat, als die der Wohlstand ihr nicht „entziehen kann; der da sieht, wie die Frau von „Montespan dagegen angebethet wird; wie man „überall die Tugend verachtet, wie die Beförderer „und die Werkzeuge ihrer Lüste weit mehr zu sa„gen haben, als deren Staatsräthe. Das Wohl „ihrer Unterthanen steht in ihren Händen. Sie sind „das Muster des Hofes, der Hof ist das Muster der „Hauptstadt; und diese ist es endlich für das ganze „Land. Eure Majestät werden dem Uebel steuren, „wenn sie es zu hassen anfangen, weil sie versichert „seyn können, daß man ihnen nachahmen werde.„

Der König sah die Richtigkeit dieser Vorstellungen ein, und gab dem Prälaten mit einem Seufzer zu erkennen, daß er also wohl einsähe, wie viel Ausschweifungen er einzustellen habe: daß er der Frau von Montespan die Sorge für ihr Betragen gänzlich anheim stellen wolle, und daß ihm weiter nichts mangele, als ein Anführer, der auch ihn auf den Weg des Heils brächte.

Der Bischof hinterbrachte diese Erklärung der Frau von Montespan, die eine so leicht zugestandene Einwilligung darum gar sehr verdroß, weil sie sich einer abschlägigen Antwort versehen hatte. Gern hätte sie den Prälaten gefraget, ob der König denn ganz ohne Ueberwindung ihr Suchen zugestanden habe? ob er nicht Zeichen eines erweichten Herzens von sich blicken lassen? ob er sich nicht gestellet, als hoffte er noch, sie würde ihren Entschluß aufgeben? Doch, sie getraute sich nicht, eine so strafbare Neugierigkeit bloß zu geben. Wider ihren Willen erstickte sie Regungen, die sie zu gleicher Zeit verdammte und innig liebete. Sie weinete zu einer Zeit über begangene Sünden; da es ihr nahe gieng, daß sie auf andere Verzicht thun mußte, zu deren Genusse sie sich nur noch kurz vorher Hoffnung machen konnte. Die Verzweiflung mengete in ihrem Gemüthe Schwachheit und Andacht unter einander. Sie gelobete Gott an, ihm treu zu seyn; und murrete wider ihn, weil der König gegen sie entweder unempfindlich, oder veränderlich wäre.

Die Frau von Maintenon und Herr Bossuet sahen sich unter einander ganz bestürzt und beschämt

an,

an. Es befremdete sie, daß das Laster noch so viel Reizungen über ein Herz hatte, das die Tugend ihre Stimme hatte hören lassen. Um die Wette ermahnten sie die Frau von Montespan, ihre Gelübde dem Höchsten zu bezahlen; da sie dafür hielten, daß es zuweilen gleich viel sey, auf was Art und Weise etwas Gutes geschehe, wenn es nur geschieht: so stellten sie ihr bald die Freude der Engel über ihre Bekehrung, bald das Jauchzen der Menschen bey ihrer Entfernung von der Welt vor. Das Klostergelübde der Frau la Valliere sageten sie, schreibt man einer Eifersucht, einem Misvergnügen zu; Ihres aber, gnädige Frau, wird bloß der lautern Tugend zugeschrieben werden. Der König dankete die Valliere ab: Sie aber geben den König von selbsten auf. Nachdem sie ihn unglücklicher Weise beherrschet haben, ist ihnen weiter nichts mehr übrig, als der Ruhm, ihm zu entsagen. Das waren entscheidende Gründe für ein Frauenzimmer, die in einem Alter von 33 Jahren noch so kindisch war, daß sie sich, für alle ihre angethane Kränkung, mit einer kleinen Kutsche von durchbrochener Silberarbeit (Filogran) mit sechs Mäusen bespannet, abspeisen ließ.

Der Schlaf kühlete diese fliegende Andachtshitze, die der Frau von Montespan wider ihren Willen aufgestiegen war, gar sehr ab. Als bekehrt legete sie sich nieder; als unwiedergebohren stund sie wieder auf. Umsonst machete ihre Kammerfrau, die schon gebeichtet hatte, sie munter. Es war kaum Tag, und dennoch klagete sie schon über

unaussprechliche Mattigkeit. Sie nannte es eine unerhörte Grausamkeit, daß man ihr auch nicht einen Augenblick Ruhe verstattete. Sie stieß tief geholte Seufzer aus, und beschloß sie mit der Versicherung: „Nun sollst du es sehen, lieber Gott, „wie sehr ich dich lieb haben will!

Der Frau von Maintenon hatte es geahnet, daß ihre Abreise eben so langsam vor sich gehen würde, als ihr Entschluß übereilt gewesen war. Deswegen hatte sie alles zur Abreise bey Zeiten angeordnet. Den Bedienten hatte man anbefohlen, sich reisefertig zu halten. Die Pferde stunden vor dem Wagen. War denn nun kein Vorwand zum Aufschube mehr übrig? In diesen letzten Augenblicken warf die Frau von Montespan einen starren Blick auf das Bett, welches ihr Sünden zu Gemüthe führte, die sie gerne gehasset hätte, wenn sie nur gekonnt hätte. Mein Gott, sagete sie, soll und muß ich denn dieses Land auf immer und ewig verlassen! Sie thun ihm viel Ehre an, erwiederte die Frau von Maintenon, daß sie dessen Verlust beseufzen.

Indessen kleidete man sich an. Sie schalt die Kammerfrauen schon mit der bittern Stimme einer Bethschwester. Man machet schon Entwürfe, wie man Fontevrault ausputzen will: man giebt zu verstehen, daß es doch etwas hartes sey, die Vollendung des Schloßbaues zu Versailles nicht mit ansehen zu können. Die Uebungen der Buße unterbricht man mit geheimen Klagen, über die göttliche Gnade, die ihre Zeit so übel wählet. Niemals ist

man so liebenswürdig gewesen, als eben itzo. Niemals ist man so sehr geliebet worden, ja niemals hat man selbst so inbrünstig geliebet. Es gienge noch hin, wenn man gewiß seyn könnte, daß der König bey dem ersten Eindrucke seiner Reue beharren würde. Aber läßt es sich wohl dazu an, daß ein Mann von seinen Jahren, Gott über alles lieben werde? Man sieht ihn schon euren Liebesbeuten nachjagen; und eine Frau auftreiben, die ohne Bedenken ihm ihre ersten Gunstbezeugungen, und die folgenden ohne Gewissensangst zugesteht. Man sieht schon, wie er sie mit Begnadigungen und Ehrenvorzügen überhäufet, welche man noch mehr bedauret, als den Liebhaber, aus dessen Hand man sie erhalten hatte. Umsonst that die Frau von **Maintenon** die Vorstellung: „Was ihr denn daran gelegen sey, wer nach ihr die„ses Zimmer einnehmen werde; da sie es nicht be„halten könne?„ Man beantwortete es gleich mit den Worten: **Man sieht es wohl, daß Sie nie einen König, ja nicht einmal eine Mannsperson geliebet haben.**

So gieng die Frau von **Montespan** ab, und die von **Maintenon** blieb, auf jener Ansuchen, bey Hofe, um die nöthigen Maaßregeln für die Abreise der Prinzen zu nehmen; deren Erziehung ihre Mutter von nun an selbst übernehmen wollte.

Indessen ließen die Hofleute des Morgens sich erkundigen, wie die Gebietherinn sich befände. Aber sie war schon zu Paris, zu eben der Zeit, da ein ungestümer Haufen sich erkundigte, wie sie die Nacht zugebracht hätte. Theils waren es Leute, die mit

Vertröstung auf ihren Schutz, für die Auswirkung eines Befehls, schon die Hälfte der Belohnung zum Voraus bekommen hatten. Neugierige, die auf das erste Gerücht von einer Begebenheit alsbald zulaufen, und das Geheimniß davon wissen wollen. Diesen allen sagete man mit einem betrübten Gesichte: die Frau von Montespan wäre plötzlich nach Paris verreiset. In einem Augenblicke nahm der Haufen, der sogleich nur eine einzige Gesichtsbildung gehabt hatte, unterschiedliche Gestalten an. Einige legeten ihre Freude darüber ungescheut an den Tag. Andere hielten damit zurück, in Hoffnung einer Versöhnung. Andere stelleten sich, als gienge ihnen dieser Unfall zu Herzen; andere verhöleten ihre Betrübniß, weil sie sich schämeten, über eine Verwiesene Leid zu tragen. Einige sahen sich bestürzt unter einander an: gleich, als ob sie sich wechselsweise befrageten, ob sie sich freuen oder betrüben sollten? Die meisten nahmen ein ernsthaftes und zweydeutiges Gesicht an; es war ihnen aber dabey dennoch bange, daß nicht ihr gezwungenes Wesen zum Verräther würde. Alle giengen endlich zweifelhaft davon, ob sie auch behutsam genug gewesen; und bekümmert, ob sie es nicht wohl gar zu sehr möchten gewesen seyn?

So bald die Sache ruchtbar worden, ward verschiedentlich davon gesprochen. Die Günstlinge des Hofes maßen die Entfernung der Frau von Montespan einer verliebten Zwistigkeit bey. Die Frommen wollten behaupten, sie wäre durch die Fastenpredigten gerühret worden. Einige wollten den Grund

davon

davon in des Königes Achtung gegen die Vorurtheile finden. Aber der Pöbel nannte diese Begebenheit ohne Umschweif eine gänzliche Ungnade. Man erkundigte sich begierig bey der Frau von Maintenon nach der Ursache; bekam aber von ihr mehr nichts, als unbestimmte Bescheide; die die Ungewißheit nur vermehrten, und die Neugier reizten. Die Herzoginn von Richelieu, der die Sünden ihrer Freundinn so einträglich gewesen waren, konnte sich gar nicht zufrieden geben; daß diese dieselben aufgegeben hatte. „Sie hätte nur da bleiben sollen, „sagete sie: wir wollten sie schon, auch ohne euer „Paris, und ohne euren Pater Lecuyer bekehret „haben.„Diese Herzoginn ließ sich von ihrem Stolze und dem Abte Gobelin regieren; brachte aber beyder Eingebungen damit zur Eintracht, daß sie eines Theils die Geliebte des Königes beschwor, endlich einmal einen Muth zu fassen; andern Theils aber Ludewigen Gelegenheiten verschaffte, da es ihr unmöglich fiel, nicht schwach zu seyn. Doch hätte sie gern eine solche Gebietherinn für den König gehabt, die ihm nie die Herrschaft zugestanden hätte.

Die Frau von Maintenon erstickete so schändliche Regungen. „Es kömmt nicht darauf an, sage„te sie, daß man durch die von Montespan herr„sche, sondern darauf, daß niemand nach ihr herr„sche. Lassen Sie mich nur sie bekehren! Wer„den Sie mich aber böse machen, so will ich Sie „selbst bekehren.„ Die Frau von Richelieu gab mit Erstaunen der Uebermacht nach, die man sich

über sie anmaßte; über sie, die doch so gebietherisch, so unumschränkt über die Herzen zu herrschen gewohnt war, daß sie den Richelieu, auch wider Mazarins, der Königinn Anne von Oesterreich, und der Herzoginn von Aiguillon Willen, geheurathet; die Würde einer Staatsdame bey der Königinn, auch wider dieser ihren Willen, erhalten, und sich beym Könige, ihrer vergangenen Fehler, und gegenwärtigen Willigkeit ungeachtet, in Gunst gesetzet hatte.

Zweytes Hauptstück.

Wie der König zur Frau von Maintenon eine Neigung bekommen habe.

Sie waren noch in der Unterredung begriffen, als der König die Frau von Maintenon zu sich fodern ließ. Er zweifelte gar nicht, die von Montespan würde ihre letzten Gedanken ihr anvertrauet haben. Frau von Maintenon sprach mit ihm von der Montespan, von Gott, und von des Königes Pflichten, sowohl gegen seine Unterthanen, als gegen sich selbst. Das that sie mit allem dem gebietherischen Anstande, mit welchem eine Tugend Herzen fesselt, von deren Aufrichtigkeit sie durch die Uneigennützigkeit gerechtfertiget wird. Eben damit stürzte sie ihr eigen Ansehen, daß sie ihr Misfallen an seiner Liebe zu erkennen gab. Ketten verbanden die Frau von Montespan mit dem Hofe; aber nur ein Faden verband die von Maintenon mit diesen Ketten.

Doch es sey nun, daß diese Gunst einer Geliebten, wegen des Argwohnes einer Nachsicht, dem ihr Amt sie aussetzete; oder daß ihre damaligen Glücksumstände ihr einen angenehmen Aufenthalt zu Paris versprachen, ihr den Entschluß dem Hofleben zu entsagen, erleichterten; oder daß sie noch andere Bewegungsgründe dazu vermocht haben, die

eben so edelmüthig, und noch viel lauterer können gewesen seyn: so ließ sie sich doch allezeit von den Entzückungen der Andacht dahin reißen, und gieng eher nicht von dem Könige weg; als bis er ihr zugesaget hatte, die von Montespan nicht wieder nach Hofe zurück zu berufen. Aber, sagete Ludwig in seiner Betrübniß, sie liebt mich ja, und ich liebe sie auch noch. „Wollten Sie wohl, Sire, antwortete die von Maintenon, wenn Sie sie wirklich liebeten, sie in Schande, und in ihr ewiges Verderben bringen? Der gute Namen „geht über alle Ihre Schätze. Sire, die „ganze Welt gilt gegen eine Seele nichts. „Hätte sie Eure Majestät je wahrhaftig geliebt, so würde sie ja dieselben nicht verführet „haben. Ist die Liebe nicht eine Tugend, „so ist sie das schändlichste unter allen Lastern.„

Unterdessen, da sie so sprach, hatte sich der König mit dem Arme auf einen Kamin gelehnt, und hörte ihr mit einer Aufmerksamkeit zu, welche die Wahrheit locket, ihre Stimme unerschrocken hören zu lassen. Die von Maintenon machete sich diesen glücklichen Augenblick zu Nutze, und sagete zum Könige: Unfehlbar ist es mir erlaubt, mich meiner Freundinn anzunehmen. Aber meinem Könige Rath und Maaße zu geben, steht mir nicht frey. Sollte aber gleichwohl doch = = = hiebey hielt sie inne, und suchete in dem Blicke des Königes die Vergebung ihrer Dreistigkeit, und die Erlaubniß, eine neue zu begehen.

gehen. Der König versicherte sie, daß sie alles sagen dürfte, was sie auf ihrem Herzen hätte; und daß er gar zu wohl wisse, wie sehr sie von ihm eingenommen sey, als daß ihn etwas beleidigen könnte, das von ihr käme. „Könnten also, fuhr sie fort, „die Wohlthaten, womit Eure Majestät mich überhäufet haben, mich berechtigen, denenselben meine Erkenntlichkeit durch Ertheilung einer höchstwichtigen Nachricht an den Tag zu legen: so würde ich Ihnen melden, daß Weiberliebe den Ruhm „der Fürsten beflecke; daß seinem Nächsten sein „Weib zu entführen, eine Ungerechtigkeit sey, die „die Gesetze in der ganzen Welt bestrafen; aber daß „das ein Verbrechen sey, das noch zur Zeit keinen „Namen hat, wenn der Landesherr seinem Unterthan „sein Weib raubt.„ Wohlan denn, antwortete der König: was sie da sagen, ist allzuwahr, als daß es mich beleidigen könnte. Ich habe zu sehr, als ein unumschränkter Herr geliebet. Ich habe mein Ansehen zu weit getrieben. Es war niederträchtig, mir dasselbe zu Nutze zu machen; und unbillig, solches zu misbrauchen. Nunmehr werde ich es inne: ich sehe es ein, und schäme mich dessen. Aber das alles habe ich fast wider Willen gethan. Meine Liebe war zu heftig; ich war nicht mehr meiner mächtig. Ohne Herr von mir zu seyn, habe ich andere zu sehr überzeuget, daß ich ihr Herr wäre. So gehts, wenn man sich selbst in die mißliche Verfassung stürzet, daß man Fehler auf Fehler begehen muß. In der That, Sire, versetzete die von Maintenon, sie klagen sich selbst mit so vie-

ler Aufrichtigkeit an, daß nun nichts mehr übrig ist, als Sie ihren eigenen Betrachtungen zu überlassen. Aber bedenken Eure Majestät wohl, daß sie nunmehr frey sind. Lassen sie der Frau von Montespan, ich bitte Sie um Gottes Willen, den ihr noch übrigen doppelten Trost; die Thränen, die allein vermögend sind, sie mit Gott wieder auszusöhnen, und eine freywillige Zuflucht zur Einsamkeit, als welche sie allein in die gute Meynung der Menschen wieder einsetzen kann. Machen Sie dem Höchsten ein Herz nicht streitig, das er Ihnen misgönnt, und raubet. Hören Sie auf, ein ansteckendes Beyspiel eines in Lüsten versunkenen und zügellosen Lebens zu geben; ein Beyspiel, das unser Geschlecht im Grunde verderbt, und das Ihrige mit Niederträchtigkeit anfüllet. Es wird einmal die Zeit kommen, da langwierige Gewissensangst auf ein kurzes Vergnügen folgen wird. Wenden Sie einmal den Carmeliterinnen einen Blick zu; und sehen Sie es mit an, wenn man bey ihnen dergleichen Ausschweifungen büßet.

Man konnte der Frau von Maintenon nicht widerstehen. Ertappte sie zuweilen die von Montespan in einem Vergehen: so bath diese jene nur still zu schweigen; und damit wollte sie der bezaubernden Kraft ihrer Beredsamkeit entgehen. Aber in einem Augenblicke darauf, bath sie sie inständig, nur zu sprechen; um der unerträglichen Marter ei-

nes

nes noch viel beredtern Stillschweigens los zu werden. Manche Leute möchten die von Maintenon gar zu gern, als eine über die Maaße andächtige Bethschwester, als eine bis zum Ekel mit ihrer Sittsamkeit sich zierende Närrinn, mit einem Schleyer auf dem Haupte, einer Ruthe in der Hand, und einer Larve vorm Gesichte, abmalen; bald mit niedergeschlagenen, bald mit erhabenen Augen, die wechselsweise an der Erde, und am Himmel kleben. Lauter Dorfbegriffe! Aber Ludewig würde die Wahrheit von lächerlichen Lippen gewiß nicht angenommen haben; Ludewig, der in Feinheit des Geschmackes alle andere Menschen übertraf; und der mehr als sonst jemand gewohnt war, Schmäucheleyen anzuhören. Die Frau von Maintenon verstund sich vortrefflich auf die Wahl der Augenblicke, in welchen die Wahrheit gefallen kann; sie wußte sie auch in Worte von Seide einzukleiden: daß ich mich eines Ausdruckes der Parisatis bediene *). Eine überaus angenehme Stimme, ein einnehmender Klang, eine heitere und lächelnde Stirne, eine den schönsten Händen angebohrne natürliche Beredsamkeit, in deren Wendungen die feurigen Augen, die muntern Bewegungen einer edlen Leibesgestalt, die bey allem ihren Ungezwungenen, dennoch so majestätisch und regelmäßig war, daß sie auch die schönsten am ganzen Hofe **) verdunkelte: kurz, alles dieses beförderte die Ueberzeugung

*) Das war eine Königinn von Persien.
**) Mst. de Madame de Bouju.

zeugung. Ihre vollkommene Kenntniß des menschlichen Herzens, die bey ihr eine Frucht des Forschens in ihrem eigenen war, hielt die jähen Sprünge ihres freyen Witzes im Zaume; und zeigte ihr die Augenblicke an, wenn sie ihnen den Zügel schießen lassen, und wenn sie ihn wieder anhalten sollte. Das Fräulein d'Armagnac, die Marquisinn d'Havrincourt, die Frau de la Lande, das Fräulein d'Aumale, versichern noch heut zu Tage: daß, wer sie sah, die Gratien zu sehen, und wer sie hörete, die Weisheit selbst zu hören geglaubet habe. Und gleichwohl haben diese Damen sie nur in ihren letzten Jahren gekannt.

Ludwig gerieth außer sich, als er sah, daß die Tugend eben diejenigen Reizungen anwendete, ihn zu Gott zu leiten; welche das Laster angewendet hatte, ihn von Gott abzuziehen. Er verlängerte deswegen ein Gespräch, bey welchem er das Vergnügen genoß, die anziehende Schönheit einer Frau vor Augen zu haben, welche durch ihre Anmuth ihm die übrigen Frauen insgesamt verekelte. Es dünkete ihm was leichtes zu seyn, derjenigen, die ihm zu gefallen anfieng, zu schwören: er wolle einer andern entsagen, die ihm so lange gefallen hatte. Es dünkete ihm eine rechte Wollust zu seyn, die bezaubernde, und dem Anscheine nach so liebenswürdige Sünde mit einer Frau zu begehen, die sie so häßlich und so scheußlich vorstellete. Alle seine Lüste neigeten sich derjenigen zu, die sie vertilgen wollte. Er hatte über eine Jungfrau gesieget, und sich damit glücklich geschätzet. Er hatte ein buhlerisches Eheweib

bezwun-

bezwungen, und das kützelte ihn noch. Nun war nichts mehr übrig, als eine Philosophinn zu gewinnen, die ihn nicht einmal würdigte, ihn zum Kampfe aufzufodern. Das war in seinen Augen sein größtes Glück. Ist die Liebe anders nichts, als Neigung: so wirft man sie sich selbst als Schwachheit vor. Ist sie aber eine Empörung aufgebrachter Leidenschaften wider diejenige Hand, die sie in den Banden hält: so wird sie über sich selbst stolz, und betrachtet sie als eine großmüthige Regung. Christine verachtete die Ehre, über das Herz eines Königes zu herrschen; sie verließ ihren Thron, und die schöne von Sparre*), und gieng nach Braband, den Besieger von Rocroy aufzusuchen; ob sie gleich versichert war, daß der Prinz Conde das Kriegshandwerk zu sehr trieb, als daß er sich auf die Kunst zu lieben verstehen sollte. Ludwig sah nunmehr die von Montespan für eine Frau an, die nicht empfindlicher wäre, als ihre Docke; und die sich eben so leicht, als diese, durch beygebrachte fremde Bewegungen treiben ließe. Aber in der von Maintenon fand er eine Amazoninn, deren Stolz gedemüthiget werden muß. Eine für ihn neue Empfindung lehrete ihn, daß für Herzen, die die Lüste schon abgenutzet haben, noch eine Wolluft übrig wäre, die allen andern die Wage hielte; nämlich die Wolluft, die Tugend zu bezwingen und zu entheiligen.

„Ich muß also, sagete er seufzend, mich entschließen, die beyden Personen, die ich am meisten liebe, nicht weiter zu sehen!„ Doch fügete er hinzu, daß er sich Hoffnung machete, sie wenigstens würde

*) Das war ihr Staatsfräulein.

würde bey seinen Kindern bleiben; und daß der Abt Gobelin den Ausspruch thun würde, daß ihre Mutter, sich an ihren Kindern, wenn sie dieselben erziehen sollte, mehr versündigen würde; als sie zu der Zeit gethan, da sie selbige gebohren hätte.

Die von Maintenon gleitete hurtig und stillschweigend über den ersten Theil dieser Rede hin; als welchen sie der Gewohnheit des Königes beymessen konnte, den Damen nur Artigkeiten vorzusagen. Auf den andern Theil aber antwortete sie so, daß sie sagete: Ihr Misfallen am Hofleben rühre von zwoen Ursachen her: die eine sey ihr Abscheu an dem Lande der Ungerechtigkeit, in welchem der Herr der einzige ehrliche Mann wäre; die andere sey dasjenige Gemeng von Achtung und Verachtung, von Liebe und Hasse, von Zutrauen und Mistrauen, mit welchem die Frau von Montespan ihr begegne. Ihr Aufenthalt zu Paris würde ihren Klagen über das erstere ein Stillschweigen auflegen; aber das zweyte könne die Frau von Montespan außer Zweifel setzen. Man müsse es demnach erwarten, ob ihre Andacht, ihre Gemüthsart bessern, und sie belehren würde: daß es nicht unanständiger und strafbarer sey, zu lasterhaften Gefälligkeiten gegen seine Obern sich herab zulassen; als seinen Untergebenen und Freundinnen, mit Stolze, Eigensinne und Härte zu begegnen.

Der König gieng alles ein, was man verlangete: weil er sich genöthiget sah, seine wahren Gedanken zu verbergen. Aber ganz gewiß setzete er sich vor, solche Maaßregeln zu nehmen, daß ihm weder die von Montespan, noch die von Maintenon

ent-

entgienge. Die eine wollte er dafür züchtigen, daß sie ihm den Dienst aufgesaget hatte; die andere dafür, daß sie ihn gezwungen hatte, in jener Entfernung einzuwilligen. Jene war eine Widerspänstige, die mußte wieder zum Gehorsam gebracht werden; diese war eine Unabhängliche, der mußte das Joch aufgeleget werden. Jene erweckete zuweilen bey ihm Mitleiden; diese nöthigte ihm allezeit Bewunderung ab: und beyde macheten bey ihm die Begierden rege, welche zu zähmen, er Gott angelobete.

Auf diese Weise beförderte die Tugend das erstaunend große Glück, dazu die Dürftigkeit den Grund geleget hatte. Auf diese Weise verbanden eben diejenigen Maaßregeln, die Frau von Maintenon mit dem Hofe, mit dem ihr gehässigen Hofe, die ihrer Anstalt und Erwartung gemäß, sie von demselben entfernen sollten. Wer nicht bey Hofe ist, der wird sich schwerlich bereden können, daß ein solcher Ekel am Hofleben in der Wahrheit gegründet sey. Bevor man aber einen entscheidenden Ausspruch darüber thut, erkundige man sich erst bey den Hofleuten, was sie vom Hofe sagen.

Weil der König nun von Tage zu Tage mehr auf sie erpicht ward; so unterließ er nichts, ihr den Aufenthalt bey Hofe beliebt zu machen. Mit inbrünstigen und anhaltenden Versicherungen einer unverbrüchlichen Treue huldigte er gleichsam diesem Herzen ohne falsch, welches neu genug für ihn war, um ihm sehr zu gefallen; und liebenswürdig genug, um ihm lange Zeit zu gefallen. So bald die Hochachtung ihm die Hoffnung, sie zu verführen, benommen hatte: so verrat der bloße Gedan-

ken,

ken ihre Tugend in Versuchung zu führen, und das Vergnügen sie zu sehen, die Stelle aller andern Ergetzungen. Seine Zuneigung nahm in der Stille zu, und brach durch anders nichts, als durch diejenige Ehrfurcht aus, die an einem Liebhaber selten, und an einem Könige zu furchtsam ist. Das trieb er so lange, als er das Joch der Ehe tragen mußte: bis er von demselben frey geworden, und sein Herz und seine Hand derjenigen anbiethen konnte; zu deren Genusse zu gelangen, er sich anfänglich zwar wünschete, nach der Zeit aber fast verzweifelte. Das machete, ihre Standhaftigkeit hatte ihn überführet, daß sie weit über alle Schwachheiten hinaus wäre, und ihre Demuth war ihm ein Bürge, daß alle Hoheiten zu niedrig für sie wären.

Wann die Frau von **Maintenon** zuweilen diese Folge von Begebenheiten bey sich überdachte; die sie auf eine Staffel der Ehren geführet hatten, von welcher selbige sie natürlicher Weise hätten ausschließen sollen; wann sie erwog, wie die Sittsamkeit sie durch Mittel erhoben hatte, welche die Klugheit verbannet haben würde; wann sie sah, daß eben das Bestreben sich vom Hofe los zu reißen, sie an den Thron angekettelt habe: so wird sie unfehlbar ausgerufen haben: O! die glückliche Tugend! Wann sie aber dagegen bedacht, daß die strafbare Fruchtbarkeit der Frau von **Montespan**, das erste Glied an dieser ihrer Kette gewesen sey, eine Fruchtbarkeit, die sie ungescheut gemisbilliget hatte, die aber dennoch ihr so vortheilhaftig geworden war; wird sie nicht heimlich gedacht haben: O die glückliche Sünde!

Drit-

Drittes Hauptstück.

Ränke der Scheinheiligen. Unruhen der Hofleute.

Der König gab den schwankenden Gerüchten, die sich von der neuen eingezogenen Lebensart der Frau von Montespan ausgebreitet hatten, den Ausschlag. Er gieng zur Kirche; pries den Eifer der Missionarien, sprach vom Pater Lecuyer mit vielem Lobe, und sagete zu ihnen beym Beschlusse des Gottesdienstes: „Meine Her„ren, ich habe viel Vergehungen zu büßen. Ich „weis, ihr steht bey Gott in Gnaden, bittet demnach „für mich.„ Kaum hatten die Kopfhänger das weg, so frohlocketen sie über ihren Sieg; die rohen Weltmenschen wurden bestürzt und erzitterten: vernünftige Leute aber sahen ein, daß diese Bekehrung keinen Bestand haben würde. So viel Schönheiten annoch von der einen Seite; so gar wenig Verlangen darnach, von der andern; und das alles bloß um Gottes Willen! das war ein gezwungener Zustand.

Indessen nahm der Bischof von Condom die Glückwünschungen vom ganzen Hofe an. Die Ehre, ein zweyter St. Ambrosius zu seyn, lehnete er nur sehr schwach von sich ab. Der König gab ihm sein Verlangen zu erkennen, daß er gern zum Abendmahle gehen möchte; konnte aber mehr nicht, als

die Erlaubniß zu beichten, erhalten. Die Prediger wollten auch an seinem Ruhme Theil nehmen, und donnerten auf gut apostolisch wider die Huren und den Ehebruch los. Der König wohnete einstens einer scharfen Strafpredigt wider die Ruhmsucht und die Weiber bey. Als er nun zur Kirche wieder hinaus wollte, fragete er den Prinzen von Marsillac: was er zu der Predigt sagete, die er gehöret hätte? Sire, antwortete derselbe, ich sage, daß, " " " und stockete. Ich an meinem Theile bin ganz wohl damit zufrieden; fuhr Ludwig fort: O, ich auch! versetzete der andere.

Die Jesuiten, deren Eifer doch sonsten sehr bedächtig ist, thaten itzo den Mund so weit auf, daß es ließ, als ob ihr Eifer unbesonnen geworden wäre. Einer von ihnen erkühnete sich das Gleichniß vom Nathan, das er auslegete, auf den König zu deuten, und ihn zwanzigmal hinter einander mit dem Ausdrucke, tu es ille Vir! anzufahren. Der König fragete: was die Worte bedeuteten?*) Kein Mensch getraute sich, sie ihm zu erklären. Der eine sagete, er hätte sie nicht gehöret, der andere, er hätte das Latein vergessen. Der einzige Herzog von Montauzier sagete ihm: Sire, Sie sind derjenige Mann. Der König konnte die Regungen seines Unwillens darüber nicht bergen. Die Höflinge macheten

*) Man merke, daß dieß eben der große Ludewig ist, der in seiner Jugend den Cäsar ins Französische übersetzet haben soll.

macheten sich das zu Nutze. In ihrem Herzen sahen sie es freylich wohl gern, daß man dem Könige eine herbe Wahrheit gesaget hatte. Aber sie würden es sehr übel aufgenommen haben, wenn man sie für Leute angesehen hätte, die nicht auch über Wahrheiten böse werden könnten. Sie bemüheten sich also, den Groll des Königes wider diesen unbescheidenen Apostel noch mehr anzufeuren. Allein Ludewigen thaten die Ohren von den Vorwürfen der Frau von Maintenon noch wehe: und er war überdem ein Herr, der eine ganze Landschaft um eine Gelegenheit, seine Großmuth zu zeigen, dahin geben konnte. Er sagete also mehr nicht, als so viel: Der Mann hat das seinige gethan; laßt uns nun auch das unsrige thun.

Unterdessen befremdete es die Frau von Montespan sehr, daß sie sich zu Paris befand. Die Einsamkeit, die sie um sich her gewahr ward, erschreckete sie. Bald fragete sie sich, ob sie denn in der That den König verlassen hätte? Bald fragete sie sich, welche Zauberkraft sie auf den Entschluß hätte bringen können? Vom Könige hörete sie nichts, und hätte doch gerne wissen mögen, was er zu ihrer Abreise möchte gesaget haben? ob ihre Abwesenheit ihm nahe gienge, und ob er sie noch liebete? Aus Ungeduld stund sie schon auf dem Sprunge, von allem persönlich Nachricht einzuziehen. Ihre Frau von Maintenon blieb aus. Das machete sie besorget, ob nicht der König selbst sie zurück gehalten hätte? und diese Besorgniß erfüllete ihr Herz mit dem Gifte der Eifersucht. Es ward ihr zu lange;

in ihrem eigenen Hause die von Maintenon zu erwarten. Sie fuhr also nach dem Hause zu, das diese zu Paris hatte. Aber sie fand niemanden da, als eine Weibsperson, die man da gelassen hatte, Briefe und Bothschaften anzunehmen und weiter zu bestellen. Dieser befahl die von Montespan: dringet doch bey eurer Frau darauf, daß sie sich unverzüglich bey mir einfinde. Ihr kennet mich ja schon! Ja freylich, antwortete das Mensch. Alle Welt weis, daß sie sich das Amt der de la Valliere erkauft haben *). Die Frau von Montespan begegnete ihr nichts desto weniger mit dem Glimpfe, der Beleidigungen zudecket und vergißt. Meine Tochter, sagete sie, ihr verhöhnet mich; aber ihr saget gleichwohl die Wahrheit: und ich habe ein noch viel ärgeres Schicksal verdienet.

Zu Versailles aber arbeitete die Frau von Maintenon mit dem Herrn Bossüet daran, die beyden Verliebten auf immer und ewig zu trennen. Der Bischof hatte es für nöthig geachtet, dem Könige die Sacramente zu weigern, damit er kein öffentlich Aergerniß gäbe: und die von Maintenon hielt dagegen dafür, man müßte die Frau von Montespan dazu anhalten, um sie vor einem Rückfalle zu verwahren; wenn man sie durch geheiligte Gelübde zu ihrer Pflicht anstrengte. Aber einer Frau, die kaum den Armen eines Liebhabers entronnen war,

fiel

*) Die Frau Marquisinn von . . . hat mich versichert, diesen beißenden Einfall aus dem Munde der Frau von Maintenon selbst gehöret zu haben.

fiel es schwer, zu sehen und zu schmecken, wie freundlich der Herr ist.

Endlich sahen die beyden Frauen einander wieder. Die von Maintenon sagete der andern viel von der Königinn vor, aber vom Könige nicht ein Wort. Aber vermag einen wohl die Hochachtung, wegen des Verlustes einer Liebe zu trösten? Die von Montespan würde ihr gern, wenn sie gedurft hätte, darauf geantwortet haben: Was frage ich darnach, ob mich die Königinn verachtet, wenn nur der König mich liebet? Die von Maintenon versäumete nichts, ihr den Weg zum Himmel zu bähnen. Sie ermüdete sie nicht mit übermäßigen Casteyungen und Gebethen; sie foderte weiter nichts von ihr, als gute Werke. Sie hoffete, daß das Vergnügen, Gutes zu thun, ihr die andern Ergetzungen aus dem Sinne bringen würde.

Die Wankelmuth der Frau von Montespan, die in ihrer Andacht heute kalt und morgen warm war, machete die Frau von Maintenon wechselsweise bald bekümmert, bald wieder getrost. Jene war zwar nicht im Stande, sich die Zeit mit sich selbst zu vertreiben. Doch der Zulauf der Kopfhänger sorgete dafür, daß ihr keine Zeit übrig blieb, um inne zu werden, daß sie allein wäre. Diese Leute bemüheten sich um die Wette, sie in ihren eigenen Gesinnungen zu befestigen. Sie ließen es auch an der Kost nicht ermangeln, an die sie so sehr gewöhnt war. Ihre Eigenliebe, die durch Schmäucheleyen so stark geworden war, fand auch hier in

denen Lobsprüchen ihre Nahrung, womit die heilkgen Prediger ihre Buße beehrten. Sie prägte sich selbst den Gedanken ein, daß die Seele einer Marquisinn Gott ungleich werther sey, als die Seele einer Magd; und daß sie Gott einen Gefallen damit erwiese, wenn sie spröde gegen den König wäre. Der Abt Gobelin stürzte sie in einen Wirbel andächtiger Uebungen und milder Werke, welche dem Verdrusse der langen Weile nicht den Zugang abschnitten. Die Kleinigkeiten der Andacht beschäfftigten nunmehr die Augenblicke, die ehedem dem wühlenden Geräusche des Hofes aufgeopfert wurden. Der Stolz, den der Gedanken einflößt, daß man unmittelbar von der Hand Gottes beschützet werde, machete: daß es ihrer Eitelkeit weniger kostete, und nicht so schmerzlich fiel, eines und das andere aufzuopfern, das ihr sonst am Herzen lag.

Die Frau von **Maintenon** gab sich Mühe, diesen andächtigen Traum so lange zu unterhalten; bis daß entweder der König seine Ketten völlig zerrissen, oder bis die lange Ausübung der Tugend der Frau **von Montespan** die Tugend selbst beliebt gemachet hätte. Jene war es, die den Herrn Bossüet dahin vermochte, daß er die Königinn beredete, sie vor sich zu lassen. Sie sprachen einander im Carmeliterkloster, auf der Gasse du Bouloy, und blieben zwo Stunden bey einander. Die Frau von **Montespan** fiel der Königinn zu Füßen, bath sie um Vergebung, und versprach ein ärgerliches Leben durch ein erbauliches wieder gut zu machen. Die Königinn sah Gewissensbisse für löbliche Regungen an,

an, zweifelte an der Aufrichtigkeit ihrer Thränen nicht, trocknete diese Thränen ab, und verweigerte ihr nicht nur die Erlaubniß aus ihren Diensten zu gehen, sondern sagete auch zu ihr: Madame, sie haben bey mir gesündiget, so sollen sie auch bey mir Buße thun. Hierauf ward die Unterredung freyer. Man gestund und entdeckete sich wechselsweise seine Beschwerden, die eine Eifersucht, und sein Unrecht und seine Anschläge. Die von Montespan unterrichtete die Königinn in den Kunstgriffen dem Könige zu gefallen. Dagegen brachte die Königinn ihr die Mittel bey, Gott wohl zu gefallen.

Zwo Reisen nach Fontevrault machten vollends die Staatskundigen verwirrt. Aus keiner andern Absicht sageten einige, hat sie diese Reise unternommen, als eine Stelle im Kloster für sich auszumachen: Ha, ha! antworteten andere, ihre Schwester, die Aebtissinn, wird ihr ganz gewiß wohl rathen, den Schleyer anzulegen! Glaubts doch nur, ihr Leute, das alles ist lauteres Blendwerk, oder, wenn es hoch kömmt, die Wirkung des Zorns einer aufgebrachten Liebe. Die Jansenisten behaupteten *): diejenige göttliche Gnade setzete dem Könige recht sichtbar nach, die er in ihren Vertheidigern verfolgete. Seine Schwachheiten rühreten von den Schwachheiten seines Beichtvaters her. Man könne zwar alles von des Königes aufrichtigem und gelehrigem Gemüthe erwarten; allein man dürfe sich gar nicht wundern, daß ein

*) Mst. d'Hebert.

Jesuit auch nicht einmal der zureichenden Gnade zu statten käme. Die Hugonotten wurden über die Gewalt unruhig, die Bossüet sich über das Gewissen des Königes anmaßte: Denn an Ludwigen dem XIII. hatten sie erfahren, was ein pietistischer König auf sich habe; und die Erklärung des katholischen Glaubens hatte ihnen einen richtigen Begriff von diesem Prälaten beygebracht. Das sahen sie wohl gern, daß Ludwig sich sittsam bezeigete: nur fürchteten sie sich vor dem arglistigen und blutdürstigen Eifer seiner Zuchtprediger. Und darum streueten sie aus, der König würde unter Bossüets Händen ein eben so schlimmer Christ werden, als Türenne ein schlimmer Katholik geworden war: Bossüet würde mit den Leidenschaften des einen eben den Vertrag eingehen, den er mit den Irrthümern des andern eingegangen war. Die Ausschweifungen pflegten da viel eher verhölet, als abgeschaffet zu werden, wo der Hausvater zu seinem Gewissensrathe den Aufseher über seine Kinder nähme. Mit dem trägen und weichlichen Ernste des Bischofes hielten sie die unbiegsame Strenge derjenigen Synode zusammen, welcher Heinrich den IV. auf das förmlichste vom heiligen Abendmahle ausgeschlossen hatte. Für dergleichen Gerüchte rächete sich Bossüet damit, daß er diejenigen bekehrete, die von ihm selbige ausbreiteten: damit, daß er den Pabst beredete, gedachte Erklärung zu billigen, an welcher Maimburg sonst alles fand, nur die Wahrheit nicht; und endlich damit, daß er die Schwachheiten des Königes ohne Schonen, wiewohl ohne Bitterkeit, bestrafte.

strafte. Denn so biegsam und geschmeidig er, als ein Hofmann, in den Streiten mit den Calviniſten über die Glaubenslehren war; so steif und hartnäckig war er, als ein Kirchenregent betrachtet, gegen den König; wo es auf entscheidende Machtsprüche in Fragen ankam, die die Sittenlehre betreffen.

Indessen rucketen die Pfingsten heran. Der Bischof gestattete dem Könige seine Andacht zu halten: und die Frau von Maintenon bereitete auch die von Montespan dazu. Ludwig versicherte den Pfarrer von Versailles und die Königinn von seinen Gesinnungen: „Ihr könnet, sagete er, euch „gewiß darauf verlassen, daß ich meinen Sinn nicht „ändern werde. Verlasset euch auf mein Wort, „und thut meine Willensmeynungen den Neugieri„gen kund.„ Wer Ludwigs Gewalt über seine Leidenschaften kannte, der glaubete in dieser Erklärung einen unwiderruflichen Ausspruch wider die Kebsweiber gehöret zu haben. Aber die Frau von Maintenon kannte ihn besser. Sie sah zum voraus: daß, wenn er die von Montespan fahren ließe, gar bald eine andere an deren Stelle treten würde.

Denn die Königinn ließ sich von einem Beichtvater leiten, der voller spanischen Vorurtheile steckete. An statt die Mittel zu ergreifen, womit sie das Herz des Königes wieder hätte gewinnen können, beschäfftigte sie sich für sein Heil zu bethen: sie machete ihn durch eine übel angebrachte Frömmigkeit von sich abwendig; hielt es zu niedrig für sich, dem Ueberreste

ihrer Reizungen durch den Putz aufzuhelfen, enthielt sich aller Lustbarkeiten; oder, wohnete sie ihnen ja bey, so that sie es mit Jähnen.

Die Prinzessinn von Montpensier besuchete damals die von Montespan. Das war eine Prinzessinn, die neugierig und zu Ränken geneigt war, aber nirgends Zugang fand. Sie fragete die Frau von Montespan, ob sie nicht wieder an den Hof kommen würde; und versicherte sie zugleich, daß sie sie so sehr liebete, daß sie sich nicht enthalten könnte, ihr Gutes zu wünschen. Man antwortete ihr mit einem großen Gelächter; daran aber die Prinzessinn sich nicht kehrte. So sehr hatte sie das Gefängniß des Lauzüns gegen Beschimpfungen abgehärtet. Endlich sagete die Frau von Montespan: „So „muß ich dann wohl noch meinen Namen verändern. Denn wie könnte ich wohl unter dem Na„men Montespan in der Welt erscheinen? einem „Namen, der, so bald man ihn höret, das Ge„dächtniß der Ausschweifungen meines Ehemannes, „und der Thorheiten seines Weibes erneuert.„ Die Prinzessinn begriff erst einige Jahre hernach den wahren Sinn dieser Worte, wie wir bald sehen werden.

Zu Paris, zu Versailles ängstigte man sich über des Königes Gleichgültigkeit, da man unterdessen in den übrigen Landen dem Himmel dafür dankete. Denn, so schloß man: unsere Könige müssen Kebsweiber, oder einen regierenden Minister haben. Beyde können groß Uebel anrichten; unterdessen thun sie doch dem Lande den größten Dienst, indem sie die

Leute,

Leute, die in Aemtern sitzen, in Schranken halten. Ein Weib mildert die Gesinnungen eines Fürsten, erweichet sein Herz bey dem Winseln seiner Unterthanen, besänftiget seine rachgierige Empfindlichkeit, entdecket ihm seine Fehler, flößet ihm Liebe zur Ehre und zu den Künsten ein, und bringt ihm diejenige Mäßigung bey, welche die Oberherrschaft so sanft, und den Gehorsam so leicht machet. Hiermit wird den Misbräuchen der Macht der untern Befehlshaber Ziel und Maaß gestecket. Die Minister werden zwar uneins, dienen aber eben darum desto besser. Wer würde dem Verdrusse, dem Unglücke ein König zu seyn, gewachsen seyn, wenn dem Herrn eine Freyheit verbothen seyn sollte, die auch der geringste seiner Unterthanen sich für erlaubt hält. Es ist wahr, ein Kebsweib ist eine Ausgabe mehr; was liegt aber daran, wenn nur die Ueppigkeit dem Lande wieder einbringt, was die Befehle ihm rauben? Wie viele Beamten hat nicht die Frau von Montespan in ihrem Schutze gehabt? wie viele Künstler hat sie nicht besoldet? Für wie viele hat sie nicht Bittschreiben überreichet, wie viel Elende hat sie nicht verpfleget! Aber die guten Sitten leiden ja doch darunter! Waren denn die guten Sitten zu Ludewigs des XIII. Zeiten untadelhafter als itzo, den doch gar nichts rührete? War denn sein Cardinal darum mit dem Pabste und der Sorbonne übler dran, weil er alles liebete? Man sollte aber doch ein wenig mehr auf des Königs ewiges Wohl denken! Je, wird er denn nicht ohne dieß in kurzem grau werden? Man hat

Ursache, sich mehr vor seiner Andacht, als vor allen seinen Liebeshändeln zu fürchten. Aber man sehe doch einmal mit an, zu was für Niederträchtigkeiten dergleichen Unordnungen die größesten Herren bringen! Eitles Vorurtheil! die Verehrung, welche wir der Frau von Montespan weiheten, war ein Theil des Dienstes, den wir unserm Könige schuldig sind. Nunmehr werden wir, an statt einer Frau, ihrer zwanzig anbethen müssen; und was denn für welche! Madame Colbert, vor die man eben so schwer kommen kann, als vor ihren Mann; die Dufrenoy, die eben so hoch hinaus will, und so stolz ist, als ihr Liebhaber; und einige Lieblinge vom Seignelay, die man in den Vorstädten aufsuchen muß.

So schlossen die Leute, die den Wohlstand unaufhörlich im Munde haben, und die Tugend verachten; die den ganzen Umfang und die völlige Stärke der obersten Macht durchschauet haben; und die Gewalt der Gesetze und der guten Sitten nicht kennen. Die Frau von Maintenon konnte richtiger schließen. Hätte Frankreich, sagete sie, einen König ohne Zärtlichkeit, was würde aus den Ausländern werden? Sie wußte, daß die Eingebungen der Liebe, und die Bekümmerniß der Frau von Montespan Holland seinem Untergange entrissen hatten.

Viertes Hauptstück.

Vorschlag einer Heurath.

Die Frau von **Maintenon** hatte eine Reise nach Barege vor; aber die von **Montespan** konnte sich nicht entschließen, sie von sich zu lassen. Sie hielt sie damit zurück, daß sie ihr drohete, der Andacht zu entsagen; so bald sie diejenige nicht mehr um sich haben würde, die ihr dazu gerathen hatte, und die sie darinnen bestärkte.

Unterdessen fieng der Verdruß der langen Weile an, sie ihres Verlustes zu erinnern; und der Stolz fieng an, ihr die Mittel zu zeigen, wie sie sich ihres Schadens erholen könnte. Unter der Hand that sie dem Herrn von **Louvois** Vorschläge, und dem von **Marsillac** Verheißungen. Allein die Frau von **Maintenon** erfuhr ihre Anschläge, und hintertrieb sie: damit aber machete sie, daß die von **Montespan** sie für eine beschwerliche Oberaufseherinn über sich ansah, und sie antrieb, ihre Reise anzutreten.

Die Frau von **Richelieu** war immer besorget, die Frau von **Maintenon** würde ihr noch einmal, entweder mit Gewalt, oder mit gutem Willen, entwischen. Sie entschloß sich daher sie durch eine Heurath, die sie zu einer Herzoginn machete, bey Hofe zu erhalten. Nicht damals erst gerieth sie auf diesen Einfall: weil sie wohl sah, daß es sich leicht zutragen könnte, daß die von **Montespan** nicht wieder

nach

nach Hofe berufen würde, oder daß die von Maintenon, nach ihrer Rückkunft von Barege sich vom Hofe entfernen möchte. Sie hatte ihre Wahl auf den Due de V. . . B. . . *) fallen lassen, den eine in Lüsten durchgebrachte Jugend, ein kränkliches Alter, und ein Paar ziemlich schlimme Weiber dennoch nicht abschreckten, an die dritte zu gedenken. Die Frau von Richelieu hatte diesen alten Herrn hiezu angefrischet, und er glaubete auch nicht, sich unter seinen Stand herunter zu setzen, wenn er die Wittwe eines seiner ehemaligen Schutzgenossen heurathete, die nach der Zeit selbst auch in seinem Schutze gestanden hatte. Die Frau von Montespan hatte anfänglich so wenig Antheil an diesem Handel genommen, daß nichts daraus geworden war. Weil sie sich aber immerfort von der Frau von Maintenon widersprechen und meistern lassen mußte, so that sie endlich aus Klugheit, was sie aus Freundschaft nicht würde gethan haben. Sie verband ihre Bemühungen mit der Frau von Richelieu ihren, die ersten Schwierigkeiten in diesem Handel aus dem Wege zu räumen.

Es misfiel allerdings der Frau von Maintenon nicht, zu sehen, daß ihr possierlicher Mann ihr den Zugang zu den alleransehnlichsten Heurathen nicht gesperret hatte. Aber das kam ihr sauer an, daß sie in ihrem Leben anders nichts thun, als nur die Fessel verwechseln, und zum Sklaven eines Greises werden sollte, nachdem sie es bey einem Krüp-

*) Einen Sohn Georgs von B. . . und Bruder der Prinzessinn von . . . der An. 1679 starb.

Krüppel, und bey einem Kinde gewesen war. Sie sagete weder Ja noch Nein, zu diesem Handel; sondern überließ sich blindlings ihrem Schicksale. Da es aber zum Abdrucke kam, so konnte weder ein prächtiger Titel, noch eine Ehrenstelle bey Hofe, noch alle dergleichen funkelndes Spielwerk, das doch sonsten so viel Heurathen stiftet, ihr die Einwilligung abnöthigen. Die Eitelkeit verstummete, als die Vernunft zu predigen anfieng.

Die Furcht nöthigte anfangs die Frau von Montespan diese Heurath zu treiben. Aber bald drauf befahl ihr eine noch weit wichtigere Furcht, sie zu hintertreiben. Unter den verschiedenen Gemüthsbewegungen, die sie umtrieben, war das ungeduldige Verlangen, ihr künftiges Schicksal vorher zu wissen, wohl die stärkste. Ihre Leichtgläubigkeit versuchete es mit allen Mitteln, die man ihr nur an die Hand gab, die Zukunft um Rath zu fragen. Entweder war sie mit den Antworten, die sie bekam, übel zufrieden; oder sie trauete ihnen nicht, weil sie sich widersprachen. Kurz, sie versuchete es endlich auch mit einer Ziegeunerinn. Sie begab sich zu der allerberühmtesten Hexe von Paris, in Begleitung der Frau von Hudicourt, und der Frau von Maintenon, die sich als Kammerfrauen verkleidet hatten. Nachdem die Wahrsagerinn ihre gewöhnlichen Gaukeleyen gemachet, sprang sie vor Schrecken und Bestürzung zurück, und sagete, indem sie auf die Frau von Maintenon wieß: Was sehe ich? Es wird nicht lange währen, Madame, so wird ihre Kammerfrau, (und damit wies sie auf die Maintenon) eine ungleich größere Frau

seyn,

seyn, als sie selbst sind: und du mein liebes Kind, (hiermit wandte sie sich zu der von Hudicourt) wirst zwar auch Glück haben; aber deine arge Zunge wird dich vom Hofe verjagen.

Diese Reden erschütterten bey der Frau von Montespan den Grund ihres Herzens. Von der Stunde an sah sie die Maintenon nie, ohne gewahr zu werden, daß sie etwas in ihren Augen hätte, das ihr zu verstehen gäbe, daß dieselbe mit der Zeit über sie selbst weit erhaben seyn würde. Die vorgehabte Vermählung mit dem Herzoge von V. . . machete sie bekümmert. Sie sah sie für die erste Stufe zu der zukünftigen Größe der von Maintenon an. Sie hintertrieb also diese Heurath, und machete durch ihre anhaltenden und hitzigen Verfolgungen, daß aus dieser mislungenen Heurath eine andere entstand, die sie wirklich erniedrigte. Auf diese Weise erfüllete die von Montespan die Wahrsagung eben damit, daß sie ihr möglichstes that, sie zu vertreiben: und die von Maintenon warf sich, indem sie einer Sklaverey entgehen wollte, in eine viel größere.

Die Frau von Richelieu wiederholete zu mehrern malen, doch allezeit vergebens, ihre Anwerbungen. Man wies sie allezeit damit ab, daß man ihr zu verstehen gab, es mangele dem Herzoge von V. . . an dem Wesentlichen, nämlich an einem guten Namen, und am Vermögen. Dessen ungeachtet hätte man sich vieleicht noch endlich diese Partey belieben lassen, woferne der König nicht gesaget hätte, da er erfuhr, alles was vorgieng: „Will sie sich verheurathen, so will ich ihr einen großen Herren geben.„

Fünf-

Fünftes Hauptstück.

Wiederkunft der Frau von Montespan nach Hofe.

Der König suchte sich seiner Freundinn wieder zu nähern; ohne daß es denenjenigen möglich wäre, seinen Anstalten vorzubauen, denen er angelobet hatte, seine Bande zu zerreißen. Herr Bossuet, dessen Eifer zu heftig war, als daß er allezeit wohl überlegt hätte seyn können, der ermüdete ihn mit Ermahnungen, und sprach gegen einen Fürsten, der über seine Leidenschaften nicht Meister war, mit aller Strenge eines gänzlich unempfindlichen. Er mußte doch in den Gedanken stehen, daß es dem Könige eben so leicht fallen würde, der von Montespan zu entsagen, als dem Fräulein von Vieux. Er foderte dem Könige einen förmlichen Scheidebrief ab. Der König willigte darein, und übergab ihm ein Schreiben, es in eigener Person zu überbringen. Aber an statt eines herben Abschiedes, dazu er Hoffnung gemachet hatte, hatte er ihr in den zärtlichsten Ausdrücken sein Verlangen nach ihr bezeiget. Der Bischof stellte es der von Montespan zu, und brachte ein anderes dafür wieder mit, das noch viel zärtlicher und liebkosender war. Dieser Briefwechsel hielt einige Tage an. Man versprach sich von beyden Seiten eine keusche Liebe. Man bestellte sich auf Unterredungen,

mit dem Vorsatze, dieses Versprechen zu übertreten. Racine brachte die Schreiben des Königes in Verse; und der Bischof von Condom, der Bothschafter beyder Liebhaber, trug sie unter einem grauen Mantel alle Abende von Versailles nach Clagny, ab und zu.

Einige Tage darauf gieng der König selbst dahin, unter dem Vorwande, die Arbeiter daselbst in Augenschein zu nehmen. Unter zwölf hundert Arbeitern fand er seine Freundinn anordnen, anbefehlen, sich einzig mit ihrem Hause beschäfftigen, das Andenken der Schwachheiten zerstreuen, mit welchen sie dieses Haus erkauft hatte, Zimmer aufputzen, die die allerzärtlichste Wollust auffodern konnten; und den Witz der Künstler erschöpfen, der den wunderlichen Eigensinn einer Pracht von ganz neuer Erfindung befriedigen sollte. Dieser erste Besuch war sehr andächtig und sittsam; bestellte sich aber noch mehr andere, die ein wenig vertrauter seyn sollten. Die außerordentliche Demüthigung, womit das Hofgesind die Frau von Montespan anbethete, that dem Herrn Bossuet die Augen auf. Nunmehr merkete er, daß man ihm eine Nase angedrehet, und daß er eine Rolle gespielet hätte, deren ein Vardes oder Lauzun sich geschämt haben würde. Wegen des Spottes, den er deswegen erdulden mußte, tröstete ihm die Frau von Montespan damit, daß sie ihm versprach, alle Stürme, die der König auf sie wagen würde, muthig abzuschlagen; und der König belohnte seine Bemühung in richtiger Bestellung seiner Bothschaften damit,

daß

daß er ihn zum Oberalmosenier bey der Dauphine machete.

Die Frau von Maintenon konnte diese Zurückkehr nach Hofe noch nicht billigen. Es war an dem, beyde Liebhaber sahen sich ohne unzüchtige Vertraulichkeiten unter vier Augen. Aber zeuget die That Aergerniß, so zeuget die Begierde das Laster. Die gezwungene Enthaltsamkeit der Frau von Montespan beruhete auf einem Grunde vom Stolze, der die Tugend beschimpfte, deren Gestalt sie gleichwohl angenommen hatte. Allen frommen Herzen kamen diese Ränke der Buhlschaft verdächtig vor, die man unter dem Namen von Rührungen des Geistes Gottes verkaufte. Sie fürchteten sich vor der Uebermacht einer Frau, die den Herrn mit Liebe berauschen, und mit Ehrerbiethung gegen sich anfüllen und durchdringen konnte.

Die Achtung, die man gegen sie hatte, überschritt schon das Maaß. Die Königinn selbst gieng darinn mit ihrem Beyspiele vor. Die Frau von Richelieu unterstützete die alleralbernsten Ausschweifungen. Ohne alle Umstände gieng die Frau von Montespan allen Herzoginnen vor. Die Ehrenbezeigungen, die sie ehedem, da sie noch strafbar war, als Schmäucheleyen abgelehnet hatte, die fieng sie nunmehr an, als einen schuldigen Zoll einzufodern, seit dem sie es nicht mehr war. Alles wich vor einer Unterthaninn, die sich anders nicht, als mit dem prächtigsten Aufzuge der königlichen Würde öffentlich zeigte, und allezeit vier Trabanten an den Thüren ihrer Kutsche hatte. Ein solcher Stolz setzete das ganze Volk in Erstaunen. Hatte sie dann

vergessen, daß das Parlament dem Könige Heinrich dem IV. durch Abgeordnete aus seinem Mittel, zu dem Tode der schönen Gabrielle Glück hatte wünschen lassen?

In diesem Triumphe, (denn dazu hatte es wenigstens das äußerliche Ansehen) bemerkete man einen verborgenen Kummer. Der König gab der Frau von Maintenon hinlängliche Ursache zum äußersten Unwillen; aber er that nicht gnug, die Frau von Montespan zu befriedigen. Man hatte alles angeschicket, sich zu Fontainebleau lustig zu machen, als Türenne plötzlich starb. Das Volk schrie: die Frau von Montespan wäre schuld an seinem Tode; und Gott hätte seinen Zorn wider eine Frau geäußert, die den König zur Sünde verleitete, die die Schatzkammer erschöpfete, die von dem sauren Schweiße und Blute der Bürger einen Pallast aufführete. Dergleichen Murren wiederholeten vor dem Thore des Königes Mannspersonen, die es misbilligten, und darüber spotteten, und Weibspersonen, die die Frau von Montespan beneideten und verwünschten.

Den Verdruß über eine so große Verbitterung gegen sie, stillete der König bey ihr damit, daß er ihrem Bruder, Vivonne, den Marschallstab schenkte; den dieser erst ein Jahr darauf, auf der Rhede von Palermo mit dem Siege über die spanische und holländische Flotte verdiente.

Der König bezeigte sich seiner Gemahlinn ganz anders, als der von Montespan. Diese Verschiedenheit des Betragens würde ihn zu allererst schamroth gemachet haben, wenn die Leidenschaft nicht in

ihm

ihm einen Fürsten verblendet hätte, der doch sonsten dem Wohlstande so getreu war. Die Königinn verspielete eines Tages die Messe, und tausend Thaler. Lasset uns einmal rechnen, sagete damals der König zu ihr, wie viel das das Jahr durch machet. Aber mit der Frau von Montespan rechnete er nicht.

Diese belohnete alle Wohlthaten der Königinn damit, daß sie ihr eine Falle nach der andern legete. Bald schreckete sie sie mit falschen Nachrichten; bald zog sie sie zu Gesellschaften, von denen sie lieber hätte wegbleiben sollen. Oftmals behielt sie die Königinn beym Hoca bey sich, bis zwey Uhr gegen Morgen, und machete dann darauf dem Könige ein lebendiges aber häßliches Bild einer Bethschwester *). Die Herzoginn von Richelieu war das Werkzeug aller dieser verrätherischen Streiche. Und was hatte denn diese Staatsdame davon? Ein Paar Handbriefchen, die der König ihr aus dem Lager geschrieben, die wies sie herum, und gab sie für sehr zärtlich aus. Aber hätte die Frau von Maintenon die ihrigen aufgewiesen, so würden jene kaum zur Noth noch den Namen höflicher Schreiben haben behaupten können.

Die Frau von Montespan konnte mit sich selbst nicht einig werden, ob sie die Folgen der Einwilligung, der Gefahr einer Weigerung vorziehen sollte.

*) Ist aus einem Briefe der Frau von Maintenon an den Herrn de Dangeau genommen, der, nebst andern, von dieser Ausgabe abgesondert ist.

Die Furcht ihre Gunstbezeigungen zu verschwenden, konnte lange Zeit den Ausschlag über die Furcht nicht erhalten, als möchte man, wenn sie ihre Thüre verschlösse, wo anders anklopfen. Die Sünden, die in den Gedanken und Begierden stehen bleiben, kamen bey dem Könige in keine Betrachtung. Sie bekümmerten ihn nicht: aber die Sünden des Fleisches macheten ihm schon mehr Bedenken. Ihr hingegen hatte ein Kapuziner alle Beängstigung benommen, indem er ihr die Worte aus dem Evangelio zugeschnarchet hatte: **Weib, dir sind viel Sünden vergeben; denn du hast viel geliebet.** Wird denn nun der strengste Orden allezeit die gelindesten Beichtväter aufweisen?*)

Da die Frau von **Maintenon** nun sah, daß sie eine völlige Trennung zwischen dem Könige und der von **Montespan** nicht bewirken konnte, so wünschete sie zum wenigsten, daß sie in den Schranken der Freundschaft mit ihm bliebe. Aber sie konnte sie nicht dahin bringen. So viel Schönheit und so viel Stolz lassen sich nicht leicht dahin bringen, daß sie mit der zweyten Stelle zufrieden sind, zumal da dieselbe ihr viel mehr zu schwanken dünkete, als die erste. Unterdessen mußte sie sich wozu entschließen, denn der König verlangete einen endlichen Entschluß mit frostigem Anhalten; welches zwar feurige, aber auf kein gewisses Ziel gerichtete Begierden verrieth. Die Frau von **Montespan**, die, allem Ansehen nach, von einerley Glut verzehret ward, ergriff den Entschluß, in Sünden fort zu fahren, um zu regieren.

Sech=

*) Aus dem Manuscripte des Bischofs von Agen.

Sechstes Hauptstück.

Reise nach Barege.

Die Frau von Maintenon reisete vom Hofe ohne Widerwillen ab, und schmeckte endlich einmal das Vergnügen, ihr eigener Herr zu seyn. Der König ließ den Marschall von Albert, Stadthalter von Guienne wissen, mit was für Ehrenbezeugungen er seinen Prinzen empfangen haben wollte. Ich habe dieses Schreiben bey mir. Er spricht in demselben von der Frau von Maintenon, mit eben der Verlegenheit, als einer, der zu lieben anfieng, und wußte, daß der Marschall sie ehedem geliebet hatte. Man erwies dem Herzoge von Maine zu Bourdeaux eben so viel Ehre, als wenn er der Dauphin selbst gewesen wäre. Sein Vater wollte vieleicht die Unterthanen bey guter Zeit zu der Hoheit angewöhnen, die er ihm zugedacht hatte. Unter allen diesen Ehrenbezeugungen konnte die Frau von Maintenon sich dennoch eines Unfalles von Traurigkeit nicht erwehren, als sie das Chateautrompette erblickete. Sie erwog ihren itzigen Zustand, hielt ihn gegen den vergangenen; und sagete zugleich zu dem Marschall von Albret: „hier „bin ich erzogen worden. Aber ich kann Sie, mein „Herr versichern, daß ich ein noch härteres Gefängniß ausgestanden habe. Mein Bette ist nicht ge„mächlicher, als meine Wiege gewesen.„

Auf einige wenige vergnügte Augenblicke folgeten ganze Reihen kummervoller Zeiten, der Herzog von Maine ward gefährlich krank. Siebenzehnmal wiederholete Anfälle vom Fieber brachten ihn auf den Rand der Grube. Die Frau von Maintenon versah sich in der äußersten Verzweiflung alle Stunden seines Endes, und wünschete sich selbst das ihrige. Denn wie würde sie vor dem Könige mit einer so traurigen Nachricht haben bestehen können? Was hätte sie von der Frau von Montespan zu gewarten gehabt, wenn sie ihr die Leiche eines so theuren Kindes vor die Augen gebracht hätte! Was würde das nicht für ein Verlust für sie selbst gewesen seyn! Wie würde das zärteste Herz von der Welt nicht von einer solchen Wunde geblutet haben!

Fagon, oder die Natur half dem Prinzen durch; und damit machete dieser Arzt sein Glück. Es stieg mit dem Glücke der Frau von Maintenon, die seine Verschwiegenheit, Wissenschaft und Redlichkeit von Tage zu Tage höher schätzte.

Die Bäder von Bagneres und Bareges, die man wechselsweise versuchte, und die anfänglich wenig fruchteten, stärketen am Ende doch den Schenkel des Herzogs von Maine. Die Frau von Maintenon stattete dem Könige unmittelbar Bericht von der Gesundheit ihres Zöglinges ab. Ihre Briefe gefielen auch dem Könige ungemein wohl. Ihre Sorge für das so sehr beliebte Kind erhöhte dieses Wohlgefallen noch mehr; wie nicht weniger die ungezwungene natürliche Schönheit ihres Ausdruckes,

ckes, welche den König von dem Widerwillen abbrachte, der ihn wider den Witz eingenommen hatte.

Auf der Rückreise gieng sie durch das Land Poitou, besuchete ihre Anverwandten, und ward von ihnen als eine Person aufgenommen, die gegenwärtig bey Hofe wohl gelitten wäre; bezeigete sich gegen sie so, als ob sie allezeit bey Hofe viel gegolten hätte, versöhnete sich aus Herzensgrunde mit den unrechtmäßigen Inhabern ihres Vermögens; erneuerte die Freundschaft mit den Villetten, die sie seit ihrer Religionsänderung nicht geachtet hatten; bezahlete das Gnadengehalt, das sie den Urselinerinnen von Niort schuldig geblieben war; vernahm, daß sie von einem der besten Häuser im Lande abstammete, und ward darüber nicht stölzer.

Die Frau von Montespan und die Aebtissinn von Fontevrault holten den Prinzen ein, hauptsächlich in Betrachtung der Gnade, in der dessen Aufseherinn beym Könige stand. Es lief zwar ein Gerücht: die Frau von Maintenon wäre in Ungnade gefallen, und die Frau von Montespan sollte ihr das hinterbringen; die Aebtissinn aber sollte sie deswegen trösten. Niemand konnte auch daran zweifeln, der alle die geheimen Zänkereyen erfuhr, welche seit zweyen Jahren her, die Gebietherinn des Königes und die Lehrmeisterinn des Prinzen, wider einander verbitterten *). Aber in der That eilete

*) Ich will Ihnen etwas entdecken, darüber Sie sich wohl wundern werden. Sehen Sie einmal hier unter diese Karte

die Frau von Montespan mehr der Frau von Maintenon, als ihrem Sohne entgegen. Sie erachtete es für dienlich, ihr zu liebkosen, weil sie ihrer Freundschaft unentbehrlich zu werden anfieng. Ihre Abwesenheit hatte sie in der Gunst des Königes noch fester gesetzet.

Nichts war artiger, als das Vergnügen, womit man den König überraschte. Zu einer Zeit, da er den Herzog von Maine erst des Tages darauf erwartete, sah er ihn in sein Zimmer treten. Er gieng von sich selbst einen ganz guten Schritt, nur daß die Frau von Maintenon ihn bey der Hand hielt. Der König gerieth darüber vor Freuden außer sich: „Ach, Madame! rief er aus, was für „ein Vergnügen machen Sie mir da!„ diese Worte waren die Belohnung aller ihrer Mühe. Aus dem

Karte her. Die so sehr gerühmte Freundschaft der Quanto mit seiner itzt auf der Reise begriffenen Freundinn ist in der That ein Haß, und das ist sie schon seit zweyen Jahren. Es ist unter den beyden Leuten eine wahre Verbitterung, eine unüberwindliche tief eingewurzelte Abneigung von einander. Sie sind einander so ungleich, als weiß und schwarz. Sie fragen mich, woher das komme. Ich will es Ihnen sagen. Die Freundinn ist zu stolz. Ihr Stolz empört sie wider der Quanto Befehle. Sie will sich nicht bequemen, unterthänig zu seyn. Sie hält es mit dem Vater, aber mit der Mutter nicht: Ihm, aber keinesweges ihr zu Liebe, hat sie diese Reise vorgenommen. Ihm, aber nicht ihr, giebt sie schriftliche Rechenschaft. Sie führt den Freund an, und verübelt ihm, daß er mit der Ruhmredigen zu viel

Geduld

dem Munde der Könige höret man selten mehr als trockne Lobsprüche.

In einem Augenblicke wußte der ganze Hof von dieser ungekünstelten und natürlichen Danksagung. Louvois, der mit einerley Eifer der Gunst der Weiber nachjagete, und die Gunst gegen die Mannspersonen zernichtete, flog der Frau von Maintenon zu, und zog die ganze Schaar der Hofleute hinter sich her; davon ihr einige die Hand, andere den Rock küsseten: da Sie indessen in ihrem Herzen ihrer aller spottete. Die niederträchtige Verehrung ersticket darum das Hämische der Tadelsucht nicht. Weder dem Auge noch der Zunge des Schmäuchlers konnten einige Regungen von Freude, vielleicht auch wohl von Stolze, entgehen, welche der Frau entfuhren, die er den Augenblick zuvor angebethet hatte **).

Sie-

Geduld hat. Seit sechs Monathen schon murmelt man von diesem Geheimnisse. Die Freunde der Freundinn sind deswegen in großer Angst, und sehr kleinlaut geworden. Man glaubet, daß ihrer zweye vorigen Winter diese Zwietracht haben entgelten müssen. Briefe der Frau Sevigne, vom 7 August 1675.

**) Was höre ich doch von der Frau von Maintenon! Ich bin ganz erstaunt darüber. Man saget, sie wäre ganz anders geworden. Sonst bewunderte sie jedermann. Aber nunmehr soll diese Bewunderung sehr gefallen seyn. Das Sprüchwort soll an ihr eingetroffen seyn. Das bringt meine kleine Freundinn von Coulanges auf allerley christliche und sittliche Betrachtungen. Briefe der Sevigne vom November und December 1675.

Siebentes Hauptstück.

Die Frau von Maintenon bleibt bey Hofe.

Sie war also nunmehr wieder bey Hofe. Aber da fand sie eben die Veranlassungen zum Verdrusse, die sie da gelassen hatte. Von beyden Theilen fieng man das Spiel wieder von vorne an; man fing an einander kleine Streiche zu spielen, und mit großen Beleidigungen einander zu begegnen. Man zankte sich ohne Ursache; man verglich sich ohne Versöhnung wieder. Die Frau von Montespan war gar zu eigensinnig, als daß sie nicht Unrecht hätte haben sollen; dabey aber war sie auch zu stolz zu bekennen, daß sie Unrecht hätte. Die Frau von **Maintenon** hergegen war zu empfindlich, als daß sie ihr hätte verzeihen können; und zu ungeduldig, als daß sie die Kränkungen so hätte einstecken können.

Man muß sich wundern, wenn man die Mishälligkeiten, Klagen, und Vorwürfe sieht, die gar kein Ende nehmen wollten, und über eine Art von buhlerischer Nacheiferung, die unter zwoen Frauen von so ungleichem Stande und Wesen obwalteten. Doch, hatte gleich die Frau von Montespan die erste Stelle inne, und in so weit vor der andern etwas voraus: so hatte hingegen die Frau von **Maintenon** den Vortheil, einer unwandelba-

ren

ren Tugend für sich. Den Zwischenraum, der zwischen ihnen beyden war, füllete die Achtung des Königs aus. In den Städten geht man nach den Ehrenämtern und der Abkunft. Aber bey Hofe richtet die Gunst des Herrn die Rangordnung willkührlich ein. Die Art von Gunst, darinnen die Frau von **Maintenon** stand, war geschickt sie aufzublähen; da hingegen die Gunst, welche die Frau von **Montespan** genoß, nur zu ihrer Demüthigung gereichen konnte. Daher kam es auch, daß die eine die Beschimpfungen der andern hitzig und muthig abschlug; und wenigstens gleiches Recht in einem Lande zu haben verlangte, wo ein Augenwink des Fürsten die Magd erheben, und die Frau stürzen kann.

Der Frau von **Montespan** Foderungen nach hätte die Frau von **Maintenon** aus Dankbarkeit alles von ihr erdulden sollen. Aber sie hatte ihr die erwiesenen Wohlthaten zu oft vorgerücket: die andre hatte sie dagegen mit so vieler Geflissenheit und Dienstleistungen vergolten; es hatten so viel Beleidigungen allen Anspruch auf die Dankbarkeit aufgehoben; und die so oftmaligen Entzweyungen, bey denen man auf seinen Abschied gedrungen hatte, hatten die Begnadigte auf einen so gleichen Fuß mit der Wohlthäterinn gesetzt: daß die Frau von **Maintenon** sich in dem hitzigen Treffen schlechterdings nicht halten konnte, wo auch das allersanfteste und allererkenntlichste Gemüth das Ansehn des allerundankbarsten gewinnet, und sich wider die Wohlthat empöret, die es zu Boden treten will. Wer sich die Freyheit heraus nimmt alles zu sagen, was

er

er auf dem Herzen hat, der giebt dem andern ein Recht, ihm mit gleichem Maaße zu antworten. Man konnte also, ohne seiner Schuldigkeit gegen die Frau von Montespan zu nahe zu treten, die Eigenliebe, die sie vertilgen wollte, aus Eifersucht, oder aus Eigensinne und Muthwillen, zuweilen erheben. Wie? sagete einstens die Montespan zu der andern, untersteht sich eine arme Hofmeisterinn meiner Kinder mir zu widersprechen? und die andere antwortete darauf also: Ist es eine Schande, sagete sie, ihrer Kinder Hofmeisterinn zu seyn: was soll denn das heißen, vollends ihre Mutter zu seyn?

Wie konnten doch wohl immer diese beyden Frauen, nach so heftigem und so oftmaligem Gezänke einander wieder sehen? Sie lebeten in einem unaufhörlichen Wechsel von Gezänk und Verträgen. Entweder mußte der Eigensinn der Frau von Montespan aus der Maaßen unbillig seyn; und dennoch dabey noch so viel Billigkeit haben, um sein Unrecht wieder gut zu machen: oder die Frau von Maintenon mußte an sich die Obermacht gespüret haben, die eine Frau von unsträflichem Wandel über eine andre hat, die das Bewußtseyn quälet, sich dergleichen nicht rühmen zu können.

Es schien, als ob nunmehr weiter nichts, als die Furcht, Ludwigen, der seine Lust gebüßet hatte, in der Liebe fest hielte. Neue Ursache zu Verbitterungen für die Frau von Montespan. Denn das gab ihr Anlaß, die Frau von Maintenon im Verdachte zu haben, als ob sie dem Könige entweder gar zu tugendhafte Lehren, oder ein für sie gar zu gefähr-

fährliches Beyspiel gäbe. Bald ward Louvois abgeschicket, die beyden Weiber zur Liebe unter einander zu ermahnen. Bald hielt sie der König durch die dringendsten Vorstellungen an, allen Groll und allen Zwietracht bey Seite zu legen. Es wird mir viel leichter, sagte er, den Frieden in Europa, als zwischen zwoen Frauen, zu stiften.

Er wohnte ihren Zwistigkeiten bey, und brachte sie aus einander. Selten behielt die Frau von Maintenon Unrecht. Diejenige die man besitzet, verliert allezeit gegen eine, die man nicht besitzet. Eines Tages traf er sie in einer großen Hitze gegen einander an. Er wollte also die Ursache ihrer Uneinigkeit wissen. Die Frau von Maintenon sagete demnach. „Wenn eure Majestät geruhen wollen „in dieses Zimmer zu treten, so sollen Sie selbige von „mir vernehmen.„ Und alsdann fing sie an ihm alle ihr leyden recht lebhaft abzuschildern, und beschloß ihre Rede mit inständiger Bitte: ihr den Zwang zu erlassen, mit einer Frau in Gemeinschaft zu leben, die ein Herz von Stein hätte. „Wie kann das „seyn? fuhr der König voller Verwunderung auf. „Ich sehe ja, daß ihr die Augen allemal übergehen, „so oft sie von Unglücklichen sprechen höret. Und ich „sehe, versetzte sie, daß Eure Majestät allezeit für sie „eingenommen sind. Haben sie das dem Herrn „Bossüet, der Königinn, ihrem Volke, dem Allerhöchsten angelobet? Sie weinet über Unglückliche, „und macht sie doch dazu. Der König bath die Frau „von Maintenon nichts destoweniger bey Hofe zu „bleiben. So kann ich mich denn, versetzte sie darauf,

„auf, des herznagenden Kummers nicht erwehren, „meine Tage in der Gesellschaft zwoer Personen zu„zubringen, die sich alle Tage vor meinen Augen mit „einander versündigen, und in dem Angesichte von „ganz Europa, das ärgerliche Beyspiel einer ihrem „Eheherrn ungetreuen Frau, und eines Mannes auf„stellen, der seinem Nächsten sein Weib aus den „Armen reißt.„ Sie stellte dem Könige weiter vor, daß ihre Ehre sie verbände, eine eingezogene Lebensart zu wählen. Daß sie in ihrem Gefängnisse zu Vaugirard anders nichts, als ihre Freyheit vermisset hätte: aber daß sie um ihre Ehre kommen würde, wenn sie länger bey Hofe bliebe. Leuten zwar, die um den Handel wüßten, wäre gar wohl bekannt, was sie da für eine Person vorstellete: allein der gemeine Haufe könnte sie leicht im Verdachte haben, als ob sie mit unter der Decke steckte, und an Verbrechen Theil nähme, davon sie ein Augenzeuge wäre. Der König versicherte sie, daß der gegenwärtige Zwang nicht lange währen sollte: und hätte ihr unfehlbar gern gesaget, wenn er gedurft hätte, daß er schon auf einen andern dächte.

Die Frau von Maintenon war ihm eben so unentbehrlich geworden, als sie dem Herzoge von Maine war. Seit dem derselbe von Barege wieder gekommen, war der König aufgeräumt, und froh, daß er seine Bekümmerniß los geworden war. Zudem hatte er ein Alter erreichet, das in dem Umgange mit Frauen mehr Zeitvertreib, als Vergnügen suchete. Er fand an ihr den Zeitvertreib wieder, dessen Werth und Unentbehrlichkeit ihm der Mangel

dessel-

desselben, begreiflich gemachet hatte. Den Kopfhängerinnen war er gram, und es kam ihm nicht in den Sinn, die Frau von Maintenon für eine solche anzusehen. Die große Kunst über sich selbst gebiethen zu können, die noch größere Kunst, ohne verwegenes Zutrauen zu sich selbst, und ohne Klügeley von Menschen zu urtheilen; die Gabe sich nach festgesetzten und abgemessenen Absichten zu betragen, die Fertigkeit, alles zu bemerken, und sich alles zu Nutze zu machen: das waren die Vorzüge, welche, unter allen Weibern, die dem Könige zu gefallen trachteten, die Frau von Maintenon kennbar und schätzbar macheten. Sie kannte den König durch und durch; und konnte ihm die Zeit vertreiben. Das erstere war leicht: denn seine Art nahm sich gar zu sehr aus. Das andere aber war um desto schwerer, weil sein Herz sehr leer, und sein Geschmack sehr ekel und fein war. So oft sie also vor ihm erschien, so oft erschien sie mit Artigkeit, mit Sanftmuth; mit dem ängstlichen Ansehen einer Person, der die Erhaltung des Herzogs von Maine am Herzen läge; mit Vorschlägen zu Mildigkeiten gegen die Armen; mit einer gefälligen Aufmerksamkeit auf schon hundertmal wiederholte Reden und Histörchen; mit dem Ansehen eines immer frischen und neuen Behagens, an immer einförmigen und veralteten Ergetzungen. Ihre Annehmlichkeit nahm in den Augen des Königes von Tage zu Tage zu. Eine jede von ihren Tugenden wirkte neue Empfindungen in ihm. An ihr sah er einen unsträflichen Wandel, eine ungezwungene und kummerfreye Gottesfurcht.

Damit, daß sie ihm dieselbe nur zur Hälfte sehen ließ, machete sie ihm dieselbe in ihrem ganzen Umfange beliebt.

Was war denn nun wohl das Augenmerk der Frau von Maintenon? Dieses. Sie strebte darnach, wornach aufrichtige, eitle und ein wenig stolze Gemüther zu streben pflegen. Sie wollte, wenn sie den Hof verließ, eine Sehnsucht nach ihr bey demselben zurück lassen; und bliebe sie bey Hofe, so wollte sie bey demselben im Ansehn stehn.

Wegen obangeführter Unterredung mit dem Könige, besprach sie sich mit dem Abte Gobelin. Dieser hielt das Gute, das sie bey Hofe stiften könnte, gegen das Gute, das sie zu Paris ausrichten würde: und da kam der Schluß heraus, sie sollte bey Hofe bleiben. Der Herzog von Maine verband sich mit demselben; und die Achtung des Königs gegen sie, machete ein neues Band aus, das sie an dem Hofe befestigte. Aber, dachte sie an das Toben der Frau von Montespan, so wichen alle andere Betrachtungen ihrer Empfindlichkeit. Sie entdeckte also dieses ihr Bedenken und Widerstreben ihrem Gewissensrathe. Allein dieser befahl ihr an Gottes Statt, ihr Widerstreben zu überwinden; und sagete ihr: daß sie berufen wäre, den König zu heiligen. er wies ihr die besondern Absichten und wunderbaren Wege, die die Vorsehung mit ihr vorhätte. Die sich regende Zuneigung des Königs gegen sie, schrieb er einem Wunderwerke der Gnade zu; gleich als ob die lediglich menschlichen Mittel, die sie erreget

hatten,

hatten, nicht hinlänglich gewesen wären, ihr Daseyn begreiflich zu machen.

Es gehe dem Menschen wohl oder übel, so liebkoset ihm nichts so sehr, als der Gedanken! der dem Höchsten vieleicht ehrenrührige Gedanken, daß ihm Gott unmittelbar beystehe. In den hitzigen Anfällen der Andacht glaubete die Frau von **Maintenon**: daß Gott sie ausersehen hätte, den König zu bekehren. Dieses große Werk desto bequemer zu vollführen, unterwarf sie sich dem wunderlichen Eigensinne der Frau von **Montespan**. Ihr von der einen Seite gebeugter Stolz erholete sich an einem noch viel größern; der aus der Einbildung erwuchs: daß der Vater der Menschen sich der Handlungen einiger seiner Kinder auf eine ganz besondere unmittelbare Weise annähme.

Sie nahm demnach mit vergnügtem Eifer die Sorge für die Erziehung des Herzogs von **Maine** wieder vor. Der Abt **Gobelin** nahm ihr einen Theil davon damit ab, daß er den **la Fontaine** beredete, die Fabeln zu machen, die so lange leben werden, als es Menschen und Kinder geben wird; und ferner damit, daß er versprach, bey dem ersten Prinzen Gevatter zu stehn, den die Frau von **Montespan** zur Welt bringen würde.

Achtes Hauptstück.

Das 1675 Jahr.

Die Frau von Montespan, die immer hoch hinaus wollte, immer unüberlegt und wunderlich handelte, machete sich damit verhaßt, daß sie sich furchtbar machete. Der König lebete mit ihr in demjenigen Zwange, der der Liebe so verderblich ist, nachdem sie ihres Wunsches theilhaftig geworden; als sie derjenigen Liebe günstig ist, die noch glücklich werden will. Er hatte unaufhörlich und vollauf zu thun, um mit ermüdender Aufmerksamkeit und Vorsicht dem Anbrausen, welches man gar gern duldet, und dem beißenden Scherze, den man nur schwerlich vergeben kann, auszuweichen.

Oeftere Anfälle von Flüssen, welche die Bäder zu Bourbon und Vichi nicht hatten vertreiben können, erfüllten den Sinn der Frau von Montespan mit noch mehrer Bitterkeit, der vorhin schon so ungleich war, und sich mit dem Wetter änderte. Ohne äußerstes und behutsamstes Schonen durfte man sie nicht anreden, noch vielweniger ihr widersprechen. Mit plötzlichem Anschnauben belohnte sie Gefälligkeiten, die an und für sich geschickt waren, solches abzuhalten. Ludwig, der alles geduldig ertrug, so übel man ihm auch begegnete, unterhielt die Liebe mit Anständigkeit, und beantwortete ihr Anfahren mit anders nichts, als damit, daß er ihm und der

Per-

Person aus dem Wege gieng, von der es kam. So ward sie dann, in ihrer Einsamkeit, von allen Unruhen und Kränkungen einer Person gefoltert, die der Stolz frißt, die kränklich ist, die vom Verdrusse, daß sie vierzig Jahre alt ist, vergehen möchte, die endlich nicht weis, wie lange sie noch am Brete seyn wird. Sie sah gar wohl ein, daß ein bloßer einer andern Frauen zugeworfener Blick, den ein andrer günstiger Blick beantwortete; ein einzig Kopfweh, eine einzige Beichte, ein Augenblick Reue oder Ekel, vermögend wäre, sie ins Kloster zu stürzen.

Nach einer Predigt, darinnen **Bourdaloue** die Wahrheit ohne Verstellung und Uebermuth gesaget hatte, besuchte der König die Frau von **Maintenon**, beweinte seine bisherige Verblendung, und seufzete über seine begangnen Schwachheiten. Die Frau von **Maintenon** unterstützte den Jesuiten, und die Gnade, die an dem Herzen des Königs wirkte. Und von der Zeit an, hatte die Frau von **Montespan**, vom Könige weiter nichts als Achtung und den nöthigen Unterhalt zu genießen. **Ludwig** sagete damals zum P. **Bourdaloue**, als dieser Abschied von ihm nahm: Von nun an werdet ihr wohl zufrieden mit mir seyn. Denn die Frau von **Montespan** ist zu Clagny. Aber **Bourdaloue** antwortete: „der liebe Gott würde mit Eurer Majestät noch vielmehr zufrieden seyn, wenn **Clagny** „vierzig Meilen von Versailles entfernt wäre.„

Der Eifer des P. **Bourdaloue** brauchte eben nicht angeflammet zu werden. Unter den Geistlichen war er in Ansehung der Sitten der strengste.

Seine Aufführung sowohl, als seine Predigten waren die kräftigste Widerlegung der Lettres provinciales. Gleichwohl besprach die Frau von **Maintenon**, und nach ihrem Beyspiele auch die Frau von **Richelieu**, sich öfters mit ihm. Sie gaben ihm unter den Fuß, wie er den König gewinnen könne. Sie wapneten ihn mit den Gründen, die ihn rühren konnten, und ließen ihn die Augenblicke wissen, die den Angriffen wider einen Feind guten Fortgang versprachen: welchen einer seiner Amtsgenossen so bestritt, daß man ihm den Vorwurf machete; er thäte aufs höchste seine Pflicht, aber auch gerade so viel, und mehr nicht.

Die Eifersucht der Frau von **Montespan** hielt den König in einem beständigen Zwange. Er hatte ihr alle Hoffräulein aufgeopfert. Zwar hieß es, um den guten Namen der einen zu retten, hätte man sie alle abgedanket: aber die wahre Ursache war diese. Die Frau von **Montespan** war dahinter gekommen, daß dieses Frauenzimmer der Königinn, für sie eine Hydra wäre, die sie völlig ausrotten und mit Kammerfrauen von ausnehmender Häßlichkeit wieder besetzen müßte, wenn sie ruhig seyn wollte. Das Fräulein von **Guedamy** *) erschien bey Hofe. Das war ein munteres, gutherziges, gefälliges, ruhmrediges und flatterhaftes Mädchen. Der König schien einen Gefallen an ihr zu haben.

*) Eine natürliche Tochter des Heinrich Julius von Bourbon Herzogs von Anguyen, und die Wittwe des Grafen von **Marsns**, die man in die Rechte ehelicher

haben. Das war genug, die Frau von Montespan aufzubringen. Der König hielt ihr das vor. Es ist ja nur noch ein Kind, sagete er. Eben, vor den Kindern fürchte ich mich, antwortete sie, und zwar insonderheit vor den Kindern der Liebe. *)

Die Gräfinn von Grammont **), eben die, die ihr Mann zu London zu heurathen vergessen hatte, that einigen Versuch auf das Herz des Königs. Aber man hob sie bald aus. Denn man brachte dem Könige bey, daß sie jansenistisch wäre. Nun aber konnte in Ludewigs Augen keine Ketzerinn schön seyn.

Hierauf versuchte die Frau von Soubise ihr Heil, aber mit eben so wenigem Erfolge. Ihr Mann befahl ihr an, ihm nach Flandern zu folgen. Sie murrete dawider. Der König billigte ihren Ungehorsam nicht; und darum mußte sie folgen. Da sie aber von dem Feldzuge wieder heim kam, fand sichs, daß sie einen Schuh mehr Schminke und einen Zahn weniger, als vorhin hatte. Die Frau von Montespan war also nunmehr der Mühe überhoben, ihre Zähne wider sie zu schärfen.

Kaum war eine Nebenbuhlerinn verdrungen, so gieng der Kampf mit einer andern aufs neue an. Die Frau von Lüdre machete aus ihren Ansprüchen gar kein Geheimniß. Denn, als einstens die

cher Kinder eingesetzt, und an den Marquis von Lassay verheurathet hatte.

*) d. i. den unehelichen Kindern.

**) Elisabeth Hamilton.

Dauphine mit einem Zirkel spaßete, und zu ihr sagete: sie müßte die beyden Augen ausstechen, die so viel Uebel anrichteten; so antwortete ihr die Frau von Lüdre: Ja, thun sie das, gnädigste Frau, und das zur Strafe. Denn sie haben noch nicht alle das Uebel angerichtet, daß sie nach meinem Wunsche wohl hätten anrichten sollen. Diese Frau war mit der Frau von Richelieu sehr vertraut; und diese mußte es entgelten. Die Wuth der Frau von Montespan fiel ganz auf sie. Doch rechtfertigte sich die Herzoginn damit, daß sie heilig versicherte: daß es sie allzusehr gereue, die erste Liebe des Königs angezündet zu haben, als daß es ihr einfallen sollte, eine neue Glut zu erwecken. Die Frau von Maintenon meldet, es sey nicht wahrscheinlich, daß der König eine Person im Ernste geliebet habe, dergleichen die Frau von Lüdre war; indem sie sehr große und sichtbare Fehler hatte. Doch gab man ihr zu bedenken, ob sie auch wohl das Seltsame von einem verderbten Geschmacke hinlänglich kennete. Der König zöge ja den Herzog von Maine allen seinen Kindern vor, weil er hinkte. So könnte er ja wohl auch die Frau von Lüdre eben darum allen andern Frauen vorziehen, weil sie stotterte.

Die Frau von Montespan, welche in den Arten sich selbst zu foltern sehr sinnreich war, fand Ursache zum Misvergnügen, selbst unter ihren eignen Blutsfreunden. Die Frau von Thianges hätte gerne ihre beyden Töchter an die Stelle ihrer Schwester gebracht; und sich selber wünschte sie, an der Frau von Maintenon ihre Stelle zu kommen. Sie

wollte

wollte andächtig seyn; und war so stolz darauf, daß sie sich folgendergestalt über einen Bedienten beschwerte, der ihr bey der Tafel starke Getränke anboth: **Der Mensch muß doch wohl nicht wissen, daß ich fromm bin.** Bey einem äußerlich so guten Wandel nahm sie dennoch an allen Liebesränken Antheil. Sie war außer sich, daß sie nicht mehr zu den vertrauten Unterredungen gezogen ward; und schrie die Gunst für einen unrechtmäßigen Eingriff an, in welcher diejenige beym Könige stand, die ihren Platz eingenommen hatte. Ihre beyden Töchter, die Frau von **Nevers**, und das Fräulein von **Thianges**, nachmalige Herzoginn de **Sforce**, sah sie für ein paar Personen an, welche verdienten am Brete oben an zu seyn. Es waren unverbesserliche Schönheiten. **Ludewig** zog sie zu allen seinen Spazierfahrten und Ergötzungen. Seine Neigung wankte wechselsweise von der einen zu der andern, und konnte nie Wurzel fassen. Er liebete die, die er vor sich hatte, die abwesende kam ihm aber noch liebenswürdiger vor.

Die Frau von **Montespan** glaubete diesen einheimischen Fallstricken zu entgehen, wenn sie den König des bisherigen Zwanges entließe, und ihn wieder nach Hofe brächte. Dem zu Folge trat eine ausgelassene Lebensart an die Stelle eines einsamen Lebens, das sie sich selbst die Zeit her auferlegt hatte. Man vertrieb sich die Zeit mit Spielen, Jagden, Gastereyen und Schauspielen. Bald spielte sie in Nachtkleidern, mit der Königinn, die sie vermittelst eines Blickes fortschaffete, den sie der Herzoginn von

Richelieu zuwarf; bald zeigte sie sich in einem beläſtigenden Putze von edlen Gesteinen, und dem ganzen Gefolge der Hofstatt in allem dem Glanze der Schönheit, welcher fremde Gesandten in Bewunderung setzen, ihre Nichten verdunkeln, und die Frau von **Maintenon** zur Verzweiflung bringen konnte.

Der König reisete zum Heere nach Flandern ab, und die Frau von **Montespan** gieng nach Bourbon ins Bad. Die Damen bestrebten sich mit allen ersinnlichen Ränken um die Ehre sie dahin zu begleiten. Sie aber begegnete ihrer zudringenden Dienstwilligkeit, mit dem stolzen und verachtungsvollen Unwillen einer Person, welche der allgemeinen Knechtschaft, die vor ihr zittert, müde ist. Zu **Maintenon** hielt sie sich drey Tage auf, wo sie zween Couriere vom Könige bekam, die die Frau des Ortes sehr beunruhigten. Jene ließ dieser von dem Inhalte der Bothschaften nichts wissen; das machete, daß die Frau von **Maintenon**, die zwar gern den Hof verlassen hätte, aber nicht gern von ihm verwiesen seyn wollte, in die Furcht gerieth: man möchte wohl gar in ihrer eignen Behausung ihr eine Falle bauen. Doch benahm ihr die Frau von **Montespan** endlich diese Bekümmerniß: als welche eher einer kleinen Falschheit, als einer Bosheit fähig war.

Seit der Wiederkunft des Königes nahm die Wuth der Frau von **Montespan**, und die Gunst gegen die von **Maintenon** zu. Die Königinn unterließ nichts, womit sie das Hofleben der ersten zuwider, und der zweyten annehmlich zu machen vermeynte.

meynte. Sie führte sie zuweilen in die Klöster; die eine, um sie von der Welt allmählig zu entwöhnen; die andre um die Welt mit ihr bekannter zu machen. Eines Tages als sie bey den Carmeliterinnen waren, schlug die Frau von **Montespan** eine Lotterie vor, und ließ allerley holen, das sich für Nonnen schicket. Doch macheten diese geheiligten Frauenzimmer sich ein Bedenken darüber. Die Agnus, Crucifixe, Kopftücher, Rosenkränze, und was dergleichen heiliges Spielwerk mehr war, dünkte ihnen von der unreinen Hand entweihet zu werden, die sie ihnen schenkte. Um sie nun ihres Kummers zu entledigen, verstatteten sie der Frau von **Montespan**, die Loose zu bezahlen, und bathen die Frau von **Maintenon** sie unter ihnen auszutheilen. Schwester **Louise der Barmherzigkeit** gewann eine **Magdalene**. Der Anblick dieses Bildes rührte die Frau von **Montespan**. Das fliegende und zerrüttete Haar, die gefaltenen Hände, die von Thränen verdunkelten schmachtenden Augen, das von Schaam, Liebe, Furcht und Hoffnung verwirrte Gesicht, die Gegenwart der **Valiere**, die das lebendige Bild von diesem allen war; die Schande, das zu seyn, was die **Valiere** sonst gewesen war; das Andenken eines ehemaligen Vorsatzes, derjenigen in der Buße nachzuahmen, welcher sie in ihren Vergehungen nur gar zu sehr nachgeahmet hatte; die Hoffnung, die Reize ihrer Schönheit, so wie die **Valiere**, noch beyzubehalten, oder durch das Anzügliche der Wehmuth zu erheben; die Stille unter den Anwesenden, die entweder auf ihre Augen Acht gaben, in welchen

sie

sie sich einbildeten alle diese Betrachtungen erscheinen zu sehen, und zwar in eben der Folge, wie sie in ihrer Seele aufstiegen, oder sich über die Wirkungen der göttlichen Gnade an ihrer Seele verwunderten; alles dieses stürzte die Frau von Montespan in eine Verwirrung, die ihres Bemühens ungeachtet, sich mit einer erzwungenen Munterkeit nicht wollte bergen lassen, und durch die Fragen nur noch sichtbarer ward, die sie an die Valiere that. In rechtem Ernste, fragte sie, sind sie denn so vollkommen zufrieden, als man saget? Zufrieden bin ich nicht, antwortete diese Carmeliterinn: aber gelassen bin ich doch. Und sie, gnädige Frau? Ich, an meinem Theile, erwiederte die Frau von Montespan, bin keines von beyden. Da sieht man, unterbrach sie die Frau von Maintenon, da sieht man den Unterschied zwischen der bußfertigen Magdalene, und Magdalene der Sünderinn. Die Frau von Montespan ward beschämt, verstummte, und brach mit ihrer Lotterie ab, woraus sie alle Nieten für sich nahm. Nichts destoweniger machete sie im Hinweggehen mit einer angenommenen Heiterkeit allerhand Spaaß; und fragte unter andern die Valiere, was sie in ihrem Namen dem Bruder des Herzogs von Orleans melden sollte? Melden sie ihm, was sie wollen, antwortete die andre, mit der Heftigkeit einer Liebenden, und der Gleichgültigkeit einer Carmeliterinn.

Endlich erhielt die Frau von Maintenon Erlaubniß, sich einen Monath lang auf ihrem Landguthe

guthe aufzuhalten. Sie nahm ihre Freunde mit; nicht die Freunde von gestern her, die an andern nur sich selbst lieben; sondern ihre alten Bekanntschaften, mit denen sie auch allezeit aufrichtige Freundschaft gepflogen hat; **Montchevreil, la Tourte, Nantonillet, Barillon, Coulanges,** alles Personen von liebenswürdiger Sittsamkeit, deren rechtschaffenes Herz dem aufgeräumten Umgange keinen Abbruch that. **Courtin** wäre auch gern mit dabey gewesen. Aber die Frau von **Maintenon** meldete ihm, sie hätte keinen Raum für seine Bedienten. **Ach Madame,** versetzte **Courtin, bey Hofe hat man Zimmer genug für Bediente, aber nicht für seine Freunde.**

Es haben ihr einige Schuld geben wollen, als hätte sie sich vor allen und jeden verläugnen und verschließen lassen; die sie entweder an ihre Jugend erinnern konnten, oder sich ihr Ansehen zu Nutze machen wollten. Andre schreiben ihre Sehnsucht nach einem eingezognen Leben dem Entschlusse zu, sich aller ihrer Freunde und Anverwandten zu entladen. Wer noch am meisten auf sie hielt, den befremdete ein so liebloses Betragen; er stund an, seine Gedanken davon zu äußern, und rief bestürzt aus: „Wem wird man doch nun endlich noch wohl trauen „sollen, wenn es wahr ist, daß auch dieser sonst gu„te Kopf dem Wirbel dieses Landes nicht hat wider„stehn können?„

Dergleichen Klagen vermehrten ihre Neigung zur Einsamkeit. Sie entwischte dem Zunöthigen solcher Unbilligen, deren Foderungen und Unverschämt-

schämtheit eine lohngierige Freundschaft verräth. Sie schloß sich zu Maintenon ein, weil die lange Dauer der knechtischen Verehrung, mit der man sie anbethete, sie ermüdete. Verjagte sie hinwiederum ein Murren, das sie bis in den Schooß der Ruhe verfolgte, so ließ sie sich wieder bey Hofe sehen; wo sie anders nichts, als gebückte Hofschranzen, oder misvergnügte Freunde antraf. Jener Verehrung liebkoßte ihrem Stolze weniger, als sie ihre Aufrichtigkeit zum Zorne reizete. Diese Unbilligkeit hergegen erregte nicht sowohl ihren Unwillen, als ihren Gram.

Doch tröstete sie die Güte des Königes, der von ihr, wie von seiner zweyten, ja zuweilen wohl gar als wie von seiner vornehmsten Freundinn sprach. Nur fehlte wenig, daß die Schmäucheley nicht auch diese Güte, durch das ewige und unbescheidne Wiederholen derselben, ihr vergället hätte. Alles schien ihr zu Gebothe zu stehen. Die Hofstatt der Frau von Richelieu richtete sie nach Gutdünken ein: und diese Herzoginn nöthigte sie, sich den Gefälligkeiten der Damen nicht zu entziehen; davon die eine ihr die Handschuhe zutrug, eine andre die Seifenbüchse vor ihr auf den Knieen hielt, und vor Sehnsucht ihre schönen Hände zu küssen fast vergehen wollte. Die eine kleidete sie aus, die andre brachte sie zu Bette; alle waren um sie her, bestrebten sich ihr zu gefallen, und belästigten sie. Die Frau von Richelieu wollte sie mit aller Gewalt bereden, daß sie niemanden weder grüßen, noch danken dürfte. Wollen Sie, sagete sie zu ihr, das

An=

Andenken ihres vorigen Standes den Leuten aus dem Sinne bringen; so müssen sie ihn selbst auch vergessen. Dieser Rausch verrauchte bey der Frau von Maintenon gar bald. Sie spottete selbst über ihre Würde, und lachte der erfinderischen Niederträchtigkeiten der Weiber sowohl, als ihrer eigenen Langmuth sie zu dulden.

Unterdessen machete man zu Paris seine Glossen. Muthmaßungen ohne Ende verursachte eine Reise des Herzogs von Orleans nach Maintenon, und eine Entfernung der Frau von Montespan vom Hofe auf eine kurze Zeit; dazu Eigensinn, Ekel der Hofförmlichkeiten, und Unpäßlichkeiten die Veranlassungen waren. Man wollte von allen die Ursachen und Absichten wissen: warum man weine, warum man lache, warum man sauer und ernsthaft sähe; warum man sich ziere und seltsam gebährde? Mit Vorurtheilen beobachtete man, und beurtheilte auch eben so unrichtig. Auf der Stirne der Frau von Maintenon sah man Stralen von Wonne; aber auf den Augen der Frau von Montespan dicke Wolken. Einige sehneten sich nach einer Veränderung, andre fürchteten sich davor, und die meisten behaupteten: sie wäre schon geschehen. Manche wollten die Erkenntlichkeit der Frau von Maintenon anklagen; aber wider ihre Keuschheit hatte kein Mensch nichts. Die Frau von Sevigne hat uns alle diese verschiednen Urtheile aufbehalten, davon sie selbst eine Zeuginn war. Doch unter allen fiel es nicht einem einzigen ein, die Frau von Maintenon in den Verdacht zu ziehen, als strebte sie

nach der Stelle der Frau von Montespan. Man sah wohl, daß sie sich höher schwänge; aber man sah auch, daß sie das ohne Vorbedacht, ohne gewaltsame Bemühung, und ohne Schwachheiten that. Ihr guter Namen mußte gewiß untadelhaft seyn, weil man ihn sogar nicht in einem Lande beschmitzet hatte, wo die besten Werke oder Gesinnungen beynahe niemals der Tadelsucht hämischer Herzen entrinnen.

Die Frau von Montespan sah wohl ein, daß eine anscheinende Gunst gar oft eine wirkliche nach sich zieht. Sie sammlete also alle Ueberreste ihrer Gewalt über das Herz des Königs, um ihrem Verluste wieder beyzukommen. Mitten unter dem heftigsten Verzagen that sie sich Gewalt an, außerordentlich lustig zu seyn. So übel zufrieden sie auch mit ihren Reizen war, so war sie sich doch auch der Stärke derselben gewiß bewußt. Bald zeugte ein nachläßiger Putz von ihrem Zutrauen zu sich selbst; bald sagete ein siegerischer Aufzug, wie rechtmäßig ihr Zutrauen wäre. Den einen Tag nahm sie von ihrem Liebhaber die Gelübde der Treue kaltsinnig ein; den andern lehnte sie sich ganz vertraut mit ihrem Haupte auf die Achsel des Königes, gleich als wollte sie so viel sagen: **Ich bin itzund besser mit ihm dran, als ich ie gewesen bin.**

Neuntes Hauptstück.

Das 1677ste Jahr.

Der König gab der Frau von Maintenon von Tage zu Tage neue Kennzeichen seiner Hochachtung gegen sie. Bey den Gastereyen, die er auf dem Lande anstellete, setzte er sich nicht zu Tische, sondern bediente die Damen insgesamt; obgleich seine Neigung nur ein einziges Ziel vor sich hatte. Er fürchtete sich vor den eifersüchtigen Blicken der Gebietherinn, die er noch hatte; und vor der Strenge derjenigen, die er gerne haben wollte.

Die Frau von Montespan sah das Spiel ein, das man in geheim trieb. Ihre Eifersucht ward aufs empfindlichste dadurch angegriffen. Aber hat wohl je die Eifersucht etwas gehindert? Sie getraute sich nicht, die Frau von Maintenon einer Liebe gegen den König zu beschuldigen. Man legte ihr das zur Last, daß sie dem Könige wohl gefiele, verweigerte ihm seine bisherigen Ergetzungen, und warf ihm nicht sowohl seine Neigung, als seine Sünde vor. Der König war in tausend Aengsten, weil er besorgte, man würde seine neue Verbindung für lächerlich ansehen: da er aber sah, daß man sie nur als strafbar betrachtete, so kam er wieder zu sich. Man überhob ihn des Zwanges, seine Leidenschaft zu bekennen. Ein schwaches Läugnen galt

bey ihm so viel, als ein förmliches Geständniß: und die Frau von Montespan brachte durch ihre Hitze und ihr unbescheidenes Toben zwey Herzen zusammen, welche der Wohlstand von Rechtswegen hätte von einander entfernen sollen. Vieleicht hätte die Frau von Maintenon nie erfahren, daß der König in sie verliebt wäre, wenn die Frau von Montespan es ihr nicht beygebracht hätte. Diese hätte dergleichen Gedanken ihr nicht in den Kopf setzen, sondern vielmehr durch höhnische Spöttereyen und Verachtung, sie in die Classe der Unmöglichkeiten verweisen sollen.

Ludwig gab diese Eroberung noch nicht auf. Er nahm sich fest und steif vor, alles zu wagen, und hatte das Herz nicht, auch nur ein Wort deswegen zu verlieren. So lange er die Frau von Maintenon nicht in den Augen hatte, konnte er sich nicht vorstellen, daß es möglich sey, daß sie ihm widerstünde. So bald er sie aber sah, so entfiel ihm der Muth, einen Angriff auf sie zu wagen. Die Hoffnung, die seine Würde ihm machete, ward von der Verzagtheit zernichtet, welche die Gegenwart der Tugend den Herzen einjaget. Niemals war der Mensch mit dem Könige einig.

Doch, als er einstens auf der Jagd war, verließ er die Gesellschaft, und wollte die Frau von Maintenon in ihrem Schlosse überraschen. Aber sie war den Augenblick zuvor ausgefahren. Der König schloß daraus, daß man ihm entgehen wolle; und dieser Verdacht half seiner Hoffnung auf. Ein Paar Tage darauf kam er wieder; aber er ward

ge=

gewahr, wie wenig die Ehrfurcht seinem Verlangen günstig war.

Die Frau von Montespan hätte über den Aussichten bersten mögen, womit diese verliebten Uebereifälle ihr droheten. Die Undankbarkeit der Frau von Maintenon mußte wiederum herhalten: doch eine Schwachheit ruckete sie ihr nicht vor. Zu Paris trug man sich mit folgenden Reden: Sie hat zu guten Rath bekommen, sagte man, als daß sie das Panier einer solchen Untreue aufwerfen sollte; zumal bey so wenigem Anscheine einer Hoffnung, die Früchte derselben lange Zeit zu genießen. Wird sie die Straße der Untreue eröffnen, so wird sie nur zu einem Thore dienen, dadurch man zu andern jüngern und wohlgestaltetern forteilen wird. „So schlossen die Neugierigen, die ohne hinlängliche Kenntniß, an Folgerungen fruchtbar, unvermögend, dasjenige einer Keuschheit beyzumessen, was der Klugheit zugeschrieben werden kann, und gewohnt sind, an Leuten, die bey Hofe in Gnaden stehen, sich mit Schmähsucht zu rächen. Mitten unter den Stürmen, die den Hof beunruhigen, saß die Frau von Maintenon geruhig. Ihren Freunden kam es vor, als wollte sie sich gar nicht ins Spiel mengen; und dem Könige, als würde sie alle seine Angriffe zu schanden machen. Darum sagete auch die Frau von Montespan zu ihm: Sire, diese Frau wird sie weiter locken, als sie sich itzt einbilden.

Dieser Frau ihr Regiment gieng zum Ende. Sie strengete demnach ihre Kräfte an, die kurze Zeit sich noch recht zu Nutze zu machen. Tag und

Nacht sann sie darauf, wie sie den König von fleischlichen Lüsten abbringen möchte. Sie setzete sich in den Kopf, ihn damit allen Weibern zu entreißen, wenn sie in ihrer Person allein, ihm alles vergönnete, was sie, alle zusammen genommen, ihm hätten einräumen können. Allem seinem Begehren willfahrte sie. Ja es war ihr nicht genug, ihnen Gnüge zu leisten. Nachdem sie sie befriedigt hatte, ließ sie ihm auch ihre eigenen Lüste kosten; und, um sie zu ersticken, so mußte das äußerste Anstrengen einer recht ausstudirten Sinnlichkeit die letzten Quellen der Wollust aufthun.

Die Frau von **Maintenon** konnte nicht begreifen, wie die Frau **von Montespan** zu einer Zeit das Haupt noch empor tragen, und der allgemeinen Verachtung Trotz biethen konnte, da der Unflath des Lasters sie noch scheußlich machete; da ihr starres und wildes Auge seine natürliche Gelassenheit noch nicht wieder angenommen hatte; da ihre Stirne noch rauchte, und ihre Hand noch zitterte. Die Frau von **Maintenon** seufzete darüber, daß sie sehen müßte, daß der König auf seine Reichsgeschäffte, und auf das Anliegen seiner Unterthanen mehr nicht, als einen ausgemergelten Körper, geschwächte Sinnen, und so zu sagen, die Ueberreste seiner selbst vorwenden konnte.

Auf solche Weise riß die Frau von **Montespan** **Ludewigen** von sich selbst los, und brachte ihm die Empfindung der wahren Glückseligkeit damit bey, daß sie ihm das leere und unzulängliche nichtiger Ergetzungen sehen ließ. Nunmehr verlohr er vollends die geringen Ueberreste einer Hochachtung gegen ei-

ne schnaubende Buhlerinn. Ihre Reize, die ehedem eine untrügliche Kraft hatten, ihn aufzumuntern, konnten ihn nun gar nicht mehr aus seiner Ohnmacht erwecken. Seine Sinne waren bey nahe eben so fühllos, als seine Liebe. Führte die Gewohnheit ihn zuweilen derjenigen noch zu, die ihn seiner Empfindlichkeit beraubet hatte: so mußte der Anblick eines fremden Bildes ihn zuvor wieder beleben. Mit einer von selbst aufgedrungenen Bethörung täuschete er sein Herz; und in den Armen der Frau von Montespan opferte er seine Neigung der Frau von Maintenon.

Das Fräulein von Tours, und der Graf von Toulouse waren die letzten Früchte dieser erzwungenen Lüste. Ludwig schämete sich so sehr darüber, daß er sein, den Unterthanen gegebenes Wort nicht gehalten hatte, daß die Frau von Montespan auch diese Kinder eben so heimlich, als die ersten zur Welt brachte. Die Frau von Maintenon wollte mit ihrer Erziehung nichts zu thun haben; diese Weigerung stund auch sowohl der Mutter als dem Vater an. Jener sah ihn gern, weil er vermeynte, daß die Frau von Maintenon um so vielmehr Zeit für ihn übrig behalten würde; diese aber, weil sie hoffete, die Frau von Maintenon um desto gemächlicher vom Hofe losmachen zu können, je weniger Bande sie an demselben befestigten. Besagte Kinder wurden in der Stille bey der Frau d'Arbon, dem Weibe des Haushofmeisters von dem Herrn le Tellier erzogen.

Der Herzog von Maine beschäfftigte indessen die Frau von Maintenon mit einem angenehmen

Zeitvertreibe. Mit seiner Gesundheit gieng es nun schon etwas besser, und sein Verstand fieng an, die Versicherungen zu rechtfertigen, die die Frau von Maintenon von ihm gegeben hatte. Er hatte die artigsten Einfälle von der Welt. Seine Hofmeisterinn hatte seiner mit der zärtlichsten Sorgfalt gewartet, und ihn mit Liebkosungen überhäufet, die ihn aber doch nicht hatten ausarten lassen. Sie hatte ihm eine Bescheidenheit eingeflößet, die ihn weder einfältig noch kleinmüthig gemachet hatte. Eines Tages gieng der Herzog von Montauzier mit einem Stocke in der Hand vorbey, als er eben am Fenster stund. Dem schrie er zu: Haut la baguette - - den Stab hoch, Monsieur de Montauzier. Nichts hätte diesen ernsthaften Herrn besser schildern können, als diese Worte. Einsmals beschwerte sich der Prinz von Conde über das Geräusch, das dieser kleine Herzog mit seinem Spiele machete. Das Kind aber antwortete ihm damit, daß es sagete: Wollte Gott, daß ich nur tobte wie Sie, Monsieur. Als die Frau von Maintenon ihn einmal ermahnte, sich gewisse trotzige Gebärden abzugewöhnen, und ihn auf das Exempel des Königes verwies, welcher viel höflicher wäre, als er: so sagete der Prinz: Ach, das glaube ich wohl. Der König ist auch seines Ansehens gewiß. Aber ich weis noch nicht, was für eine Person ich einmal vorstellen werde. Diese ersten Funken eines feurigen Geistes fielen auf ein Herz, das bereits von Liebe zu dessen Lehrerinn entglommen war; und diese gieng durch Kleinigkeiten ihrer Größe entgegen.

Fagon rieth zu einer zweyten Reise nach Barege. Der König erließ der Frau von Maintenon die Beschwerlichkeit derselben. Allein sie sehnte sich nicht weniger nach ihrer Freyheit, als Ludwig sich wünschete, sie um sich zu haben. Sie ließ deswegen ihre ganze zärtliche Liebe zu dem jungen Prinzen für sich sprechen; den zu verlassen, sie nicht über ihr Herz bringen konnte. D'Aubigne, der damals zu Coignac stand, that sich durch seine Geflissenheit, den Herzog von Maine anständig aufzunehmen, hervor. Das war das einzige Vergnügen, das er in seinem ganzen und langen Leben seiner Schwester machete. Aus den Briefen der Frau von Maintenon sieht man, was für Freude sie empfunden, als sie sich wieder in dem Schooße ihrer Verwandten befand. Doch traf sie in demselben anders nichts, als dürftige, ketzerische oder lächerliche Leute an: denn, war gleich ihr Geschmack feiner geworden, so war er doch nicht verderbet worden.

Zu Murcay machete sie noch eine wichtige Entdeckung. Sie fand ihres Großvaters Memoires secrets, oder geheime Nachrichten; und in der Gemüthsart dieses großen Mannes zugleich die meisten ihrer eignen Fehler und guten Eigenschaften. Sie war, wie er, frey im Reden, ernsthaft, ungeduldig, uneigennützig, und unfähig, zum Werkzeuge von eines andern Leidenschaften zu dienen. Man hätte beynahe darauf geschworen, daß die Seele vom Agrippa d'Aubigne in dessen Enkelinn gefahren wäre. Unsere Eigenschaften sind erblich. Nur weil es nicht ohne Ausnahme geschieht, so bemerket

man es nicht. Diese Memoires gaben der Frau von Maintenon allerhand artige Histörchen an die Hand, dem Könige die lange Weile zu verkürzen. Er konnte auch daraus ermessen, daß sie dazu eben nicht gebohren worden, was sie ehedem gewesen. Ein Mortemar, den der König zum Pair und Marschall de France gemachet hatte, war weit unter dem Helden aus dem vorigen Jahrhunderte. Der König nahm alle Eindrücke willig auf, die dem Gegenstande seiner heimlichen Zuneigung, der in seinen Augen schon so ehrwürdig war, noch mehr Ansehen gaben; und er bedauerte die Frau von Maintenon wegen der Härte ihres Schicksals um so viel mehr, je weniger sie sich selbst darüber beschwerte. Der Abt von Verrot besaß diese Nachrichten. Was für einen Dienst würde er nicht beyden erwiesen haben, wenn er sie bekannt gemachet hätte! Der Großvater würde ganz gewiß das Andenken des Ehemannes vertilget haben.

Der König mußte ein beständiges Gezänk zwischen den beyden Frauen mit anhören; doch konnte er die Frau von Montespan nicht missen, wenn er die von Maintenon behalten wollte. Denn bey dem geringsten Misverständnisse machete sich diese aus der Gesellschaft weg: und der Verdruß trat an ihre Stelle. Er söhnete sie mit einander aus, und setzete einen Vertrag auf, vermöge dessen sie einander angelobten, sich zu lieben. Sie unterschrieben ihn zwar, hasseten sich aber nichts desto weniger. Die Zusage der Weiber ist nicht geheiligter und zuverlässiger, als der Könige ihre. Die Feindselig-

keiten

keiten giengen wieder aufs neue an; nur wurden sie mit mehrerm Wohlstande ausgeübet.

Die Frau von Maintenon hoffete die Eifersucht der andern zu besänftigen, wenn sie sich mit dem Herzoge von Maine einschlösse. Sie unternahm eine Sammlung von seinen Versuchen im Schreiben drucken zu lassen; von seinen witzigen Einfällen hätte man ebenfalls eine artige Sammlung machen können. Wer nur den Herzog sah, der verwunderte sich über ihn. So lahm? und dennoch schon so weit gekommen! so munter, und dennoch so verständig! Dieses kleine Büchlein kam unter der Aufschrift heraus: Oeuvres diverses d'un Auteur qui n'a pas encore sept ans. Es bestund aus Briefchen, die alle etwas artiges und feines an sich hatten, wie auch merkwürdige Begebenheiten aus der Geschichte, die Betrachtungen und Lehrsprüche enthielten; Zu der letztern Art gehöret folgender: Sollte ich auch gleich wider mich selbst den Ausspruch thun; so will ich es dennoch sagen: die Fürsten nehmen gern Geschenke an; geben sie aber welche, so sind sie schon so aufgeräumt nicht. Le Ragois hatte viel glänzende Schönheiten mit eingestreuet. Aber die Frau von Maintenon strich sie aus, und ließ nur das artige, treuherzige und ungekünstelte der Kindheit darinn stehen.

Die Zueignungsschrift machete Aufsehens. Man hatte ihr einen Schwung gegeben, der einem auch noch so ekeln Geschmacke nicht misfallen konnte. Der König und seine Maitresse waren darinn über

die Maaße heraus gestrichen; doch ohne darüber ins Niederträchtige oder ins Plumpe und Abgeschmackte zu verfallen. Bayle schätzete drey Zueignungsschriften hoch. Meines Erachtens wird man, nach Durchlesung dieser, von der hier die Rede ist, nur eine einzige bewundern. Sie sollte aus der Frau von Maintenon Feder geflossen seyn. Zwar hat sie sich nicht unterschrieben. Aber wer wäre wohl, außer ihr, befugt gewesen, dieses Buch der Frau von Montespan zu überreichen, und sie mit dem Tone einer genauen Bekanntschaft, eines vertrauten Umganges, und eines für ihre Vortheile eingenommenen Herzens anzureden? Manchen schien dieselbe gar zu wohl geschrieben, und gar zu unverbesserlich zu seyn; als daß sie nach allen ihren Theilen lediglich von einer Frau hätte herrühren können. Allein, die Auferziehung des Herzogs von Maine hatte ihrem Verstande so viel Erleuchtung verschaffet, als sie ihr Mühe gekostet hatte. Wie sehr man auch heut zu Tage dem Verdachte ergeben ist, daß Schriftstellerinnen an denen Büchern, die unter ihren Namen heraus kommen, weiter keinen Antheil haben, als daß sie ihren Namen Männern leihen; deren übrige Schriften weit unter dem Werthe derer jenigen sind, die ihren Namen verläugnen: so wird man der Frau von Maintenon doch die Ehre des Eigenthumes einer so witzigen Kleinigkeit, nun nicht mehr streitig machen: seitdem die Sammlung ihrer Briefe zu einem Beweise des weiten Umfanges ihrer Einsicht und Fähigkeit geworden ist.

Zehentes Hauptstück.

Karl von Aubigne.

Die Anverwandten der Frau von Maintenon waren die ersten, welche die Wirkungen ihrer Gunst bey Hofe empfanden. Sie liebete ihren Bruder zärtlich. Sie unterließ nichts, das ihn antreiben konnte, den Namen d'Aubigne durch eine ausnehmende That zu erheben. Keine blinde und verzärtelnde, sondern eine männliche, eine solche Freundschaft war es, die ihn von seinen Fehlern hätte heilen können: wenn sein Temperament oder seine natürliche Fähigkeit nicht die Ermahnungen der Schwester, und vieleicht wohl gar auch den Willen des Kranken geheilet hätte.

Karl d'Aubigne that die ersten Kriegsdienste in dem Regimente des Kardinal Mazarins, als Fähnrich, und in dem Regimente des Königes als Lieutenant. Louvois gab ihm, auf beständiges Anhalten der Frau von Maintenon, zwo Compagnien, eine zu Fuße und eine zu Pferde; und verhalf ihm zur Stelle eines Gebiethigers in Ammersfort, einer kleinen Stadt in Holland, die der König vor kurzem eingenommen hatte.

Ludewig führete an allen Orten, die er erobert hatte, den Gottesdienst, dem er zugethan war, mit einer solchen Strenge ein, die Völker nothwendig erbittern mußte, welche der spanische Trotz in die

Freyheit versetzet hatte. Seinen Verfahren nach, hätte man sagen sollen, er brauchete seine Waffen eben sowohl zu Erweiterung des Gebiethes der Kirche, als der Krone von Frankreich. Die Bedienten, welchen die Aufsicht über diese neu angeworbenen Grundstücke aufgetragen ward, ahmeten dem Könige in seinem Eifer nach, und keine so sehr, als die von ketzerischen Ahnen abstammeten. D'Aubigne that sich demnach zu Ammersfort durch seine brennende Begierde Calviner zu bekehren hervor, indem er sie unterdrückte. Er begegnete ihnen mit der unmenschlichen Grausamkeit, welche so sehr geschickt ist, Rom und Frankreich verhaßt zu machen. Die Stadt beschwerete sich darüber bey dem Marquis de Ruvigni, Generaldeputirten der reformirten Kirchen. Die Frau von Maintenon erfuhr ihres Bruders Betragen, und verwies es ihm in einem Schreiben: welches man zwar schon seit langer Zeit im Drucke gesehen hat, auch in gegenwärtiger Sammlung findet; und welches ich nichts desto weniger unsern Zeiten zur Schande auch hier wiederholen muß. „Seyn sie, schrieb sie an ihren Bru„der, den Katholiken günstig, aber auch „nicht

*) So muß man die Stelle auf der 182 Seite der Ausgabe von Nancy verstehen. Ich sprach daselbst aus einem spöttischen Tone. Aber man legete allem Ansehen nach, meine Spötterey übel aus. Man sah die Larve für das Gesicht an. Man beschuldigte mich von allen Seiten her, daß ich ein Apostel der Inquisition wäre, die doch, Gott sey Dank! kein Franzos so sehr verwünschet, als ich. Und wie könnte ich denn auch wohl ein Feind der Duldung seyn, ich, der ich

der

„nicht grausam gegen die Hugonotten. Sie „gehen in der Irre, das ist wahr; aber in „eben der Irre, da auch wir sonst giengen; „darinnen Heinrich der IV. sonst steckete, und „viel große Fürsten noch stecken.„ Jesus Christus hat die Menschen mit Sanftmuth gewonnen. Den Pfaffen steht es zu, zu bekehren: aber den Soldaten hat Gott zu keinen Seelsorger gemacht. Das sind eben die Gesinnungen, die man in der Vorrede Thuans bewundert. Aber die Frau von Maintenon brachte ein hurtiger Einfall auf die Spur der Wahrheiten, darauf das Nachdenken den Thuan geführet hatte. Vernünftige Leute kannten damals das Recht noch nicht, das der König sich nach der Zeit über das Gewissen anmaßete; sie konnten sich nicht überreden, daß die Kirche befugt sey, durch alle nur ersinnliche Mittel ihre verlaufene Kinder wieder in ihren Schooß zu ziehen; und durch die wüthenden Verfolgungen eines Diocletians diejenigen zu zwingen, welche den Einladungen Petri widerstunden. Die Duldsamkeit hieß damals noch nicht ein Ueberbleibsel von dem protestantischen Wesen *).

Von

der Duldung so bedürftig bin? Wenn doch die Eiferer nur l'Accord parfait de la religion & de la politique nachlesen wollten! ein Buch, welches ich als eines der besten von der bürgerlichen Duldung, anzuführen, nicht umhin kann; obgleich dessen Verfasser mich in seiner Vorrede nicht angestecket hat. In einer zweyten Ausgabe, die man veranstaltet, sollen, wie es heißt, die kleinen Gebrechen der ersten mit neuen Schönheiten ersetzet werden.

Von Amersfort, das man bey nah so bald wieder verließ, als man es eingenommen hatte, gelangte d'Aubigne zu der Gouverneursstelle zu Bedfort im Elsaß. Daselbst machete er sich beliebt, und gerieth in Schulden, welche seine Schwester für ihn bezahlete.

Die Unruhe begleitete ihn überall. Er strebte nach Ehrenstellen, für die er nicht gemachet war. Anstatt, seines mittelmäßigen Standes froh zu seyn, und zu genießen, dazu ihm der Anfang seines Lebens keine Hoffnung gemachet; seine Fähigkeit und Betragen aber gar kein Recht gegeben hatten: so quälte er seine Schwester mit Bitten und Flehen, alle ihr Ansehen zu seinem Vortheile anzuwenden. Sie bemühte sich auch, ihn zu hohen Ehrenstellen geschickt zu machen. Aber alle ihre Ermahnungen konnten ihn nicht von dem bürgerlichen Großthun; nicht von den polternden Ausbrüchen einer falschen Herzhaftigkeit; nicht von dem Geziere eines Mannes, der gern für eine wichtige Person angesehen seyn möchte; nicht von den seltsamen Einfällen eines veränderlichen Sinnes; nicht von dem Geschmacke an schlechter Gesellschaft; nicht von tausend andern Thorheiten abbringen, die auf sie selbst zurückfielen. Da sie ihn nun auf diese Weise nicht erheben konnte, so wollte sie ihn wenigstens reich machen. Aber das eine gelung eben so wenig, als das andre. D'Aubigne brachte in einem Augenblicke Summen Geldes durch, welche ihm zu erbitten, seiner Schwester ganze Monathe gekostet hatten.

Sein Lebenswandel war nicht erbaulicher, als sein Aufwand vernünftig war. Er liebete das Frauenzimmer;

zimmer; aber seine Wahl half ihm zu keiner Nachsicht für seine Ausschweifungen. Nur den ekelhaften Gegenständen der allgemeinen Geilheit brachte er seine Opfer. Von einer dieser Nymphen bekam er einen Sohn, der zu **Maintenon** erzogen ward, und im Elende starb *). So gar sehr war er zu gar nichts nütze.

Da die Frau von **Maintenon** sah, daß das Alter ihren Bruder nicht zur Vernunft brachte, versuchte sie es mit der Heurath, von der sie noch einige Hoffnung hatte, als würde sie einen neuen Menschen aus ihm machen. Seine Freunde suchten ihm eine Gemahlinn aus, ja **Louvois** selbst both ihm eine an. Er hatte keine Mittel. Man gab ihm deswegen die Landvogtey über Coignac im Saintogniſchen, die jährlich zehn tausend Livres eintrug. Er wählte unter den vorgeschlagnen Partien sehr lange, ohne sich zu entschließen; und seine Schwester nahm sich seiner Wahl so wenig an: daß man sie nicht beschuldigen kann, als wäre sie darauf umgegangen, einen halben großen Herrn aus ihm zu machen; oder ihn mit einem großen Hause zu verbinden, das ihr selbst zum Rückenhalte hätte dienen können. D'Aubigne bewarb sich anfänglich um zwo reiche alte Witwen, davon er der einen zu theuer, und der andern nicht reizend genug war. Hierauf bethete er ein Fräulein **Cavelier**, oder hundert tausend Thaler an, die sie hatte; einem Fräu-

lein

*) Er hieß Charlot und starb 1717.

lein du Bourg gab er den Korb, welche ihn wieder nach America zurück bringen wollte. Endlich schien es, als wollte er bey dem Fräulein de Foligny stehen bleiben. Funfzehn Jahre, Artigkeit, Liebe, eine Mitgabe von hundert tausend Livres, das waren Reizungen, die ihn dennoch nicht halten konnten. Da er eben im Begriffe war, die Sache mit ihr zur Richtigkeit zu bringen, brach er mit einemmale ab; und das machete überall Aufsehen. Man schlug ihm die Jungfer Pietre, die Tochter eines Anwalds vor: und die heurathete er ohne Wissen seiner Schwester. Diese billigte die Heurath, gleich als ob sie sie gestiftet hätte; weil sie sah, daß der Schaden einmal geschehen war. Der Vorwurf einer niedrigen Abkunft war das eben nicht, was die Frau von Maintenon an dieser Person am meisten kränkte. Jungfer Pietre konnte weder mit ihren Gemüthsgaben, noch mit ihrem äußerlichen Ansehen, noch mit ihrem Vermögen, den Uebelstand einer ungleichen Heurath rechtfertigen. Nie hatte der Stolz der Frau von Maintenon mehr zu verbeißen, als damals, da sie die Frau d'Aubigne der Frau von Richelieu und der Frau von Montespan vorstellte. Alles was an derselben war, schien sich wider einen hohen Stand zu sträuben. In dem Lande, wo der Neid sich alles zu Nutze machet, um alles umzukehren, hatte man zur Noth noch wohl einen Großvater, der ins Elend verjaget worden war, einen Vater, der um seine Ehre gekommen war, und einen lächerlichen Ehemann, vergessen können: aber itzt sah man einen seltsamen Bruder,

eine

eine tölpische Schwägerinn, und Blutsfreunde, die man nicht gern anders, als in der Dämmerung sehen ließ.

So lange die Absichten der Frau von Maintenon noch über ein gemächliches und angenehmes Leben nicht hinausgiengen, hatte sie mit allen ihren Angehörigen Freundschaft gepflogen. Aber da das Glück anfieng, ihr ein erhabner Schicksal anzudeuten, so entzog sie sich ihnen unvermerkt, und hob den Umgang mit ihnen auf, ohne ihnen ihren Schutz zu entziehen. Sie besorgte von dem Adel aus Poitou überschwemmet zu werden. Man rühmte sich schon mit ihr verwandt zu seyn, wenn man es gleich nicht war. Auch ihre Verschwägerten wollten von ihrem Hause seyn; und die es wirklich waren, die wollten alle Stellen haben, die nur erledigt wurden. Die Frau von Maintenon setzete ihrer Begehrlichkeit Ziel und Maaß, das sie selbst ihr hätten setzen sollen; sie versetzete sie zwar in etwas bequemere Umstände, die aber gleichwohl ihrem Stande keinen größern Glanz gaben. Sie pries ihre Dienste an, ohne diejenigen, die sie belohnen konnten, zu behelligen; und spottete ihres Murrens.

Bey ihren nächsten und liebsten Freunden fieng sie an, ihre Freunde von sich zu entfernen. Den Herrn und die Frau von Aubigne schickte sie nach Coignac zurück. Zwar kamen sie von Zeit zu Zeit nach Paris, aber man vertrieb sie wieder mit allen Arten von Verdruß, den man ihnen bey Hofe anthat. Nichts destoweniger nahm die Frau von

Maintenon sich ihrer Bedürfniß mit mehrerer Willfährigkeit an, als ihr äußerliches Bezeigen gegen dieselbe zu versprechen schien. Sie gab ihnen Rathschläge an die Hand, stellte allerley Dinge an, und trieb allerhand Unternehmungen durch, davon ihr Bruder die Früchte genoß. Diese Art Geld zu sammeln hatte etwas niederträchtiges an sich, das den unbeschreiblichen Abscheu um ein großes vermehrte, den sie vor dem Namen einer Fürbitterinn hatte. Waren gleich dergleichen Anstalten den Räthen, und selbst dem Könige, nicht unbewußt: so mußte sie sich doch nachsagen lassen, daß sie ihren Schutz verkaufte; daß sie die Bedienungen den Meistbiethenden zuschlüge; daß sie nach geschlossenem Handel, mit der Frau von Montespan abrechnete; daß sie beyde ihre Gelder in auswärtigen Banken unterbrächten, um sie außer Gefahr eines Beschlages zu setzen, wenn sie etwa in Ungnade fallen sollten; daß sie zu Paris Schreibestuben hätten, wo sich jederman melden könnte, wer was bey Hofe zu suchen hätte, und wo eine Fürbitte beym Herrn Colbert, die Uebergabe einer Bittschrift beym Könige, ein angefangner Handel, ein vollzogner Handel, für gewisse festgesetzte Preise zu Kaufe wären. Verleitete ein blinder Zufall, ein Vorurtheil, oder das Ansehen einer Person, den König oder den Minister zu einer übelausgeschlagnen Wahl: so mußte das von der Habsucht der Frau von Maintenon herrühren. Sie mußte es seyn, die den Daquin für zwanzig tausend Thaler zum ersten Leibarzte, und den Brunet, für hundert tausend Franken zum Generalpachter

ter gemachet hatte. Sie mußte alles verschlungen haben *). Aus den Misvergnügten wurden frondeurs, das ist Schleudrer, oder Rottiergeister. Schlug der Hof einem was ab, so maaß man dieses den geheimen Ränken noch reicherer Mitwerber bey. Von der Frau von Montespan hieß es, kann man nichts, als nur durch die Frau von Maintenon erhalten, und von dieser erhält man nichts, ohne Geld. So sprach der große Haufen von der uneigennützigsten, von der gutthätigsten Frau von der Welt. So lange die Welt steht, wird man mit den Freundinnen unsrer Könige eben so verfahren.

Die Frau von Maintenon erfuhr dergleichen Gerüchte; sie fürchtete sich, sie möchten dem Könige zu Ohren kommen; die Furcht machete ihr bange, der Verdacht wider sie möchte zu einem Beweise werden; und darum schlug sie alle Sachen aus, die ihr vorgetragen wurden. Es ist natürlich für jemanden, der in der Dürftigkeit gesteckt hat, einen Rückfall in sein voriges Elend zu besorgen. Das Sparen war der Frau von Maintenon so natürlich, die Begierde Schätze zu sammeln ist damit so sehr verwandt; und so viel Beyspiele macheten das Geldnehmen rechtmäßig: daß die Hintansetzung eigner Vortheile, welche anfänglich mehr nicht, als eine Eigenschaft wohlgesitteter und ehrbarer Leute zu seyn scheint, in der That zu einer Tugend wird. Die Weiber fiengen an mit den Beamteten in einer nie-

*) S. Les Desordres de la Cour de France.

derträchtigen Vertraulichkeit zu leben. Diejenigen, die einen Controleur general, einen Intendant des Finances, einen Generalpachter nicht erwischen konnten, die hiengen sich mit den verächtlichsten Unanständigkeiten an ihre Agenten und Buchhalter. Die Weiber gaben Rath; sie brachten neue Steuern auf, sie verkauften ihren Schutz, ihre Keuschheit, ja das Blut der Unterthanen. Kurz, der geschäfftigste Theil des Volkes ward von dem liebenswürdigsten unterdrücket.

Der König wunderte sich, daß die Frau von Maintenon sich nichts von ihm ausbath; und verordnete davor ihrem Bruder Erkenntlichkeiten, wegen aufgetragener Geschäffte. D'Aubigne kam nach Paris sie daselbst durchzubringen. Umsonst bemühte sich die Frau von Maintenon, ihn wieder nach Coignac zurück zu schicken. Weder Zureden noch Kaltsinn vermochte was bey ihm. D'Aubigne verspielte alles, was der König ihm gegeben hatte, und was er noch zu bekommen hoffete. Eines Tages spielte er Pharaon, und setzte Haufen von Golde auf die Carten, ohne sie zu zählen. Der Marschall von Vivonne kam dazu und sagete: Außer dem d'Aubigne kann niemand so große Spiele spielen. Das machet, antwortete d'Aubigne vermessen, daß ich meinen Marschallstab in baarem Gelde bekommen habe.

So behutsam nun die Frau von Maintenon war, die Gunst, in der sie bey Hofe stand, zu verbergen, so eitel war d'Aubigne, sie überall auszuposaunen: gleich als ob alle seine Ehre und Vor-

zug

zug darinnen bestanden hätte, ihr Bruder zu seyn. Er stieß unbesonnene Reden aus, die man der Schwester mit Höflichkeit wieder hinterbrachte. Dergleichen Uebereilungen wieder gut zu machen, war sie genöthigt, ihren besten Freunden was weiß zu machen. Und so geschah es, daß Paris neue Zeitungen nach Versailles wieder zurück schickte, welche auch die neugierigsten und verschmitztesten Hofleute irre macheten.

Der Frau von **Maintenon** ging es nahe, daß sie in ihrer ganzen Familie niemanden hatte, den sie mit Ehren hätte aufführen können. Der König hatte auf ihr Wort den **von Aubigne** zu lieben angefangen. Aber so bald er ihn hatte kennen lernen, hatte er auch Abscheu vor ihm bekommen. Kein stärkerer Beweis von der unglaublichen Gewalt, die die Frau von **Maintenon** über den König hatte, kann angegeben werden, als dieser: daß **Aubigne** mit der Zeit den heil. Geistsorden und die Landvogtey von Berry bekam. **La Bruyere** hat ihn in seinen Schilderenen vortrefflich wohl getroffen, wenn er ihn also abmalet: „Das Gold blitzet auf „seinen Kleidern. Sein Degengefäß ist ein „Onyx. Ein großer Demant an seinem Fin„ger blendet die Augen. Kein einziges von den „kostbaren Spielwerken mangelt ihm, die man theils „zum Gebrauche, theils aus Eitelkeit bey sich zu „tragen pflegt. Er trägt allen den Schmuck an sich, „den ein Jüngling mit einem alten Weibe erheu„rathen kann. Laßt mich doch wenigstens solche Kost-

„barkeiten sehen. Schickt mir die Kleidung und „den Schmuck; so will ich euch den Menschen gern „lassen *). Er kömmt mit großem Geräusche an, „er dringt sich durch, er kratzt, er stößt einen beyna„he. Er nennet sich endlich, und so kömmt man „denn wieder zu sich selbst. Man läßt ihn mit dem „großen Haufen ein. Er schien beneidenswürdig „zu seyn; und nun erregt er Mitleiden.„ **) Kurz, die Frau von **Maintenon** war das Götzenbild des Hofes, und mit dem Grafen **d'Aubigne** trieb der Hof nur seinen Spott.

Eilf-

*) Im zweyten Hauptstücke, von persönlichen Aufzügen.
**) III Cap. vom Frauenvolk und 8 Cap. vom Hofe.

Eilftes Hauptstück.

Die Frau von Maintenon spricht mit dem Könige.

Seit der Geburt des Grafen von Toulouse sah der König die Frau von Montespan mit Gleichgültigkeiten. Diese grämte sich darüber, und schob die Schuld auf ihre Wochen; schwur daher, Sorge dafür zu tragen, daß sie nicht wieder schwanger würde, und richtete alles darauf ein, wieder in die Wochen zu kommen. Louvois und Marsillac, die allezeit voraus sahen, wem man zu gehorchen haben würde, hatten die Gunst des Königes gegen die Frau von Maintenon so lange befördert, als diese ihnen nicht bedenklich geworden war. Aber da sie sie mit schnellem Wachsthume steigen sahen, so bemüheten sie sich dieselbe zu zernichten. Sie wußten, daß die Frau von Maintenon nicht von ihnen abhangen würde; und die Frau von Montespan war in einem solchen Zustande, den dieser Herren ihr Mitleiden nicht gänzlich vernachläßigen durfte; und der die Frau von Montespan selbst anhalten konnte, genossene Wohlthaten zu erwiedern. Gleichwohl macheten sie sich selbst die Einwendung: daß, gesetzt auch, ihre Bemühungen für die Frau von Montespan hätten einen glücklichen Erfolg; gesetzt auch, diese hätte ein erkenntliches Herz, dennoch ihre Erkenntlichkeit

ihnen nicht viel helfen würde; weil der König allem Ansehen nach, einen Ekel vor ihr bekommen hätte, und also von nun an mehr Achtung, als Geneigtheit gegen sie haben würde. Jedoch, Leuten die viel vermögen, weil sie bey dem Herrn wohl stehen, dergleichen **Louvois** und **Marsillac** waren, solchen Leuten ist nichts angenehmer, als eine Frau, die weder schaden noch helfen kann, an der Stelle zu sehen, wo man einem schaden kann.

Die Frau von **Maintenon** war auf alle Anlagen eines Vorhabens aufmerksam, davon der erste Punct ihr eigen Verderben war. Es mag nun ein Edelmuth, oder Mistrauen gegen ihre eigene Kräfte Schuld daran gewesen seyn; gnug, sie begnügte sich die Streiche, die man ihr zudachte, abzuwehren. Oeffentlich zerfiel sie mit ihren Feinden nicht, setzete sich folglich nicht in die Nothwendigkeit, sie wiederum an ihrem Theile zu stürzen. Gleichwohl schien es, als macheten diese sich aus einem Bruche nichts; und untergruben ohne Schonen, eine Gunst, deren Seltsamheit ihnen die Folgen davon ankündigte, und die ihnen ein Eingriff in alle Regeln des Wohlstandes zu seyn schien. Denn, erhebt der Stolze sich über allgemeine Vorurtheile, wo es auf seine eigene Person ankömmt: um wie viel mehr wird er sie nicht bey andern für ungültig erklären?

Marsillac suchete die Frau von **Maintenon** lächerlich zu machen. Die Erzählungen vom Krüppel mußten in ihrem Beyseyn so oft herhalten, daß man wohl sah, daß er sich wenig drum bekümmerte,

wie

wie sie es aufnähme. Die Frau von Maintenon erröthete, und verbesserte diese Schwachheit geschwinde damit, daß sie eben so arg darüber lachete, als die andern. Dem Könige verdroß der vorsetzliche Muthwillen Marsillacs, und die hämische Freude der Frau von Montespan; sonderlich die Beschämung der Frau von Maintenon. Scarron mußte so oft auftreten, daß der König endlich die Absicht des Possenreißers merkete, und durch sein ernsthaftes Ansehen zu erkennen gab, daß man ihm mit dergleichen Einfällen wenig Gefallen erwiese. Seine Achtung gegen die Wittbe machete, daß er ihren Mann nicht mehr so lächerlich fand. Die Frau von Maintenon mag es nun gethan haben, in welcher Absicht sie wolle; entweder den König wider alle Eindrücke abzuhärten, die Scarron auf ein zärtliches Herz machen konnte, weil es nicht philosophisch zu denken gewohnet war; oder um sich des Zwanges zu entschütten, darinn sie ihr Gesicht halten mußte: so brachte sie doch den König zuweilen in ihren besondern Unterredungen auf den Kranken der Königinn; erwähnte nicht so wohl seiner lustigen Schwänke, als vielmehr seiner Leibesschwachheiten; und gab dem Könige zu verstehen, daß sie mehr seine Wärterinn als Ehefrau gewesen wäre. Solche Eindrücke drungen um desto leichter und tiefer bey dem Könige ein, weil die Liebe ihnen das Wort redete.

Louvois fiel die Frau von Maintenon hierauf listiger und verdeckter, aber von einer nicht so empfindlichen Seite an. Er schwärzte sie bey dem

Könige als eine Auskundschafterinn der Heimlichkeiten des Hofes an, es möchte nun Neugier, oder Stolz sie dazu verleiten. Die Frau von Maintenon, sagete er, weis alles; oder sie rühmet sich wenigstens, alles zu wissen. Hätte diese Nachricht Glauben gefunden: so hätte sie die Frau von Maintenon zu Boden geschlagen. Der König war mistrauisch und argwöhnisch genug, um einer Verschmitzten gram zu seyn, die sich in alle geheime Händel eindringt; aber er war es zu sehr, um einem Minister blindlings zu trauen. Bey Ergründung beyder Herzen sah er, wenigstens in seinen Gedanken, an ihr eine ungemeine Bescheidenheit, und am Louvois erblickte er eine unsägliche Eifersucht. Eine Regung von Billigkeit vereinigte sich bey ihm mit dem Unwillen, daß er sehen mußte, daß man ihn bey einem Haar hintergangen hätte; und das machete, daß er allen Eindrücken den Zugang versperrete, die seine Zuneigung zu ihr hätten schwächen können. Wider den Marsillac hatte er sich ihrer aus Mitleiden angenommen; von Billigkeit und Rechtswegen hatte er sie wider den Louvois geschützet; aus Geschmack hatte er sie wider die Frau von Montespan vertreten. Wider alle andre Menschen vertheidigte er sie seiner eigenen Ehre wegen. Kurz, die Frau von Maintenon hatte bey ihm niemanden, der ihr das Wort redete, als ihn selbst.

Nun hoffete sie, mehr als sonst, ihn zu bekehren. Der Gottesfürchtige sieht überall den Finger Got-

Gottes, wo der Weise mehr nichts, als des Menschen seinen gewahr wird. Einem Wunderwerke der göttlichen Gnade maß sie einen Kaltsinn bey, der gemeiniglich auf einen langen Genuß zu folgen pflegt. Dieser andächtige Gedanken trieb sie an, ihren Vorsatz durchzusetzen; und alle Gelegenheiten zu dessen Beförderung als außerordentliche Fügungen der Vorsehung zu betrachten.

Der König hatte einst sein Leibregiment gemustert; und war darüber aus der maßen aufgeräumt. Er machete viel Rühmens von den Musketairen, hatte aber gemerket, daß die Frau von Maintenon die ganze Zeit über sehr ernsthaft ausgesehen hatte. Des Abends fragete er sie: warum sie so ernsthaft gewesen wäre? Denn ihr ganzes Betragen fing nunmehr an, ihn aufmerksam zu machen. Die Frau von Maintenon antwortete, sie hätte sich eines gewissen Gedankens nicht erwehren können, der sie die ganze Zeit über bestürmet hätte. Der König ersuchte sie inständig, ihn doch auch diesen Gedanken im Vertrauen wissen zu lassen. Es deuchte mich, versetzte sie darauf lächelnd, daß alle diese Musketairs ausgelassene Freygeister wären; und daß ihr Capitain nicht viel besser wäre. Der König zog sich unvermerkt, unter einem Scherze über diesen Einfall, von der Gesellschaft ab; sie ging ihm nach, und als sie so weit gekommen war, daß niemand sie hören konnte, so sagete sie: Sire, spaßen sie immer, so viel sie wollen. Ich

weis,

weis, daß sie viel auf ihre Musketairs hal-ten: und gleichwohl sollten sie erfahren, daß einer von ihnen seinem Nachbar die Frau entführet hätte; so bin ich gewiß versi-chert, er dürfte heute nicht bey Hofe schlafen; sollte es auch der wackerste Kerl, und sollte es auch gleich das schlechteste Mensch unter der Sonne seyn. Schon seit einiger Zeit war in Ludewigs Gewissen allerhand Bedenken aufge-stiegen, seit dem die Liebe bey ihm erkaltet war. Diese Vorstellung aber erstickte nun vollends seinen strafbaren Trieb, und weckte das Gewissen auf, das auch so laut zu predigen anfing: daß er sei-nen Urias vor sich zu sehen vermeynete, der ihm seine Bathseba wieder abfoderte; aber mit einem Verweise, daß er ihm eine Person, die er ihm keusch entführet hätte, nun befleckt wieder zurück gäbe.

Zwölftes Hauptstück.

Unbedachtsamkeit und Fall der Frau von Montespan. 1679.

Die Frau von Montespan versäumete nunmehr nichts, womit sie sich wieder in die vorige Gunst setzen zu können vermeynte; und Ludwig versäumete auch nichts, womit er sich von ihrem Garne loswickeln könnte. Ihr letztes Kindbette machete sie bekümmert. Ihr ward bange, es möchte der Graf von Toulouse ihr einige Unbequemlichkeiten zugezogen haben, die dem Könige einen Ekel vor ihr erweckten. Sie war so unbedächtig, sich darüber gegen ihn herauszulassen, und er war so hart, ihrer Vermuthung Recht zu geben. Das trug sich eben zu einer Zeit zu, da er von der Jagd kam, und am ganzen Leibe schwitzete. Die Frau von Montespan, als die der Kaltsinn, mit welchem man sie beschimpfete, noch vielmehr verdroß, als der Schimpf selbst, antwortete ihm trotzig: er könnte ihr ja wohl einige Gebrechen zu gute halten, da sie so lange Zeit die seinigen ertragen hätte: und damit warf sie ihm einen Fehler vor, den die stolze Liebe zwar zuweilen duldet, aber die fleischliche niemals vergiebt. Das war für das Herz des Königes ein Pfeil; der so tief eindrang, daß er nicht wieder konnte heraus gezogen werden. Umsonst umfassete die Frau von Montespan seine Schenkel, deren ekelhaften Geruch sie ausgebracht hatte. Man hob sie auf, ohne Haß, oder Liebe, oder Mitleiden gegen sie blicken zu lassen. Und von der Zeit an begriff Ludewig das Gleichniß mit dem Musketair in seiner völligen Stärke.

Nachrichten von dem Leben der Frau von Maintenon.

Das sechste Buch.

Erstes Hauptstück.

Die Frau von Maintenon wird Hofdame bey der Dauphine.

1680.

Die Vermählung des Dauphins brachte den ganzen Hof in Bewegung. Man mußte den Hofstaat der Dauphine anlegen, und nach den ersten Stellen drung sich eben niemand groß. Alle Welt sagete: die Frau von Maintenon würde eine erstaunliche Würde bekommen. Die Frau von Sevigne schrieb: Sie brauchet nichts mehr als ihren Witz, um zu allem zu gelangen.

Die Herzoginn von Richelieu, welche Staatsdame bey der Königinn war, ward zur Staatsdame bey der Dauphine ernannt. Der König hielt sie für fähig, den Hofstaat dieser Prinzessinn einzurichten, und die Liebesverständnisse daraus zu verbannen,

bannen; indem sie, da sie dabey alt geworden, alle deren Ränke, Gefahren und Unnützlichkeit besser kennete, als andere.

Allein es sey nun, um die Dauphine ein wenig zu ziehen, oder der Staatsdame das Gegengewicht zu halten, so brauchete man eine Frau, deren Tugend auf festem Fuße stand, und deren Redlichkeit keiner Verderbniß unterworfen war. Die Frau von Maintenon hatte noch nicht Ansehen genug, um die Stelle einer Hofdame zu bekleiden; indessen konnte dieselbe doch durch niemanden besser besetzet werden, als durch sie.

Der König hatte weder das Herz, ihr dieselbe zu geben, noch sie davon auszuschließen. Er übergieng nicht gerne den Wohlstand, und fürchtete, sein Hof möchte eben so viel Wohlstand von ihm heischen, als er selbst von demselben erfoderte. Die Frau von Maintenon hatte weiter keinen Anhalt; der Herzog du Maine war dem Marquis von Montchevreuil übergeben worden, der sein Hofmeister war; nunmehr mußte man ihm einen angenehmen Unterhalt verschaffen, und seinem Geschmacke zum eingezogenen Leben, eine Pflicht entgegen setzen, die ihn mit der Welt verbände. Um nun dasjenige, was er seiner Liebe schuldig war, mit demjenigen zu verbinden, was er dem öffentlichen Wohlstande schuldig war, so erfand er noch eine neue Würde einer Hofdame, und dieses wider den eingeführten Gebrauch des Hofes, welcher nur eine einzige verstattete.

Er both dieselbe der Frau von Maintenon mit aller derjenigen Gnade an, die eine Wohlthat erhöhen, und den Weigerungen der Bescheidenheit zuvor kommen können. Die erste Stelle einer Hofdame bekam die Frau Marschallinn de la Rochefort. Die Frau von Maintenon welche ganz verwirrt ward, daß sie künftig einer Dame an Range gleichen sollte, welche bisher so sehr über sie erhoben war, bath den König: er möchte dieselbe zuvor um Rath fragen, damit sie über den Unwillen beruhiget würde, welchen die Marschallinn haben könnte, einerley Bedienung mit ihr zu haben. Die Frau von Rochefort antwortete als eine Person, die von Dankbarkeit gegen denjenigen erfüllet war, welcher ihr diese Stelle gegeben hatte; und voll von Hochachtung gegen diejenige, welche man ihr beygesellete. Andere wollen, der König habe mit der Frau von Maintenon selbst die Wahl der Hofstatt der Dauphine überleget; und sie selbst habe die Frau von Rochefort vorgeschlagen, von deren Gesinnungen sie schon gewiß war.

Dem sey wie ihm wolle, so erstaunete der Hof über dieser Erhöhung gar nicht. Der Herzog de la Feuillade drang sich durch den dichten Haufen derer, die ihr Glück wünscheten, und sagete: Gnädige Frau, ich statte Ihnen meinen Glückwunsch zu dieser neuen Ehre ab: denn ich habe diese Bedienung nicht für mich selbst gesuchet.

Die Frau von Maintenon bath *) sich für die Frau von Montchevreuil, die Stelle einer Oberhofmeisterinn der Staatsfräulein aus: welche der König gern beybehalten wollte, um den Hof lebhaft zu erhalten; welchen die Andacht und die Hofdamen ziemlich traurig zu machen begunten. Indessen war dieser Posten für die Frau von Montchevreuil zu schlecht. Der König ersetzete diesen Abgang dadurch, daß er ganz besondere Ehrenbezeugungen damit verknüpfete; diese waren der freye Zutritt zur Dauphine; ein Sitz in ihrer Kutsche; der oberste Rang unter dem Staat vom Hause; das Vorrecht, in Abwesenheit der Hofdamen die Aufwartung zu haben, und mehrere solche Nichtswürdigkeiten, die bey Höfen eine so wichtige Sache sind.

Die Staatsfräulein wurden angenommen, ohne daß man auf ihre Schönheit sah. Es waren die Fräulein von Biron, von Caval, von Tonnere, von Rambüres, und nach der Zeit fügete man ihnen noch die Fräulein von Hamilton und von Leuwestein bey, zwo liebenswürdige Ausländerinnen, deren Geburt und Annehmlichkeiten aber, eben nicht ihre größten Vorzüge ausmacheten.

Der ganze Hofstaat der Dauphine sollte ihr bis Schlestadt entgegen gehen. Man begnügete sich allein die zweyte Hofdame, und den ersten Almo-

*) Man sehe die Briefe der Frau von Sevigne vom 13 Decembr. 1679.

Almosenier entgegen zu schicken. Die bayerische Prinzessinn konnte die Frau von Maintenon und den Bischof Bossüet nicht anders sehen, als einen erstaunlich großen Begriff von dem französischen Hofe zu bekommen; der aber ganz und gar verschwand, als sie ihn näher kennen lernete. Sie selbst hatte viel Verstand, liebete die Künste nicht nur, sondern kannte sie auch; aber sie zu beschützen, das kam ihr nicht in den Sinn. Als der König ihr einsmals sagete: Eur. Liebden haben mir noch nicht gesaget, daß die Großherzoginn von Toscana, Ihre Schwester, so sehr schön sey; antwortete sie: Kann ich mich auch wohl darauf besinnen, daß meine Schwester alle Schönheiten unsers Hauses geerbet hat; indessen, daß ich alle Glückseligkeit desselben geerbet habe?

Diese Prinzessinn besaß diejenige Begierde zu gefallen, welche an einer Privatperson Buhlerey zu seyn scheint; die aber bey einem so erhabenen Range, nur den Annehmlichkeiten der äußerlichen Gestalt aushilft. Sanguin hatte zum Könige gesaget: Sire, stoßen Sie sich nur nicht an den ersten Anblick, so werden Sie vollkommen zufrieden seyn: und Sanguin hatte wahr geredet.

Nunmehr war die Frau von Maintenon ihrer Sklaverey los. Als sie zu der Dauphine Hofstatt trat, verließ sie die Frau von Montespan, welche nicht mehr Ursache hatte auszurufen, wie sie so oft gethan hatte: Sie will vom Hofe weg? Je! wer hindert sie denn daran?

Sie

Sie wohnete bisher in den Zimmern des Fräuleins von Tours; der König aber ließ ihr die von der Frau von Elbeuf, und wenige Tage darauf, ein Zimmer oben über dem seinigen einräumen, damit er öfter von ihren Unterredungen Nutzen ziehen könnte; die ihm theils von den Schmäucheleyen seiner Hofleute, theils von dem lerren Gewäsche seiner Staatsräthe, eine Erholung verschaffeten *).

Sie hatte besorget, ihre neue Ehrenstelle möchte sie zu einer Pracht, zu Lustbarkeiten, und zu einem Müssiggange verbinden, denen allen sie gram war. Allein die Dauphine liebete nichts, als die Eingezogenheit; und nach den ersten Feyerlichkeiten, sah ihr Hof einem Kloster ähnlicher, als einer Hofhaltung: so, daß die Frau von Maintenon, sich, ohne ein Sonderling zu werden, demjenigen eingezogenen Leben überlassen konnte, welches sie Gott und dem Abte Gobelin versprochen hatte.

Ferner hatte sie gefürchtet, daß ihre Standeserhöhung nicht lächerlich seyn möchte, und man wieder gar zu sehr an ihren vorigen Stand gedenken dörfte. Allein dieser Schandfleck ward durch so viele Bescheidenheit bedecket, und die Hochachtung des Königes, die sie so billiger Weise verdienete, tilgete denselben so vollkommen aus: daß diese Wahl von niemanden gemisbilliget ward, als von der Frau von Montespan allein; welche zornig ward, daß Scarrons Wittwe sich unterstanden hätte, ihr gleich zu werden, und dieß mit so vielem Aufwande,

*) Mem. de Mlle. de *Montpensier*.

als ob sie in ihrer Jugend dazu gelanget wäre. Die Frau von Maintenon indessen wickelte sich aus diesen niedrigen Zänkereyen der Hofdamen so gegeschickt heraus, daß man hätte schwören sollen, sie wäre nicht zu wichtigern Dingen gebohren.

Mit ihrer glücklichen Gabe, alle Herzen zu gewinnen, fiel es ihr nicht schwer, auch das Herz ihrer gebiethenden Frau einzunehmen; sie mochte auch so herrschsüchtig und wetterwendisch seyn, als sie wollte.

Die Marschallinn von Rochefort war immer krank; der Herzoginn von Richelieu ward man überdrüssig: folglich behielt sie Muße genug, sich bey der Dauphine beliebt zu machen. Sie war aufmerksam auf alles, was ihre Gunst vermehren konnte, und verschmähete also auch die niedrigsten Dienstleistungen nicht. Die Dauphine hatte einen ganzen Wald von Haaren auf dem Kopfe, welcher von keiner ihrer Kammerfrauen ausgekämmet werden konnte. Die Frau von Maintenon allein konnte sie auseinander bringen, ohne die Prinzessinn zu raufen. Sie herrschete also am Nachttische, an welchem der König oftmals erschien; nicht sowohl aus Freundschaft gegen die Dauphine, als aus Liebe zur Hofdame. Seitdem hat sie oftmals gesaget: Ihr glaubet nicht, wie viel die natürliche Gabe einen Kopf auskämmen zu können, zu meiner Erhöhung beygetragen habe *).

Sie

*) Schriftliche Nachrichten der Frau von Bouju.

Sie verlohr ein Geschenk an dem Dauphin. Sie schickete ihm einen Stock, dessen Knopf eine goldene Granate mit Rubinen besetzet war. Die Krone der Granate öffnete sich, und zeigete das Bild der Dauphine, oben über war geschrieben: il piu grate n'asconde. Ehemals hatte man dieses Sinnbild für die Gräfinn von Grignan erdacht. Damals schien es übertrieben zu seyn: für die Dauphine aber war es eine Wahrheit **).

Die Frau von Maintenon sah nunmehr den König alle Tage, ohne daß die Frau von Montespan sie ausschelten dorfte. Beyde hasseten sich im höchsten Grade. Die Frau von Montespan war erbittert, daß man die Maintenon nur mit einer ehrfurchtsvollen Furcht anredete, daß sie alles lenkete, daß die Staatsräthe ihr so aufwarteten, wie andere Leute ihnen aufwarten mußten; und gab endlich der Dauphine zu verstehen, sie sey nur der Vorwand von des Königes fleißigen Besuchen: diese aber beschwerete sich, daß auch ihre kürzesten Besuche bey dem Könige, allezeit solche zweyseitige Gespräche unterbrächen, die man angenehm zu finden schien. Die Frau von Montespan erweckete ihre Eifersucht, und mußete die Nachlässigkeit sehr auf, mit welcher der König auf einem langgestreckten Lehnstuhl säße; und über die gezwungene Weise der Frau von Maintenon, sich allezeit an die andere Ecke des Zimmers zu setzen: Sie sagete: Die Gunst, worinnen die Eur. königlichen Ho-

**) Briefe der Sevigne den 31 May 1680.

heit Hofdame steht, befremdet Dieselben? Was würden Sie sagen, wenn Sie den ersten Band ihrer Lebensgeschichte wissen sollten?*) und hierauf folgete der Krüppel, die ungestümen Bittschriften der Wittwe, die Liebhaber, die geleisteten Dienste, die unter der Larve der Bescheidenheit versteckete Ehrsucht, der Undank an statt des Dankes, und alles, was eine Frau nur sagen kann, welche außer sich ist, daß sie Frankreich so fruchtlos ein Schauspiel ihrer Liebe und ihres Schmerzens gegeben hatte.

Diese Eindrücke verloschen niemals in dem Gemüthe der **Dauphine**. Sie hatte zwar allezeit viel Achtung gegen die Frau **von Maintenon**; aber sie gewann sie niemals lieb. Der König hingegen ward über die Bösartigkeit seiner Maitresse so erbittert, daß er sie von den abendlichen Zusammenkünften, (Medianocche) ausschloß: und die Frau **von Maintenon** besuchete dieselbe nicht mehr. Die Frau von **Montespan** stellete sich vergebens erstaunet an, daß man ihr ein Verbrechen aus einer so wahrhaften Erzählung wirklich geschehener Begebenheiten machete; sie würde dennoch in Ungnade gefallen seyn, wenn nicht Herr **Colbert** schleunig an ihrer Versöhnung gearbeitet hätte. Da sie indessen ihre Klagen nicht bemeistern konnte, so breitete sie allenthalben aus: der König würde eines Weibes bald überdrüssig werden, welche ihm den Verstand ver-

*) Ebendas. den 7 Jul. 1680. Es steht daselbst ein Brief von der Frau von Coulanges an die Frau von

verderbete. Da sie aber zugleich überzeuget war, daß nichts das Ansehen mehr schwäche, als wenn man mit denen Personen übel daran ist, die in gewissem Ansehn stehen, so redete sie mit der Frau von Maintenon, wenn sie dieselbe antraf, mit einer dem Scheine nach so großen Zärtlichkeit, daß ihre Zwistigkeit immer noch in dem Innersten des Schlosses verborgen blieb.

Als sie einsmals auf einem Spaziergange mit einander waren, sagete sie: **Wir wollen hier in die Höhe steigen, und uns von allem dem Ceremoniel nicht hudeln lassen. Wir wollen vertraut mit einander schwatzen; wenn wir zurück kommen, wollen wir unsern Haß und unsere Streitigkeiten wieder hervor suchen.** Dieser kurze Waffenstillstand aber ward so bald gebrochen, als er vorgeschlagen war. Die Frau von Montespan sagete ihr: es hätte ihr geträumet, daß die graue Katze **) weggejaget wäre; und daß sie sich mit dem Könige, selbst in dem Zimmer der Frau von Maintenon wieder versöhnet hätte. Mich hat auch geträumet, erwiederte die andere, daß wir beyde auf die große Treppe zu Versailles gestiegen wären. Ich stieg hinan; sie giengen hinunter; ich schwung mich bis zum Himmel, und sie wanderten nach Fontevrault.

Sevigne, den sie an die Frau von Grignan schickete; dieser würde vieles erläutern.

**) Eben daselbst.

Dergleichen häufige Spöttereyen erbitterten sie endlich auf eine unversöhnliche Art. Die Frau von Maintenon scheuete nicht sowohl die Frau von Montespan, als die Aebtissinn von Fontevrault, welche über die Sünden ihrer Schwester beschämet und bezaubert war, und für dienlicher gehalten hatte, die Hofdame lächerlich zu machen, als sie öffentlich durch Beschuldigungen von Bosheiten anzugreifen. Da nun die Frau von Maintenon von den Absichten ihrer Feinde unterrichtet war, so setzete sie denselben alle ihre Klugheit entgegen. Da sie indessen auch bey ihrer Stelle sehr gleichgültig war, so sagete sie: gelingt es ihnen nicht, so wollen wir sie auslachen; gelingt es ihnen aber, so wollen wir es standhaft erdulden.

Zweytes Hauptstück.

Das Feuer-Gericht.

Die Dauphine, ward schwanger. Die Freude welche der Hof darüber empfand ward durch einen gewissen Vorfall gemindert, welcher beweist, daß unsere Sitten damals noch nicht gemildert gewesen.

Seitdem die Marquisinn von Brinvilliers zum Feuer verdammet worden war, indem sie das Probestück ihrer Giftmischerey an den liebsten Personen ihres Hauses gemachet hatte, redete man von nichts als von **Vergiftungen**. Alle Menschen waren mit Schrecken eingenommen. Man scheuete sich vor allem Wohlgeruche; man setzete sich nicht ohne Zittern zu Tische; alle schleunigen Todesfälle schrieb man einer Vergiftung zu; diejenige Missethaten, die am schwierigsten auszuführen sind, wurden am leichtesten geglaubet: und diejenige Nation, welche die offenherzigste und die mäßigste in der Rachgier ist, hatte sich selbst im Verdachte der treuloseſten und grausamsten Rachgier. Wir Franzosen besitzen eine gar zu schwache Einbildungskraft, als daß wir diejenige Unerschrockenheit haben sollten, die zu großen Verbrechen gehöret: und unser Herz ist gleichwohl ungerecht genug, um allem Verdachte derselben Eingang zu verstatten *).

*) Hier sieht man, was die französische Eitelkeit von sich selbst für schöne Sachen denket. Aber hat sie auch Grund, sich

Die Vigoureux und die Voisin, zwo Weiber, die mit den Reizungen dürftiger Schönen gehandelt hatten, nachdem die ihrigen keine Kundleute mehr gefunden, gaben dieses gefährliche Handwerk für ein noch viel gefährlichers auf, das aber mehr eintrug. Sie verkaufeten nämlich Quintessenzen von bewährtem Gifte, und zwar denen Weibern oder Töchtern, die des langen Lebens ihrer Männer oder Verwandten überdrüßig waren. Das gemeine Volk fragete sie als Zauberinnen um Rath, die Hofleute aber als Giftmischerinnen. Anfangs trieben sie ihre Kunst-

sich allen Völkern von Europa so merklich vorzuziehen? Welches Volk hat wohl in den grausamsten Verfolgungen über unschädliche Glaubenslehren mehr unschuldiges Blut vergossen, als Frankreich? Die Bluthochzeit zu Paris metzelte in einer Nacht mehr Menschen nieder, als Nero in allen seinen Grausamkeiten. Ludwig der XIV. ließ durch seine gestiefelten Apostel mehr Menschenblut der Hugenotten verspritzen, als etliche Verfolgungen heydnischer Kaiser in den ersten Jahrhunderten des Christenthums vergossen. Und welches Volk in Europa hat wohl in neuern Zeiten mehr Königsmörder aufzuweisen, als eben Frankreich? Solche schwarze Seelen hat weder Spanien noch England, weder Deutschland noch Ungarn, weder Pohlen noch der ganze Norden hervorgebracht. Sind das nun gleich einzelne Menschen, und nicht das ganze Volk gewesen; so haben doch die andern Reiche auch nicht einmal solche einzelne Bösewichter ausgehecket. Hat es überdem Frankreich wohl an Cartouchen, an Mandrins, und an anderm solchem räuberischem Gesindel gefehlet? Hat nicht ein Herzog von Orleans durch den Actienhandel das ganze Kö-

nigreich

Kunststücke im Verborgenen; nachmals aber, es sey nun, daß die Begierde zum Gewinne sie angelocket habe, oder daß sie geglaubet, sie wären unter dem Schirme so vieler vornehmen Missethäter sicher: so thaten sie endlich ihre Orakelsprüche öffentlich, und theileten ihre Recepte sonder alle Behutsamkeit aus. **Paris** war über dem ersten Rufe dieses Verbrechens in Bewegung gesetzet worden; und nun erzürnte es sich, daß dasselbe so ungestrafet ausgieng.

Frau **von Montespan** scheuete ebenfalls das Gift, wie alle Maitressen der Könige thun; und Lou-

nigreich geplündert? Und ist nicht die Sodomiterey und das Giftmischen, selbst in dieser Geschichte Ludwigs des XIV. zu Paris in Schwang gerathen? Zeuget das alles nun einen so löblichen sanften und leutseligen Character der Nation an, als Herr von Beaumelle ihr beyleget: so sieht man nicht, was er andern Völkern beylegen wird. Er wird sie gar zu Heiligen machen müssen. Und was hat nicht neulich, der unglückliche **Damien**, für unchristliche, grausame, barbarische, ja höllische Martern erdulden müssen? Solche Strafen waren seit ganzen Jahrhunderten in Europa abgeschaffet, und wurden auch unter Türken und Tartern nicht mehr gehöret. Nur das gesittete, feine, und artige Frankreich erwecket sie von neuem: und zwar nicht durch eine übereilte Hitze des dummen Pöbels; nein, durch einen Schluß der Größten des Landes, der Edelsten des Volkes, des ganzen Parlamentes, und der Prinzen vom Geblüte! Ja, was noch mehr ist, der so hochgeliebte König lindert auch das unmenschliche Urtheil nicht einmal, durch eine Begnadigung, oder Verwandelung der Todesstrafe. Nun schließe man auf den Character dieser so sanftmüthigen Nation!

Louvois hatte sich entschlossen, alle Großen von Frankreich auf das äußerste zu treiben. Beyde redeten dem Könige so heftig zu, daß in dem Zeughause ein Feuergericht angeordnet ward, um durch dasselbe die Giftmischer aufzusuchen.

Der Marquis von Louvois, welcher an die Zauberey glaubete, indem er über alle Vorfälle des Krieges einen gewissen Barfüßermönch zu Rathe zog, den er in dem Zukünftigen für sehr erfahren hielt *), gab den Commissarien heimlich Befehl, sich nach den Zauberern seiner Feinde zu erkundigen. Er wußte, wie zärtlich Ludwig in allem war, was die Religion betraf; und wollte gern aus Gottesfurcht diejenigen aus dem Wege räumen, die er durch rechtmäßige Mittel nicht stürzen konnte. Einer der Richter sagete zum Herrn de la Reynie: wir haben hier mit nichts als mit Zaubereyen und Teufeleyen zu thun, deren Anklage das Parlament zu Paris gar nicht mehr annehmen will! Unser Auftrag ist, die Giftmischereyen zu untersuchen; warum hören wir denn noch andere Sachen an? La Reynie erschrack sehr, daß er unter den Commissarien noch einen gerechten Mann fand, und antwortete: ich weis wie meine Befehle lauten! Mein Herr, gab man ihm zur Antwort, eine gerichtliche Obrigkeit erkennet keine lettres de cachets, geheime Canzelleybriefe. Man mache ein Gesetz aus dem was sie enthalten; alsdann wollen wir so

*) Ebendas.

so gehorsam seyn wie sie, bis dahin aber müssen wir bey dem Herkommen bleiben.

Die größten Herren des Hofes wurden in diese Sache mit verwickelt, die Vigoureux und die Voisin behaupteten, daß diejenigen, die sie hintergangen hatten, ihre Mitschuldigen wären. Die Gräfinn von Soissons ward angeklaget, sie hätte sich Raths erholet, durch welche Zauberkräfte sie einen Liebhaber wiederum an sich ziehen könnte, der sie verlassen hatte. Dieser Liebhaber war ein großer Prinz, und dieser große Prinz hatte seit ihr nichts als Gassenmenscher geliebet. Die Zauberinn hatte geantwortet, sie würde ihn nimmermehr wieder an sich ziehen; die Gräfinn aber hätte erwiedert: das soll ihn wahrlich gereuen! Bey Hofe machete man ihr aus diesem unbedachtsamen Ausdrücke ein Verbrechen; in der Stadt aber sagete man: dergleichen Fragen und Drohungen sind ein lauteres Nichts für eine Mancini.

Die Gräfinn von Soissons, welche vieleicht von ihren Gewissensbissen gequälet ward, vieleicht aus ihren Besorgnissen schlechte Rathschläge zog, reisete eiligst nach Brüssel, und folgendes Tages ward ihr ein Arrest auferleget. Ich habe es gern gesehen, sagete der König zu der Frau von Carignan, daß die Frau von Soissons sich gerettet hat; aber vieleicht werde ich dereinst Gott und meinem Volke dafür Rechenschaft geben müssen.

Als der Herzog von Luxembourg erfuhr, daß die Commissarien eine von ihm unterzeichnete Schrift

in

in Händen hatten, in welcher er den Zauberern völlige Gewalt gab, in seinem Namen den Teufel, seinen guten Freund zu beschwören, lief er zum Pater de la Chaise, unterredete sich lange mit ihm, und gieng von da in die Bastille, allwo er fest verwahret ward. Er foderte einen Beichtvater; allein man schlug ihm solchen ab. Man erlaubete ihm zwar ein Buch zu haben; allein, anstatt Cäsars Commentarien, gab man ihm das Leben der Heiligen. Die Welt nahm es ihm übel, daß er nicht aus dem Königreiche gegangen wäre, und dieses mit der Versicherung, daß er wieder kommen wollte, wann seine rechtmäßigen Richter ihn vorladen würden.

Die Frauen von Bouillon und von Tingri wurden vor dieß Gericht geladen. Sie erschienen auch davor in Begleitung ihrer ganzen Familie. Man klagete sie an: sie glaubeten an den Teufel; und an Gott glaubeten sie nicht. Man gab vor, die Herzoginn von Bouillon sey zu der Voisin gegangen, und vom Herrn von Vendome unterstützet worden, der ihr Liebhaber war; und habe sie nur um ein ganz klein bißchen Gift gebethen, um sich einen alten verdrießlichen Mann vom Halse zu schaffen, und ein Mittel zu finden, einen jungen Menschen zu heurathen, den sie liebete. Wie! meine Herren, antwortete die Frau von Bouillon ihren Richtern, glauben Sie denn solche Narrenpossen? Sie stand vor ihnen mit aller Unerschrockenheit eines Helden, und Herr von Luxembourg mit aller Zaghaftigkeit eines Weibes.

Die

Die Herzoginn ward für ihre Unerschrockenheit durch einen Verbannungsbefehl belohnet, welcher ihr eine Wohnung in Nerac, nahe am pyrenäischen Gebirge anwies, der Herzog aber für seine Schwachheit, durch ein achtzehn monathliches Gefängniß. Jedermann erstaunete, daß er sich bey dieser Gelegenheit, nicht auf das Vorrecht der Pairs berief.

Dieses Feuergericht erschreckete die Verbrecher vielmehr, als es dieselben strafete. Man hob es also auf, und sah es für den Richtstuhl der Rachgier des Louvois an. De Lorge ward angeklaget, er habe ein Bündniß mit dem Teufel gemachet; Vendome, er habe die Wahrsager über Ludwigs Tod befraget; Nevers, er habe seiner Schwester, der Herzoginn von Soissons, ihren Mann in letzten Zügen gewiesen. Allein alle diese Gerüchte verschwunden von selbst. Indessen waren doch so viel Leute um geringer Anzeigen halber verklaget worden, daß man den la Reynie für den obersten Inquisitor des Königreichs ansah, in welchem bisher weder die Unbehutsamkeiten, noch die Neugierde war bestrafet worden. Aus dieser außerordentlichen Commißion entstund zuletzt ein Edict über die Vergiftungen, welches für die öffentliche Sicherheit sehr heilsam war.

Frau von Montespan, gegen welche die Gunst des Königes so sehr abgenommen hatte, daß man fast einander fragen mochte: was machet sie denn noch bey Hofe? wollte gern durch eine große Ehrenstelle mit demselben verbunden bleiben,

welche

welche ihr in der Hofstatt der Königinn eben so viel Ansehen verschaffete, als Vergnügungen sie in dem Cabinette des Königes genossen. Die Herzoginn von Soissons war Oberaufseherinn und Vorsitzerinn des Raths der Königinn. Man erlaubete ihr aus noch übriger Gnade, dieses Amt niederzulegen. Frau von Montespan kaufete dasselbe an sich, bezahlete sehr schlecht, und dachte Wunder was sie gewonnen hatte. Allein sie sah gar bald ein, daß wenn man bey Höfen das Ansehen verliert, einem kein Amt aufhilft. Man beschuldigte sie so gar, sie hätte der Herzoginn von Soissons Feinde erwecket, um sich mit ihrer Beute breit zu machen. Die Königinn sagete ganz kaltsinnig: es ist also mein Schicksal, daß ich mich von allen Rebsweibern meines Gemahls bedienen lassen muß! So sehr sind die außerordentlichen Kränkungen, mit der außerordentlichen Hoheit verbunden!

Drittes Hauptstück.

Das Fräulein de Fontanges.

Indessen daß die Frau von Montespan und die Frau von Maintenon sich um die erste Stelle in dem Herzen des Königes, wiewohl mit ungleicher Sehnsucht, und aus ganz verschiedenen Absichten stritten, ließ sich eine Nebenbuhlerinn blicken und raubete es ihnen allen beyden.

Das Fräulein du Lude war nur ein Uebergang; eine einzige Nacht hatte den Anfang und das Ende ihres Glücks gemachet. Die Frau von Grancey hatte nichts als leere Hoffnungen genossen. Die drey Schwestern la Motte-Houdancourt hatten ihr Netz vergeblich ausgeworfen. Frau von Harcourt hatte herzhaft widerstanden; und einige flüchtige Liebeshändel schienen endlich dem Könige die recht ernsthaften verekelt zu haben. Das Fräulein de Fontanges allein *) brachte seinem Herzen alle dessen erste Lebhaftigkeit wieder bey.

Sie war groß, wohl gewachsen, sehr reizend, und wäre vollkommen gewesen, wenn nicht ihre Haare ein wenig ins röthliche geschlagen hätten. Ihre Verwandten, welche aus Rovergue waren, bewunderten selbst ihre Schönheit, und baueten schon Luftschlösser darauf. Seit ihrer ersten Kindheit dachten

*) Maria Angelica von Scoraille de Rüssille, Herzoginn de Fontanges, 1661. geboren, 1681. gestorben.

ten sie ihr bereits diejenige Eroberung zu, die sie wirklich machete, und verschaffeten ihr, durch Beyhülfe der Herzoginn von Arpajon, die Stelle eines Staatsfräuleins bey der Dauphine. Ihre Gemüthsart war sanft und ein wenig melancholisch; ein königliches Ansehen, ein unschuldiges Wesen, lud alle diejenigen, welche sie sahen, ein, ihr die ersten Begriffe der Lüste beyzubringen. Sie ward durch den Herrn von Peyre, königl. Lieutenant der Provinz Languedoc vorgestellet.

Sobald sie angekommen war, sagete die Frau von Montespan, die dazu bestimmet war, sich ihre Fallen allemal selbst zu bauen, zum Könige: die Dauphine hätte ein Fräulein aus einer Provinz bey sich, welche ein rechter marmorner Abgott wäre. Ludwig, welcher alle schönen Gesichter kennen wollte, brauchete dieser Anmahnung nicht. Er stellete eine Jagd für die Dauphine an; und das Fräulein de Fontanges war dabey. Die Marquisinn von Montespan ward sie gewahr, rief sie zu sich, und stellete sie dem Könige vor, wobey sie ihm alle ihre Reizungen auf eine unverschämte Weise mit unendlichen Lobeserhebungen anzeigete. Das Fräulein de Fontanges befand sich hierbey in derjenigen Verwirrung, die der Schönheit so vortheilhaft ist. Ein einziger Blick des Königes aber entdeckete noch mehr Reizungen in ihr, als alle Neugier der Frau von Montespan. Er fand diese Bildsäule sehr schön; gleich dem Pygmalion verliebete er sich in sie; und gleich dem Pygmalion beseelete er sie auch: der Herzog von St. Aignan besang

seinen

seinen Triumph. Alles was groß war, diente zu Ludwigs Ruhme; und alles was schön war seinen Lüsten.

Frau von Maintenon war nicht zu trösten. Nun war alle Hoffnung dahin, den König jemals zu bekehren! Er trat in ein Gleis, wo er noch zwölf ganzer Jahre verliebt seyn konnte. Diese neue Leidenschaft stürzete die Königinn wieder in denjenigen tiefen Abgrund von Gram, aus welchem die Frau von Maintenon sie gezogen hatte. Denn der König hatte schon angefangen, sich ihr wiederum mit derjenigen Vertraulichkeit zu nähern, worüber alle diejenigen frohlocketen, denen die Einigkeit des königl. Hauses zu Herzen gieng.

Er war in ein gewisses Frauenzimmer verliebt gewesen, welche sich vor einem sehr eifersüchtigen Manne überaus in Acht nehmen mußte. Die Königinn hatte ihn bis vier Stunden nach Mitternacht erwartet; sie ließ ihn im ganzen Schlosse suchen, und endlich in ganz Versailles. Man that im Namen der Königinn bey allen Buhlschwestern und allen Spröden des Hofes Nachfrage nach ihm; man weckete die Frau von Montespan auf, welche zur Antwort gab, seit langer Zeit schliefe man nicht mehr bey ihr. Man lief zur Frau von Sudicourt, die über dieser Muthmaßung stolz ward: umsonst! man konnte nicht herausbringen, wo er wäre.

Den folgenden Tag war ein Haufen von dieser Abwesenheit zu reden. Einige Damen gaben zu verstehen, der König wäre die ganze Nacht bey ih-

nen gewesen, und so wäre er recht liebenswürdig; andere thaten, als ob sie über dem Schimpfe den man ihnen gethan hätte, erbittert wären. Frau von **Montespan** freuete sich über dieser Geschichte. Die Schuldige schob allen Verdacht auf die Frau von St. Geran; welche ganz außer sich, zur Frau von **Maintenon** lief, und ihr zuschwor: **sie hätte niemals so viel Ehre genossen.**

Der König aber empfand diese Bosheit so übel, daß er der Königinn selbst die versteckte Maitresse nannte. Die Königinn erstaunete: denn es war eine Frau, mit welcher der König fast niemals ein Wort geredet hatte. **Ludwig** antwortete: **wenn sie mir eine heimliche Zusammenkunft ankündigen will, so machet sie sich smaragdene Ringe in die Ohren; und ich,** setzete er hinzu, **stecke einen Diamant an meinen kleinen Finger, um meine Begierden anzuzeigen.**

Der König mußte einen Zeitvertreib haben! Frau von **Maintenon** hatte etwas gar zu schweres von ihm gefodert; dazu war er noch nicht alt genug. Er brachte zwar ganze Stunden mit ihr zu; er versprach ihr Wunderdinge; von Liebe durfte er mit ihr nicht reden, daher ward ihm bey ihr Zeit und Weile lang. Es ist wohl wahr, daß er die lange Weile bey ihr aller andern vorzog: indessen ward sie ihm dennoch lang!

Das Fräulein **de Fontanges** hatte Verwandten und Freunde, die für ihr Glück wacheten. Sie gaben ihr Rathschläge, und sie hatte sie wohl nöthig: denn, sagete der Abt von **Choisi**, sie war

schön

schön wie ein Engel, aber dumm wie ein Klotz. Sie eilete ihrem Schicksale entgegen. Sie ward öffentlich für eine **Maitresse** erkläret, und überließ sich seitdem ganz und gar dem Stolze. Sie ging die Königinn vorbey, ohne sie nur zu grüßen; der hochmüthigen **Montespan** gab sie hundertfältig die Beleidigungen ab, die sie ihr angethan hatte; verzehrete monathlich hunderttausend Thaler; wunderte sich sehr, daß man dieses noch Verschwendung nennen wollte; erzürnete ihre Freunde durch ihren Kaltsinn; und machete so gar die Hofleute durch ihre Undankbarkeit stutzig. Sie hätte gern ganze Königreiche zu verschenken gehabt. **Ludwig** bethete sie an; weil er seine eigene Gemüthsart in ihr wieder fand; indessen war er doch von ihrem Prachte allemal mehr versichert, als von ihrer Treue.

Die **Marquise von Montespan**, welche über diesem Vorzuge ganz in Wuth gerieth, und wüthend war, daß sie selbst ihrer Nebenbuhlerinn aufgeholfen hatte, hörete auf, die Frau von **Maintenon** zu verfolgen, und wendete ihre ganze Bosheit gegen die Frau de **Fontanges**. Diese hatte ihre Reizungen und die Neuigkeit für sich, und wider sich alle diejenigen, die ihr Anfangs gedienet hatten, deren Wohlthaten sie mit Hochmuthe belohnet hatte; ferner die Frau von **Maintenon**, welche den König oftmals an den Hof der **Dauphine** zog, allwo das Gespräch überaus angenehm war; dann, alles Frauenzimmer, welches sich Rechnung auf den König gemachet hatte; und endlich die Frau von **Mon-**

tespan, welche glaubete, sie hätte rechtmäßige Ansprüche.

Der Pater de la Chaise, welcher des Königes Gewissensrath war, hatte ihm vielmehr als ein Christ, denn als ein Kopfhänger seit langer Zeit den Genuß der Sacramente untersaget. Der König, welcher mehr aus Nothwendigkeit als aus Geschmacke verliebt war, drang ihm endlich eine Absolution, unter dem Scheine einer verstellten Entsagung der Maitresse ab. Man glaubete, der Beichtvater sey nur dem Ehebruche feind. Und weil er öffentlich über die Liebeshändel der Montespan eiferte, so beschuldigte ihn diese, daß er der Fontanges ihre beförderte. Der König communicirte dann endlich *). Mehr brauchete es nicht, daß alle Welt von Kirchenschändung redete: die Fontanges sagete sehr possierlich: Der Pater de la Chaise ist ein sehr bequemer Beichtvater **).

Mit dem Herzoge von Mazarin war sie besser zufrieden; mit eben demselben, welcher eine so schöne, so liebenswürdige Gattinn gehabt, und doch mit ihr nicht hatte auskommen können. Seine Andacht trieb er bis zur Narrheit: Er begehrete den König ganz allein zu sprechen, unter dem Vorwande, er hätte von sehr wichtigen Dingen mit ihm zu reden.

Er

*) Der König hat diese Pfingsten communiciret. Frau de Fontanges steht in einem gegründeten und prächtigen Ansehen; aber wie viel wäre von dieser lieben Freundschaft nicht zu sagen! Briefe der Sevigne vom 12. Jun. 1680.

Er erhielt auch diese Audienz, und sagete ihm: er wolle Sr. Maj. nur melden: daß Gott ihm im Traume von einer bevorstehenden Staatsveränderung Nachricht gegeben, die das ganze Königreich umwerfen würde; wofern er nicht bald die Fontanges fortschaffete. Und ich, erwiderte der König, ich rathe euch euer Gehirn in vernünftigere Falten zu rücken.

Die Schwester Luise der Barmherzigkeit erfuhr diese neue Freundschaft in ihrem Kloster. Dieß war ein Dolch in ihre Brust: es sey nun aus einer überbliebenen Eifersucht, die sie gern vor sich selbst verhöhlet hätte; oder aus Eifer für Ludwigs Seligkeit. Kurz, sie bewog einen gewissen Bischof der ihr Verwandter war, Ludwigen zuzureden.

Der König, welcher über die hitzigen Vorstellungen des Bischofes erschrack, sagete zu ihm: mein Herr, sie werden mir einen Gefallen thun, wenn Sie ihren Eifer für ihr Kirchspiel allein versparen wollen.

Die Uneinigkeiten des Hofes verderbeten alle Lustbarkeiten. Man war mitten unter den Ergetzungen des Hofes, ohne einen einzigen freudigen Augenblick zu haben. Der König, welcher von seinen zwo Maitressen übel geplaget ward, nahm seine Zu-

*) Dieß ist ein Wortspiel, und läßt sich folglich nicht übersetzen. Im Originale heißt es: Le pere de la Chaise n'est qu'une chaise de commodité. Man sehe übrigens die Memoires des Marquis de la Fare über die vornehmsten Vorfälle von Ludwigs des XIV Regierung.

flucht zur Frau von Maintenon, die ihn nicht mehr annehmen wollte, und gleichwohl nicht das Herz hatte, ihn ganz abzuschrecken. Der Herr, schrieb sie an die Frau von Coulanges *), kömmt alle Tage zu mir, so unlieb mir es auch ist. Er bath sie, zwischen dem Fräulein de Fontanges und der von Montespan Frieden zu machen. Anfangs schlug es die Frau von Maintenon ab, sich in diese Zänkereyen zu mischen; endlich aber wich sie dem anhaltenden Bitten des Königes, und glaubete, daß auch aus diesem Uebel noch wohl was Gutes gezogen werden könnte.

Eines Tages, als er besorgete, die Fontanges möchte öffentlich ausbrechen, beschwor er die Frau von Maintenon: sie möchte sie doch besänftigen, es möchte auch kosten was es wollte. Sie begab sich denn zu der Maitresse, erlitt alle ihre ersten Heftigkeiten, versprach ihr nichts, schlug sie nieder, da sie ihr ihre Schwachheiten vorrückete, und half ihr wieder auf, indem sie ihr die Mittel anzeigete, dieselben auszusöhnen. Was soll ich aber thun? erwiederte das Fräulein de Fontanges. Sie müssen sagete die Frau von Maintenon, dem Könige entsagen: denn entweder Sie lieben ihn, oder Sie lieben ihn nicht. Lieben Sie ihn? so müssen Sie für seine Seligkeit sorgen, und für die ihrige auch. Lieben Sie ihn aber nicht, so wird es Ihnen ja keine Mühe kosten

*) Das Original davon ist in den Händen des Herrn von M... Mitgliedes der Akademie.

kosten, ihn zu verlassen. Dem sey nun wie ihm wolle: ihn zu verlassen, das ist eine löbliche Handlung für sie.

Diese Predigt daurete ganze zwo Stunden; aber sie war der Denkungsart der Fontanges gar nicht gemäß; welche über so viele betrübte Wahrheiten endlich böse ward, und zur Frau von Maintenon sagete: Sollte man nicht denken, es wäre eben so leicht einen König aufzugeben, als ein Hemde auszuziehen?

Der König schätzete von nun an die Frau von Maintenon noch höher. Ihre Aufrichtigkeit mußte durch viele Annehmlichkeiten ersetzet werden: denn eine wahre Freundinn wird in den Augen eines verliebten Freundes, so gar leicht für eine Pedantinn gehalten! Frau von Maintenon sagete nach diesem: man mag gedacht und gesaget haben was man wolle, so habe ich doch den Maitressen des Königes nie was anders gesaget, als was an allen vier Ecken der Welt im Drucke hätte können angeheftet stehen.

Das Fräulein de Fontanges verdunkelte die Frau von Montespan ganz und gar; sie theilete alle Gnadenbezeugungen aus; sie war der Gegenstand aller Verehrungen, und alle Damen bestrebeten sich, ihr zu gefallen, und sie nachzuahmen. Als einsmals bey einer Jagd, der Wind den Kopfputz des Fräuleins de Fontanges verzauset hatte, ließ sie denselben mit einem Bande zustecken, dessen Kno-

ten ihr auf der Stirne lag. Diese neue Mode gefiel dem Könige so sehr, daß er sie bath, den ganzen Tag so zu bleiben. Den folgenden Tag erschienen alle Damen mit dergleichen Kopfpuße. Von dem französischen Hofe kam dieser Geschmack über ganz Europa, mit dem Namen des Fräuleins Fontanges zugleich.

Frau von Maintenon brachte ebenfalls etliche Moden auf, die nach ihr genannt wurden. Ihr Puß war allezeit sehr sauber und einfältig. Niemals hatte sie Schminke, und sehr selten Gold an sich. Fast allezeit war sie halb geschleyert, entweder aus Furcht, die Augen der Leute gar zu sehr zu sättigen, oder weil dieses ihr besser stand. Sie gieng mehrentheils in falber Baumblätterfarbe, damit ihre blißenden Augen sich desto besser höben. Die Kappen, in die sie sich hüllete, spareten dem Anblicke des Gesichtes ein allezeit neues Verwundern vor, welchem nur noch die erste Blüte fehlete. Ihre Reinlichkeit war wie ihre Bescheidenheit außerordentlich. Seidene Kniebänder würden die sanfteste Haut schrumpflich gemachet haben. Sie erfand also eine eigene Art, wodurch sie dieselbe erhielt. Dieß sind allerdings sehr kleine Behutsamkeiten: aber ist nicht die vollkommenste Frau diejenige, die am wenigsten ein Frauenzimmer ist.

Des Königes Herz war überaus beunruhiget Er überließ sich der Fontanges aus Schwachheit, er kehrete wieder zur Montaspan zurück aus Gewohn-

wohnheit; zur Maintenon allein gieng er aus Geschmack. Alle drey indessen wollten ihn eine jede ganz allein haben. Die erste ward geliebet; die andere gefiel ihm noch dann und wann; die dritte war, im Begriffe, ihm ganz allein, mit Ausschließung der zwo übrigen, zu gefallen. Ludwig mußte allen Eigensinn der Liebe, alle trotzigen Heftigkeiten der Eifersucht, alle Strenge der Sittenlehre, allen Gram der Königinn, welchen er gar wohl errieth, insonderheit aber seine eigenen Gewissensbisse erdulden, seitdem er entdecket hatte, daß man nicht ein Christ und zugleich verliebt seyn könne.

Frau von Maintenon hatte die beste Rolle in diesem Spiele. Man hätte glauben sollen, sie hätte gar keinen Theil an diesen Liebeshändeln. Dem Liebhaber redete sie von nichts als von der Nothwendigkeit vor, seine Fesseln abzuwerfen; und den Maitressen von der Nothwendigkeit, einig mit einander zu leben. Sie tröstete den König und versöhnete die zwo Nebenbuhlerinnen; kurz sie richtete ihre Sachen so gut ein, daß die Fontanges auf einem Balle zu Villers-Cottrets von den Händen der Frau von Montespan selbst geputzet zu seyn schien.

Diese indessen beobachtete die Friedensartickel nicht lange. Ihr Geschrey erhob sich wider. Sie ereiferte sich wider die Fontanges, wieder die des Adrets, ihre Vertraute, wider das Fräulein l'Estrange, die beyden Parteyen dienete, und von beyden verabscheuet wurde, wider den Prinzen von Marsillac, und wider den ganzen Hof.

Der

Der König welchen diese heftigen Verdrüßlichkeiten kränketen, floh seine ehemalige Geliebte, um sich der Macht zu entreißen, die sie über ihn gewonnen hatte; brachte nur wenige Augenblicke bey der neuen zu, die nicht Verstand genug hatte ihn zu unterhalten; und brachte hingegen ganze Stunden bey der Frau von Maintenon zu, deren Sanftmuth seiner geplagten Seele täglich nothwendiger ward.

Die Fontanges ward entlich schwanger, und der König erklärete sie zu einer Herzoginn. Allein sie genoß ihres Glücks nicht lange. Se merkete wohl, daß man sie nicht lange mehr lieben würde: ja die reichlichste Versorgung, konnte sie über einem Nachmittage nicht trösten, den er bey der Frau von Maintenon zugebracht hatte. Der König überschüttete sie mit Wohlthaten; und sie begehrete nichts mehr als Empfindungen: einer von ihren Schwestern schenkete er Chelles. Bey der Einführung dieser Aebtissinn, nahmen die Verzierungen der Krone, die Edelsteine, die Music, das Räucherwerk, die Zahl der Bischöfe die den Gottesdienst verrichteten, eine gewisse Frau aus der Provinz dermaßen ein, daß sie überlaut ausrief: Ach! hier ist der Himmel selbst! Nein, nein! Madame, erwiederte man, Im Himmel würden sie nicht so viel Bischöfe sehen.

Das Wochenbett der Frau de Fontanges lief nicht glücklich ab. Es breitete sich allenthalben ein Gerücht aus, Frau von Montespan hätte sie vergeben; gleich als ob gefährliche Zufälle bey Wochenbetten etwas neues wären. Die Staats-

klugen

klugen glaubeten, die Fontanges selbst hätte dieses Gerücht ausgebreitet, um nur eine Wache zu bekommen: denn sowohl in ihrer Krankheit, als so zu reden, im Schooße des Todes, ward sie noch von der Ueppigkeit und Hoheit gerühret.

Die Kaltsinnigkeit des Königes rührete sie indessen noch mehr. Sie verachtete vierzig tausend Thaler gewisses Gehalt, und seufzete nach nichts mehr, als nach der Gesundheit und dem Herzen des Königes, die sie beyde verlohren hatte. Sie verfiel endlich in eine Auszehrung, die ihre Gesichtszüge veränderte. Der Prior von Cabrieres nahm sich vor, sie wieder zurechte zu bringen; allein seine Arzeneyen vermehreten nur ihr Uebel: und eine gewisse andere Art von Marktschreyern gieng mit ihrer Seele nichts besser um.

Sie wandte sich von Hofe weg, und sagete zum Könige: sie hätten nun weiter an nichts zu denken als an den Tod. Sie gieng in ein Kloster auf der St. Jakobsstraße, wohin der König alle Wochen dreymal den Herzog de la Feuillade an sie schickete, um sich nur nach der Gesundheit derselben erkundigen zu lassen; er, der doch an den großen Catinat, nicht einmal einen Kammerjunker geschicket hatte, als derselbe krank war.

Die Eifersucht der Frau von Montespan ward heftiger als jemals. Das wußte ich wohl, sagete sie, daß ich über die flüchtige Leidenschaft dieser dummen Schönheit siegen würde; aber über den Witz, über einen angenehmen Umgang

gang kann ich nicht siegen. Ich muß also vor Gram sterben.

Die Frau von Fontanges rang bereits mit dem Tode, und ließ den König bitten, sie noch einmal zu besuchen. Ludwig furchte sich vor einer Erweichung; und aus einem Ueberreste von Liebe, schlug er ihr diese Probe davon rund ab Der Beichtvater, welcher nicht so gewissenhaft war, sagete, sie würde desto ruhiger sterben, wenn sie ihn noch einmal gesprochen hätte. Alle rechtschaffene Leute entrüsteten sich über eine solche Gefälligkeit, eines Mannes, dem es oblag die Rache des Himmels anzukündigen.

Denselben Tag also als man ihr zu diesem Besuche Hoffnung gemachet hatte, fragete sie alle Augenblicke was die Glocke wäre? Endlich kömmt denn der König, erblicket sie ganz blaß, abgezehret, und kennet sie noch kaum. Sie bath ihn nichts mehr, als daß er ihre Schulden bezahlen, und ihre Schwester verheirathen möchte. *) Der König versprach ihr beydes und ihr Abschied war sehr zärtlich. Ich sterbe vergnügt, sagete sie, weil meine letzten Blicke meinen König haben weinen sehen.

Sie verschied mit einer Vermischung derer Liebestriebe, und derer Empfindungen des Glaubens und der Reue, welche Gott uns in der letzten Stunde zugesteht, um uns zu einem bessern Leben vorzubereiten, und die er auch zuweilen den großen Sündern

*) Dieselbe heurathete bald hernach den Hrn. von Molac.

dern einpräget, um ihnen die Augen über dem Abgrunde zu eröffnen darein sie sich stürzen. Die Herrschaft dieser Buhlerinn, war gleich der Dauer der Rosen, eben so schön und eben so kurz.

Frau von Montespan freuete sich über den Tod ihrer Nebenbuhlerinn. Ludwig, welchen diese ärgerliche Freude verdroß, warf ihr vor, wie wenig Antheil sie an seinen Schmerzen nähme, da sie doch so viel an seinen Vergnügen gehabt hätte. Seine Geliebte schwebete ihm immer vor Augen, wie die Todesblässe sie verstellete, wie sie vieleicht annoch eine strafbare Hoffnung mitten unter den lebhaftesten Betheurungen einer völligen Entsetzung der Welt beybehielt, wie sie Gott nur ein Herz anböth, welches annoch von irdischer Liebe schlug, und von zu später Reue gefoltert ward; ja welches vieleicht auf ewig und auch für ihn selbst, unglücklich seyn könnte.

Dieß Bild rührete ihn heftig, er eilete zur Frau von Maintenon. Ich kann, sprach er, nur durch sie allein getröstet und glücklich werden. Er fand sie allezeit standhaft; aber auch allezeit mitleidig.

Das

Das vierte Hauptstück.

Der Herzog von Maine wird Prinz von Dombes.

1681.

Die Prinzessinn von Montpensier fieng an alt zu werden, und trug noch eine brennende Liebe zum Lauzün: entweder weil ihre Leidenschaft hartnäckigt war, indem sie rechtmäßig war; oder darum, weil sie schimpflich und durchkreuzet worden war. Sie hoffete noch immer die Loslassung des Lauzüns aus dem Gefängnisse zu erhalten; und zehn lange Jahre, da man ihr solches abgeschlagen, macheten ihr nur destomehr Hoffnung. Der Groll des Königes nahm mit der Zeit noch mehr zu; der Frau von Montespan ihrer aber schwächete sich.

Die Prinzessinn von Montpensier war gegen die Frau von Maintenon überaus gnädig, beschwor sie, Mitleiden mit ihrem Unglücke zu haben, und versprach ihr alles; dafern nur ihr Liebhaber auf freyen Fuß käme.

Die Frau von Maintenon, welche diese Eröffnung für sich selbst hätte vortheilhaft machen können, entschloß sich, dieselbe bloß zum Besten des Herzogs von Maine anzuwenden. Der König und die Frau von Montespan waren mit diesem

An-

Anschlage zufrieden, und die Prinzessinn von Montpensier fand täglich, daß die eine viel mehr Mitleiden mit dem Lauzun hätte; die andere aber viel geneigter war, ihn auf eine schmäuchelnde Art vorzuziehen: und ihm diejenige vorzügliche Hochachtung anzuthun, ohne welche die Prinzessinnen bey Hofe nur den Rang und lange Weile haben. Frau von Montespan sagete ihr oftmals: Besinnen Sie sich doch auf etwas, wodurch Sie dem Könige einen Gefallen thun können. Sie schickete ihr oftmals ihre Kinder; sie waren artig und gefielen ihr überaus. Der Herzog von Maine sah wohl aus, und hatte Verstand; man fand es nur schlimm, daß er hinkete; und dieses war auch der Prinzessinn Meynung von ihm; und Frau von Maintenon erhielt dieselbe so sehr, daß sie ihrem Zöglinge tausend Artigkeiten angewöhnte, welche die ihm zugedachte Legitimation vorbereiteten.

So oft die Prinzessinn, welche allezeit ihren Lauzun in Gedanken hatte, sich Mühe gab, ein Mittel auszufinden, wie sie den König erweichen möchte, warf die Frau von Maintenon einen Blick auf sie, lenkete deren Blicke auf das Kind, und lehrete sie dasselbe mit Zärtlichkeit und Hoffnung ansehen. Gewann die Frau von Montespan bey einer Lotterie ein Kleinod; so überbrachte der Herzog von Maine selbiges der Prinzessinn von Montpensier, welche, da sie in alle Fallen fiel, die ihrer Erkenntlichkeit und Leichtgläubigkeit geleget wurden, sich in ein Kind vergaffete, welches ihr alle Morgen die artigsten Handbriefe

von der Welt schrieb; sie hingegen antwortete mit mütterlichen Empfindungen auf diejenigen, die dem Kinde unter dem Fuß gegeben wurden.

Dieses Kunststück gelung so gut, daß die Prinzessinn sich entschloß, den kleinen Herzog zu ihrem Erben einzusetzen: wenn nur Lauzun aus Pignerol losgelassen würde, und der König in eine Heurath willigte, die er gleich anfangs gebilliget, und hernach verbothen hatte. Sie trug der Frau von Maintenon auf, der Frau von Montespan ihre Vorschläge kund zu thun: die solches auch mit Freuden übernahm, die aber dieselben aus dem eigenen Munde der Prinzessinn hören wollte.

Diese Prinzessinn, die, wie es schien, zum Beweise gebohren war, daß nichts so niederträchtig sey, als die Niederträchtigkeiten der Großen, gieng zu der Maitresse selbst hin, bath sie: eines der schönsten Erbtheile von der Welt anzunehmen, dankete ihr für das Lob, so sie ihrer Standhaftigkeit gegen den Lauzun ertheilet hätte, und machete sich zu allem gegen eine Person anheischig; die sich selbst zu gar nichts anheischig machete.

Den folgenden Tag sagete ihr die Frau von Montespan, der König hätte sich wegen dieser Heurath durch einen Brief die Hände gebunden, welchen er damals, als er dieselbe aufgehoben, an alle Gesandten geschrieben; und rieth der Prinzessinn, um sie noch mehr zu fesseln, sie möchte selbst mit dem Könige davon reden. Die Prinzessinn von Montpensier, anstatt in dem Tone einer

Prinzessinn zu sprechen, welche durch ihr großes Vermögen schon im Stande war, ein Bündniß einzugehen, redete mit ihm als eine Supplicantinn, und er antwortete ihr, als ein gebiethender Herr.

Da sie nun wieder zu sich selbst kam, sah sie wohl, daß die Frau von Montespan künftighin die Gebietherinn ihrer Herzogthümer und Bedingungen seyn würde.

In diesem ihrem Verdrusse schrieb sie an den Herzog von Lothringen, ihren Verwandten, sie wollte ihn zum Erben einsetzen. Dieser Prinz schickete ihr den Herrn von Bec, welchem er befahl, diese Sache, als die größte Heimlichkeit abzuhandeln, indem das Luxemburgische von lauter Kundschaftern umringet war.

Dieser Agent kömmt in Paris an, mit Lumpen bekleidet, verkriecht sich in eine elende Herberge, erfährt, daß die Prinzessinn von Montpensier oft in eine nahgelegene Kirche käme, stellet sich neben einen Weihkessel und bittet sie um ein Almosen; als sie nun sah, daß er sein Gebethbuch mit so großer Sorgfalt zumachete, so schien sie darüber neugierig und unruhig zu seyn.

Den folgenden Morgen machete er es auf, und die Prinzessinn las darinnen: Von Seiten des Herzogs von Lothringen. Den folgenden Tag las sie allezeit in dem Gebethbuche, die Unterhandlungen dieses Bothen.

Die Prinzessinn von Montpensier, deren Geist ein wenig romanhaft war, freuete sich über diesem Abentheuer. Sie nahm ihre Anstalten, ihm

einen sichern Ort zu einer Zusammenkunft durch ein Handbriefchen anzuzeigen, welches sie zwischen zween Thaler steckete. Allein! ihre Unglücksfälle hatten sie noch nicht gelehret, klüglich zu handeln; sie entdeckete ihr Geheimniß nur einem von ihren Bedienten, und dieser war gerade ein Verräther. In dem Augenblicke, da Herr von Bec sich zu der heimlichen Unterredung einfinden wollte, führete ihn ein Policeybefehl aus seiner Herberge, und wies ihm das Nachtlager in Bicetre an.

Folgenden Tag mußte er vor dem Marquis von Louvois erscheinen, welcher sich stellete, als kenne er ihn nicht, und den er um ein Almosen bittet. Der Staatsrath gebeuth ihm, sich den Augenblick aus Paris zu packen, und jagte diesen versteckten Agenten, als einen Bettler fort, der doch seitdem bey dem Congresse zu Cambray Abgesandter war; allwo er der Marquise von H . . . . diese Begebenheit erzählete, von welcher ich sie habe.

Da nun die Prinzessinn von Montpensier den Bettler nicht widerkommen sah, fürchtete sie, ihr Brief an den Herzog von Lothringen möchte aufgefangen seyn, und man dörfte ihm einen Fallstrick geleget haben, um desto mehr hinter ihre Gesinnungen zu kommen. Sie bemühete sich von neuem mit der Frau von Montespan Freundschaft einzugehen, welche alle Vortheile die sie ihr anboth nicht einmal einer Antwort würdigte.

Man schickete endlich die Frau von Maintenon an sie ab. Die Prinzessinn, welche dieselbe

als

als Urheberinn, oder doch als Mitschuldige derer Kränkungen ansah, die man ihr zufügete, sagte zu ihr: Ich habe euch lange Zeit nicht die Ehre angethan mit euch zu reden; weil ich ... Frau von Maintenon die über einem dergleichen Eingange erstaunte, gieng plötzlich zum Zimmer hinaus. Die Prinzessinn aber hielt sie zurück, und sagete ihr mit milderm Tone: sie wäre bereit sich ihres ganzen Vermögens zu berauben, wenn man ihr nur erlaubete den Lauzün zu heurathen.

Die Frau von Maintenon stellete ihr vor, daß der König, welchem sie ihre Anerbiethungen gethan hätte, ohne gewisse Bedingungen hinzu zu setzen, sich sehr verwundern würde, wenn sie ihm welche vorschreiben wollte: es wäre besser gethan, wenn sie sich auf seine Großmuth und Erkenntlichkeit verließe.

Die Prinzessinn erwiederte; sie kennete die Großmuthsproben der Höfe gar zu wohl; sie würde mit ihrem Vermögen nach eigenem Belieben verfahren, wenn man ihr diese Heurath nicht verstatten wollte. Man erwiederte ihr: der König, welchem sie deswegen Versprechungen gethan hätte, würde ihr solches niemals erlauben. Hierauf brach sie in Klagen aus, u. sagete: sie wollte also alles den Armen schenken, und doch einmal sehen, ob der König das Herz haben würde, Güter an sich zu reißen, welche rechtmäßiger Weise den Hospitälern gehöreten? Wofern Eu. königliche Hoheit dieses thun, erwiederte die Frau von Maintenon: so stehe ich Ihnen nicht dafür, daß Herr von Lauzün nicht gar noch in die Bastille gebracht wird.

Die Prinzessinn welche über dieser Drohung erschrack, überließ sich der Gnade des Königes, und vermachte dem Herzoge von Maine die Oberherrschaft von Dombes, und der Grafschaft von Eu. Hierauf bekam die Frau von Maintenon Befehl, ihr zu sagen: man erlaube ihr den Herrn von Lauzun heiml. zu heurathen, und ihm 40000. Pfunde jährlicher Renten anzuweisen. Hierbey versicherte sie dieselbe: es würde ihr nichts angelegener seyn, als ihr zu dienen, und die Verbindlichkeit zu erkennen, welche derjenige Prinz ihr schuldig wäre, den sie erzogen hätte, und den sie einzig und allein liebete. Sie redete ihr hierbey so viel rechtschaffenes, dankbares und zärtliches vor: daß diese Prinzessinn, der man nur schmäucheln durfte, noch dazu froh war, ihre Güter weggeschenket zu haben. Zwey Worte vom Könige brachten sie vollends außer sich selbst; und Lauzuns Befreyung verblendete sie gar.

Derjenige aber, dem sie alles aufgeopfert hatte, öffnete ihr die Augen, und überließ ihr nichts mehr, als den Schmerz, sich dem nichtswürdigsten Menschen zu gute, der allgemeinen Verachtung ausgesetzet zu haben. Lauzun sah sie für nichts, als für ein aufgebrachtes Fräulein an, welches eifersüchtig war, und von einem geilen Feuer in denjenigen Jahren verzehret ward, wo auch die allerrechtmäßigsten Flammen erlöschen. An ihm spürete sie nichts, als einen Unbesonnenen, Untreuen, Undankbaren, und einen Lügner. So viele Wohlthaten belohnete er mit Haß und Beleidigungen, welche gleichwohl die

Prin-

Prinzessinn von Montpensier von ihrer Leidenschaft eben so wenig zurück brachten, als zehn Jahre Gefängniß den Lauzün von seinen Fehlern geheilet hatten.

Frau von Montespan konnte ihren eigenen Namen gar nicht mehr nennen hören; sie hatte sich schon lange vorgenommen gehabt, sich einen andern zu geben. Sie sagete: dieser lächerliche Namen würde sie unglücklich machen: und glaubete noch, wenn sie nur einen andern erwählete, so würde es ihr auch besser glücken. Sie ward innen, daß es dem Namen Maintenon nur gar zu gut gelungen war. Der Namen Montespan war ihr verhasset, indem ihr Mann ihr einen Begriff von Trunkenheit; sie selbst aber einen Begriff von Schwachheit und Unreinigkeit damit verbunden hatte.

Der Namen Montpensier kützelte ihre Ohren, und reizete ihre Eitelkeit. Sie begegnete dem Lauzün mit einer Achtung, die den ganzen Hof wunder nahm; allwo man an diesen Gefangenen fast gar nicht mehr dachte. Sie nahm sich seiner wider den Louvois an, welcher noch aus einem Ueberreste von Eifersucht oder Hasse, den König mit den Erzählungen der lächerlichen Unvorsichtigkeiten desjenigen Menschen unterhielt, dessen hochmüthiges Bezeigen der König ehedem selbst gescheuet hatte. Sie erklärete sich so gar öffentlich für ihn, daß man des Lauzün Zurückberufung fürchtete, welchem doch der Hof verbothen worden war. Zu dieser Aufführung zwang sie der Eigennutz. Sie versprach dem Lauzün, ihn wieder zu seinem vorigen Ansehen

zu verhelfen, damit sie wegen desjenigen sicher seyn könnte, welches er bey der Prinzessinn von Montpensier hatte; sie wollte dieselbe vermögen, ihm den übrigen Theil ihrer Güter zukommen zu lassen, mit Vorbehalt einer jährlichen Leibrente, hergegen solle er ihr verstatten, den Namen Montpensier anzunehmen, damit er hernach auf den Grafen von Toulouse kommen könnte. *)

Die Prinzessinn von Montpensier aber war für ihre erste Thorheit gar zu übel bezahlet worden, als daß sie sich noch zu einer zweyten hätte entschliessen sollen. Sie verwarf diese Vorschläge so sehr, daß keine Hoffnung mehr übrig blieb; und Lauzün fiel wieder in sein voriges Nichts zurück.

Die Prinzessinn litt zwar etwas bey diesem neuen Falle, Lauzün klagete sie an, als ob sie Schuld an seinem ganzen Unglücke wäre: und er herrschete mit so vieler Gewalt über sie, daß man auch sagen will: er habe einsmals, da er von der Jagd gekommen, zu ihr gesaget: Henriette von Bourbon, zieh mir die Stiefel ab; daß, da sie sich über dieser Unverschämtheit ereifert, er mit dem Fuße eine gewisse Bewegung gemachet, die der äußerste Grad der Beleidigungen gewesen.

Den

*) Er war eben legitimiret worden. Ludwig der XIV. zog sich ein wenig vor dieser Legitimationsacte, welche ein öffentliches Bekenntniß seiner Schwäche enthielt. Heinrich der IV. war nicht so zärtlich gewesen; die Legitimationsbriefe des Herzogs von Vendome enthalten: daß Heinrich, da er die Voll-

kom-

Den folgenden Tag kam er wieder in den luxemburgischen Palast, welcher vermuthlich mehr dergleichen Scenen gesehen hatte. Allein, Lauzüns Frau erinnerte sich endlich, daß sie eines Kaisers Gemahlinn hätte seyn können. Diese Stellung und diesen Ton nahm sie an, und sagete zu ihm: Ich verbiethe euch, jemals wieder vor meinen Augen zu erscheinen. Diesen Befehl beantwortete Lauzün bloß mit einer tiefen Verbeugung. *)

Nachdem nun die Prinzessinn von Montpensier auf diese Weise ihr Leben mit Ergetzungen und Liebeshändeln, das Mittel davon mit Liebe und Gram zugebracht hatte, so beschloß sie dasselbe mit Andacht und im Verborgenen. Sie fiel so gar tief hinunter, und Frau von Maintenon stieg so gar hoch, daß nunmehr die Frau von Maintenon ihr zuweilen die Ehre that, mit ihr zu reden. Ein Beyspiel, welches alle Prinzessinnen auf ewig lehren mag: daß da sie den Verdrießlichkeiten ihres Standes nicht entgehen können, ohne in alle Fallstricke ihrer Leidenschaften zu fallen: sie sich ja entschließen mögen, lieber mit gutem Anstande unglücklich zu seyn.

kommenheiten und Annehmlichkeiten, sowohl am Leibe als Geiste, seiner geliebten Gabrielle von Estrees gespüret, er sie, als den würdigsten Gegenstand seiner Freundschaft, zu gewinnen gesuchet.

**) Mem. du Marquis *de Dangeau*.

Man versichert, Ludewig habe niemals vergessen können, daß diese Prinzessinn das Geschütz der Bastille auf ihn habe abfeuren lassen. Da er einsmals einem auswärtigen Gesandten die Unruhen in seiner Minderjährigkeit erzählete, als er in der Belagerung von Paris begriffen gewesen, trat die Prinzessinn ins Zimmer: da kömmt, sprach der König, indem er seine Erzählung unterbrach, da kömmt meine Muhme, die wird Ihnen meine Geschichte vollends erzählen.

Louvois trug zu diesem überbliebenen Grolle gern alles mögliche bey. Er wendete die Befehlshaberschaft des Kriegesheeres vom Conde ab, indem er zu gelegener Zeit seiner ersten Fehltritte erwähnete. Der König hatte sie ihm bereits vergeben; allein sie waren ihm doch noch immer verdrießlich, sobald er daran dachte. Bey einem gewissen Feldzuge in Flandern, konnte er sich nicht enthalten, dem Prinzen von Conde mit Verdrusse zu sagen: Wenn Sie nicht wären, so wäre dieß ganze Land mein. Der Prinz erwiederte: Ach Sire! Sie hatten mir versprochen, niemals wieder davon zu reden! *)

Fünf-

*) Mem. de F. Hebert.

Fünftes Hauptstück.

Die Bekehrsucht.

Indessen daß die Frau von Maintenon sich ihres Ansehens bedienete, um die Tugend bey Hofe einzuführen, stellete England dem ganzen Europa ein ganz ander Schauspiel dar. Die Herzoginn von Portsmouth fuhr fort, aus St. James einen Ort des Vergnügens und der Ergetzungen zu machen. Seit langer Zeit beherrschete sie schon Karln den II. durch die Macht ihrer Schönheit und Reizungen. Wenn sie gefallen wollte, so kam ihr keine gleich. Sie stand in der höchsten Gnade, und diese ausnehmende Gnade kam dennoch demjenigen nicht gleich, was sie verdienete. Vieleicht ist dieses die einzige Prinzessinn gewesen, welche die Unglücksfälle mit Standhaftigkeit ertragen hat, nachdem sie die glücklichen Begebenheiten mit Hochmuthe erlebet hatte. Die Verbindungen, in welchen sie mit Frankreich stund, gaben der Frau von Maintenon Anlaß, sich mit ihr näher bekannt zu machen.

Die römischkatholische Religion war der Gegenstand ihrer Briefe an dieselbe. Frau von Portsmouth hatte sich verbindlich gemachet, sie in England zu beschützen; und Versailles gab ihr die Mittel dazu an die Hand. Sie dachte, ihr Eifer, Papisten zu machen, würde ihr Verbrechen tilgen,

eine

eine so übele Christinn zu seyn. Die Herzoginn von York ward von einem gleichen Eifer eingenommen; und diese drey Standespersonen führeten am Hofe zu London diejenige Bekehrsucht ein, welche unter der folgenden Regierung alle Schranken überschritt, und das größte Unglück anrichtete. In London war die Verderbniß der Sitten aufs höchste gestiegen; andere zu verführen und selbst verführet zu seyn, das nennete man gute Sitten, und gerade diejenigen, welche die meisten Seelen durch ihre Handlungen in die Hölle führeten, waren die eifrigsten, sie durch ihre Lehren selig zu machen.

An dem Französischen Hofe gieng es nicht besser zu. Allein hier versteckete sich das Laster, und der Andachtseifer zeigete sich unbedeckt. Karl hassete die Protestanten, als Feinde des Stuartischen Despotismus; Ludwig aber, als Feinde Gottes selbst. Der eine verlangete seinen Vater zu rächen, und der andere die Kirche.

Frau von Maintenon, welche des Königes Abscheu gegen die Ketzer kannte, setzet sich vor, ihre Anverwandten zu bekehren, und fieng bey dem Marquis de Villette an, einem Sohne derjenigen Base, von welcher sie in ihrer Jugend erzogen worden war. Der Bischof Bossüet, welcher alle Vorzimmer des Hofes von Religionsstreitigkeiten erschallen ließ, disputirte nur vergeblich, wenn er dabey war. Er machet den Marquis de Vilette zwar oft verwirrt; aber er überzeugete ihn niemals. So oft jener Gottesgelehrte sich in tiefsinnige Reden einließ, und Folgerungen daraus zog, antwortete

ihm

ihm der Ketzer: seine Beredsamkeit wäre für einen solchen Seefahrer als er wäre, nicht gemachet, die Wahrheit müßte mit ungekünsteltern Gründen bewiesen werden, und er könne einer Religion nicht glauben, die er nicht verstehen könnte.

Bourdalone war eben nicht überzeugender. Herr von Villette verschanzete sich immer hinter seiner Unwissenheit. Endlich schickete der König ihm einen Befehl zu: er solle sich bekehren. Villette bath sich Bedenkzeit aus, und die gestund man ihm zu. Frau von Maintenon drang in ihn: er soile doch eine Zeit setzen, da er bekehret seyn wollte. Der Marquis aber antwortete ihr: Ich brauche hundert Jahre Zeit. Zum wenigsten brauche ich zehn Jehre, an die Unfehlbarkeit einer gewissen Zahl von Menschen zu glauben; zwanzig Jahre mich an die Transsubstantiation zu gewöhnen, und so ferner.

Seine Muhme hatte sich dieses Widerstandes nicht versehen. Sie nahm Abrede mit dem Minister, daß ihm eine lange Reise über Meer anbefohlen werden sollte: damit, wofern ja der Vater seine Seele verwahrlosen wollte, sie doch zum mindesten die Kinder retten möchte.

Er hatte eine Tochter und zween Söhne, welche ob sie gleich noch sehr jung waren, dennoch schon Feldzüge mit gethan hatten. Der älteste war als ein neunjähriger Knabe bey der Schlacht von Messina gewesen, allwo Ruyter uns Leben kam. Dieses Kind ward damals verwundet und zum Schifs-

fähndrich gemachet. In der größten Hitze des Treffens, war er doch so gesetzt, daß, als er sein Blut laufen sah, er sagete: Wenn das meine liebe Base sähe, was würde sie sagen!

Nach der Abreise des Herrn von Villette, welchen alle Anerbiethungen der Frau von Maintenon bey Hofe nicht erhalten konnten, foderte sie das Fräulein von Mürzay zu sich. Ihre Anverwandten brachten allerley Vorwand vor, um sie ihr abzuschlagen; allein sie achtete nicht darauf, und foderte sie immer von neuen. Man schlug sie ihr immer wieder ab. Endlich ließ sie dieselbe, mit Einwilligung ihrer Mutter, entführen. Das Kind weinete sehr, als die Frau von Maintenon ihr sagete: sie müsse katholisch werden. Ihre Thränen erinnerten die Maintenon, was für Gewalt man gegen sie selbst in ihrer Kindheit gebrauchet hatte, um ihr diejenigen Gesinnungen beyzubringen, die sie nach diesem von freyen Stücken angenommen: und diese Erinnerung mäßigte ihren Eifer. Das Fräulein von Mürzay ließ sich durch die Sanftmuth gewinnen, und fand des Königes Messe so schön: daß sie katholisch werden wollte, wenn sie nur täglich des Königes Messe hören dörfte. Nach der Zeit ward sie gar eine Jesuitinn: und die Frau von Maintenon vergab ihr so wenig diese zweyte Ketzerey, als die erste.

Herr von Chateaurenaud, welcher den ältesten von Villette bey sich hatte, bekam Befehl, ihn nach Hofe zu schicken. Er war sehr feurig und ehrgeizig. Diesem sagete man, die Ketzerey würde

ein

ein Hinderniß desjenigen Glückes seyn, so man ihm zugedacht hätte. Er schwor sie also ab. Sein Bruder war schon halsstarriger, weil er jünger war; indessen legete er sich endlich auch zum Ziele, weil ihm der unermüdliche Gobelin ewig vorpredigte. Zu derselben Zeit war nichts leichter und arglistiger, als die Bekehrungen.

Anfangs sagete man den Lehrlingen, diese zwo Religionen wären gar nicht so sehr von einander unterschieden, als die Priester vorgäben. Man las ihm die exposition de la foi catholique vor, die dieselben mit so vieler Kunst zu verbinden suchet; man versicherte ihn endlich, der Hugonott wäre schon ein halber Katholick. Allein, so bald er abgeschworen hatte, schien der Katholik gleichwohl noch sehr hugonottisch gesinnt zu seyn: Man begehrete von ihm, er solle sich allen Ausübungen eines Gottesdienstes unterziehen, in welchem alle die kleinen Lehrpuncte wieder vorkommen, die man ihm in währender Unterrichtung geschenket hatte.

Man wird sich unfehlbar wundern, daß die Frau von Maintenon sich so viel Mühe gegeben, Bekehrungen zu veranstalten. Allein ein lebendiger Glauben gegen ihre Religion: trieb sie dazu, und die Gesinnungen des Königes verstärketen diesen Bewegungsgrund. Der Religionseifer rechnet die väterliche Gewalt für nichts, wenn es auf die Seligkeit ankömmt: und die Menschen gehören Gott frühzeitiger zu, als ihrem Vater. Noch weniger muß man sich wundern, daß sie sich bestrebet hat, Kinder zu bekehren; der königliche Rath hatte eben

den

den Ausspruch gethan: ein Kind von sieben Jahren sey gar wohl im Stande, dasjenige zu thun, was Heinrich der vierte für eine so schwierige Sache gehalten; nämlich eine Religion zu erwählen, und zwischen Genf und Rom einen Ausspruch zu thun.

Herr von Villette machete bey seiner Wiederkunft der Frau von Maintenon die bittersten Klagen, und warf ihr alle Verbindlichkeiten vor, die sie seiner Mutter schuldig wäre. Indessen legete sich sein Zorn allgemach, und, nachdem er der Beredsamkeit des Bischofs Bossüet, den Verheißungen des Königes, und dem Zusetzen der Frau von Maintenon widerstanden, that er eine zweyte Reise über Meer, und stellete Betrachtungen an, die er bis dahin noch nicht gehabt hatte. Das Evangelium vom Unkraute und guten Saamen schien ihm, wider die Spaltung der evangelischen Kirche, so gar klar zu seyn, wie der helle Tag; er sah ein, daß es nicht den Menschen zukomme, sie zu trennen.

Da er nun überzeuget war, aber nicht beschuldiget seyn wollte, daß er sich um Geldes willen hätte bekehren lassen; so legete er bey seiner Rückkunft eine heimliche Abschwörung in die Hände seines Pfarren ab. So bald er bey Hofe erschien, empfieng ihn der König, welcher oft gesaget hatte, sein einziger Fehler wäre dieser, daß er ein Ketzer wäre; mit vieler Gnade, und bezeigete: daß er seine Rückkehr in dem Schooß der Kirche, als einen ihm selbst geleisteten Dienst ansähe. Der Marquis de Villette antwortete ihm: dieses ist die einzige Sache,

che, die ich noch gethan habe, ohne Absicht denenselben zu gefallen.

Gleichwohl sann er darauf, wie er seine Religionsänderung auch zum Vortheile seines Glückes kehren möchte. Aus einem Bekehrten, ward er selbst ein Bekehrer: es sey nun, um diejenigen Sätze auszubreiten, die er für wahr hielt; oder um sich über seinen Gewissensbissen zu betäuben, indem er das Gewissen seiner Freunde betäubete; oder auch, um sich vor der göttlichen Rache und den Urtheilen der Menschen in Sicherheit zu bringen, da es so viele dergleichen Sträfliche gäbe; oder endlich, weil es bequemer war, die Aufrichtigkeit einer Religionsänderung durch blinden Eifer, als durch wahre Tugenden zu beweisen.

Die Frau von Maintenon hatte ihren Bruder in dem Verdachte des allerniederträchtigsten dieser Bewegungsgründe, und beschwor ihn: er möchte ja nicht mehr Katholicken machen; er selbst aber sollte suchen, ein besserer Katholik zu werden. Die Scheinheiligkeit der Reformirten erweckete ihr einen Abscheu: Es ist ehrlos, sagete sie, abzuschwören, wenn man nicht überzeuget ist. Ach! warum hat sie sich doch nicht allemal dieses Lehrspruches erinnert! dann hätte sie sich denen Grausamkeiten widersetzet, welche die schändlichsten Gewaltthätigkeiten vermehreten, und dennoch keine Ueberzeugung wirketen.

Die Familie de St. Hermine war fest bey ihrer Religion geblieben. Die Frau von Maintenon, welche durchaus wollte, daß alles, was mit

ihr verwandt war, gut katholisch seyn sollte, ließ das Fräulein von St. Hermine an den Hof kommen, und unterrichtete sie selbst im Catechismus. Sie hatte viel Einsicht in die Materien der Controverse, und die Gegensätze der Reformirten waren ihr nicht unbekannt; so schworen denn diese ihre Anverwandtinnen, nach langem Widerstreben, endlich ihre Religion ab. Man nennete diejenige Standhaftigkeit, womit man behauptete, man wäre nicht überzeuget, auch selbst nachdem man es schon war, oder doch so thun wollte, als wäre man es, und sich nicht eher zu ergeben, als bis man das ganze Feld der Controversen durchwandert wäre, und über jedem Satze Einwürfe gemachet hätte, einen lobenswürdigen Widerstand. Dieser Kunstgrif gereichete zum Lobe des Bekehrers, und machete den Bekehrten von allem Vorwurfe einer Zaghaftigkeit frey.

Gleichwohl gab es noch einige Aubignes, welche halsstarrig waren. Um bey ihrer Religion zu bleiben, verließen sie ihr Vaterland. Ich selbst habe in Kopenhagen ein Fräulein aus diesem Hause in einem Zustande gesehen, welcher ihrer Geburt gar nicht gemäß war. Sie beschwerete sich über dem Auffahren und Religionseifer der Frau von Maintenon; übrigens aber redete sie mit vieler Ehrerbiethung von ihr.

Die Begierde der Frau von Maintenon, Proselyten zu machen, zog ihr den Haß aller Protestanten zu. Sie tröstete sich darüber damit, daß sie hoffete, Gott desto besser zu gefallen, und mit der

Ueberzeugung, daß sie dem Könige gefiele, dessen Hochachtung die Liebe, und dessen Liebe die Ehrerbiethung vermehrete. In den königlichen Vorkammern sah man nichts als sie, wie sie sich mit dem Bossüet und Pelisson berathschlagete, oder wie sie irgend einen Hugonotten in die Kirchen begleitete. Es war eine Ehre von ihr bekehret worden zu seyn. Diejenigen, die den Gründen der Theologen, oder den Anerbiethungen der Verkehrer widerstunden, die wichen den überzeugenden Einladungen einer so liebenswürdigen Apostelinn: und diese Eigenschaft, ob sie gleich ein wenig männlich aussah, war eine große Schönheit in den Augen eines so gottseligen Fürsten, als Ludwig der XIV. war; welcher so gar sich selbst bekehren wollte!

Sechstes Hauptstück.

Die Aufführung der Frau von Maintenon, gegen die Frau von Montespan.

Zu einer wahren Bekehrung gehören zwey Stücke. Erstlich muß man das Böse meiden; und dann muß man es wieder gut machen. Das erste war geschehen: denn seit vier Jahren hatte der König der Frau von **Montespan** weder etwas bewilliget, noch etwas von ihr begehret. Er hatte sich wohl dann und wann ein wenig verirret; aber er schämete sich darüber. Die Ergetzungen liebete man wohl noch; aber die Zauberey hatte ein Ende.

Das zweyte Stück schien der Frau von **Maintenon** schwieriger zu seyn. Es sollten zwey Eheleute mit einander versöhnet werden, deren Gemüthsart einander schnurstracks zuwider waren: sie sollte die Zaghaftigkeit des Königes überwinden, welcher ganz beschämet war, daß er seine Gemahlinn so lange Zeit beleidiget hätte; sie sollte die Gewissensscrupel der Königinn bezwingen, welche sich hatte angewöhnen müssen, die Enthaltung als eine Tugend anzusehen, die man ihr so lange Zeit zu einer Nothwendig-

*) Die Stelle, welche die Frau von Maintenon bekleidet, ist in ihrer Art die einzige in der Welt. Es giebt dergleichen keine, und wird

wendigkeit gemachet hatte; sie mußte beyde Beichtväter unters Joch bringen, davon man dem einen einer Laulichkeit beschuldigte, und den zweyten des Aberglaubens überzeuget hatte.

Die Frau von Maintenon wendete zu ihrem Vorhaben die beständigen Besuche des Königes bey ihr an. Ohne ihn mit Ermahnungen zu ermüden, brachte sie ihn so weit, daß er sich weiter nicht zu helfen wußte, als durch ihre Rathschläge: es sey nun, daß sie ihm durch ihren Rath zeigete, wie mangelhaft die Rathschläge der Frau von Montespan gewesen waren; oder daß sie ihn lehrete, die Ruhe eines Gewissens zu beneiden, welches sich keines Bösen bewußt ist; oder daß sie seine Besuche mit aller der Unruhe einer Frau annahm, die gar wohl weis, daß die Welt zuförderst ein Urtheil fället, und dann erst untersuchet.

Der König brachte oftmals des Nachmittags zwo Stunden in ihrem Zimmer zu, und redete ihr mit aller Freundschaft, mit dem ungezwungenen natürlichen Wesen zu, welches ihr ihren Stand zum angenehmsten von der Welt machete*). Die Hofleute sageten: kann man auch wohl so lange bey einem Frauenzimmer seyn, ohne gerühret zu werden? Das Frauenzimmer aber sprach: man kann also in Gnaden stehen, ohne eine Schwachheit zu begehen?

*) auch niemals eine dergleichen geben. Man sehe die Briefe der Frau von Sevigne.

Die Frau von Montespan indessen starb fast vor Verdrusse: man hielt sie nicht einmal der Ehren werth, sie vom Hofe wegzujagen; man besuchete sie alle Tage, und täglich mit mehrerem Kaltsinne.

Die Frau von Maintenon war also ihres Obergewichtes und der Gleichgültigkeit des Königes gewiß? Ach nein! sie zweifelte doch noch daran; allein, da sie gesehen hatte, daß die volle Sättigung den König vielmehr von der Liebe geheilet hatte, als die Beraubung: so glaubete sie, die Gegenwart der Frau von Montespan würde ihm vollends einen Ekel gegen sie beybringen. Und in der That, als der König seine Maitresse sah, gieng er von dem Hasse gegen die Sünde, zu dem Abscheue gegen die Person über, welche ihn zu der Sünde verleitet hatte. Die Frau von Montespan, die gleichwohl noch sehr schön war, schien es in den Augen desjenigen Prinzen nicht mehr zu seyn, welcher acht Kinder mit ihr gezeuget hatte, und dem solches herzlich leid war.

Sie that noch einen Anfall auf ihn, um ihn wieder zurück zu bringen. Der König zeigete der Frau von Maintenon einen Brief der Montespan; welcher voll von dem Feuer der ersten Jahre ihrer Liebeshändel war, und befahl ihr, zu dieser Unseligen (dieses Wortes bedienete er sich), zu gehen, und ihr zu sagen: er möchte nicht mehr von ihr geliebet seyn, und ließe sie ermahnen, sich gegen ihn eine gleiche Kaltsinnigkeit anzugewöhnen.

Die Frau von Maintenon richtete diesen Befehl mit so vielem Eifer aus, welcher wohl anzeigete; daß sie für ihren guten Namen so sicher wäre, als für ihre Tugend: denn, wäre sie sträflich, oder einer Schwachheit wegen angeklaget, oder auch einer Nebenbuhlerey beschuldiget gewesen, so würde sie ja einer andern nicht eine Leidenschaft haben aufrücken können, die sie selbst gefühlet hätte?

Dieser Ausspruch nun war ein Donnerschlag für die Frau von Montespan. Bald ward sie über diejenige wüthend, die ihr denselben ankündigte; bald suchete sie dieselbe durch Entschuldigungen und Versprechungen zu gewinnen. Versprechungen! sagete die Frau von Maintenon, ich begehre nur eine einzige von Ihnen; allein, Gott, der König, und Ihre eigene Ehre fodern sie zugleich mit mir: Versprechen Sie mir aufrichtig Ihrer Leidenschaft zu entsagen. Ach! erwiederte die Frau von Montespan: es wäre eben so viel, Sie rissen mir das Herz aus der Brust!

Als die Frau von Maintenon von diesem Besuche zurück kam, begegnete ihr ein Hofmann, welcher ihr sagete: es geht die Rede, der König entsagete allem Frauenzimmer, und Sie wären schuld daran. Wollte Gott, erwiederte sie, und sollte michs auch auf dieser Stelle das Leben kosten! Dieß sagete sie mit aller Standhaftigkeit derer Seelen, welche auch mitten am Hofe über der Tugend nicht erröthen.

Man berathschlagete, ob man die Frau von Montespan ins Elend verweisen wollte. Die Frau von Maintenon ersparete ihr aus Mitleiden diesen letzten Streich. Allein sie belagerte sie mit Gewissensräthen, welchen man eingebunden hatte, sie sollten sie ermahnen, sich selbst zu verbannen. Sie aber überredeten sie nicht. Der Hof war ihr gar zu unentbehrlich geworden, seit dem sie an demselben eine überflüssige Person war. Der König ließ ihr indessen alle äußerlichen Merkmaale der höchsten Gunst. Die Hofleute mußten nothwendig allemal einen Abgott haben, und die Frau von Maintenon wollte es durchaus nicht seyn.

Indessen kamen doch alle Gnadenbezeugungen auf diese letztere an. Die Frau von Montespan, die immer noch das Ansehen haben wollte, als hätte sie viel zu sagen, wendete sich allezeit an dieselbe, wenn entweder die Gewohnheit Fürbitten einzulegen, oder die Ehre etwas erhalten zu haben, sie bewog, ihren Schutzgenossen beyzustehen. Die Frau von Maintenon war so unfähig zu hassen, als etwas abzuschlagen; so, daß zuletzt die Frau von Montespan durch diejenige Frau regierete, welche zehn Jahre lang durch sie geherrschet hatte.

Der Pater de la Chaise, welcher dem Herzen des Königes nicht hatte zuvoreilen können, indem er ihm noch kein völliges Vertrauen abgewonnen hatte, fürchtete, er möchte zweifelhaft seyn, zwischen der Frau von Montespan und der Tugend zu wählen; und die Herrschaft, welche die Maitresse noch immer behielt, prophezeihete ihm, die Tugend

würde

würde schwerlich die Oberhand behalten. Er gab also demjenigen Jesuiten, der immer vor dem Könige predigte, Befehl, einmal von dem Rückfalle zu predigen. Diese Predigt gelung; und Ludwig, damit er nicht zurück fallen möchte, wollte sich durch das heilige Abendmal stärken. Der Pater de la Chaise schlug ihm die Beichte ab, und wendete eine Krankheit vor; gleich als ob er nicht besser gethan hätte, ihn beichten zu lassen, und alsdann ihm die Absolution zu versagen? Der König schrieb ihm mit eigener Hand, er möchte wiederkommen; er sollte mit ihm zufrieden seyn. Weiter weis man nicht, was unter dem Beichtkinde und dem Beichtiger vorgefallen ist; allein so viel ist gewiß, daß er die Frau von Montespan niemals wieder unter vier Augen gesehen hat, welche indessen doch allemal ihren alten Platz behielt.

Die Andächtigen, und so gar die rechtschaffensten Leute murreten auch, daß sie an demjenigen Orte noch immer so viel Macht behielt, welchem sie ein so großes Aergerniß gegeben hatte. Sie sageten: Wie kann man doch glauben, daß dieser Umgang abgebrochen sey, da die beyden Verliebten einander noch täglich besuchen! Vor „Francisco dem I. blieben doch die Sünden unse„rer Könige noch im Verborgenen; und hierdurch „schienen sie selbst dieselben zu verdammen. Ihr Volk „wenigstens, war weder das Schlachtopfer noch ein „Zeuge davon; sie hatten das Herz doch nicht, auch ihre „liebste Maitresse, den Verehrungen des Hofes dar„zustellen: und wir, wir sollen heute eine Maitresse an-

 „bethen

„bethen, die es gar nicht einmal mehr ist? Daß der „König die Montespan geliebet, und sie in Anse„hen gesetzet hat, das war schon eine große Schwach„heit; allein es war doch auch nichts mehr, als eine „Schwachheit; daß er sie aber nicht mehr liebet, „und ihr gleichwohl alle Gunst läßt, das ist eine „Niederträchtigkeit! das heißt, die Wirkung länger „hinaus dehnen, als die Ursache; wer aber das La„ster ehret, der unterdrücket die Tugend.„

Der Abt Gobelin wiederholete der Frau von Maintenon diese Reden oft, welche sie zwar sehr billigte, aber sie dem Könige nicht wiedersagen dorfte: der König konnte noch nichts anders vertragen, als nur halbe Wahrheiten. Sie fürchtete einen Geschmack zu erwecken, welcher bereits dadurch halb gedämpfet war, weil man ihm widersprach. Uebrigens war es gefährlich, einen Menschen durch dornigte Wege zu seiner Seligkeit zu führen, welcher noch in die Rosen der Liebe vergaffet war.

Ludwig hatte der Frau von Montespan, nur aus Hochachtung gegen die Frau von Maintenon entsaget. Sein Gewissen warf ihm nichts vor: und er war noch nicht zärtlich genug, sich dasjenige aufzurücken, was das Volk ihm vorwarf. Er liebete zwar die Andächtige; aber er hassete die Andacht: und der Vorschlag, die Mutter seiner Kinder öffentlich zu beschimpfen, schien ihr die höchste Raserey zu seyn. Man mußte daher den König erst zu einem weisen Manne machen, ehe man ihn zu einem Christen machen konnte.

Siebentes Hauptstück.

Die Aufführung der Frau von Maintenon in Ansehung der Königinn.

Der Hof reisete nach Chambor ab, und Frau von Montespan ward von dieser Reise ausgeschlossen. Die Königinn genoß alhier mehr Vergnügungen, als sie sich vermuthet hatte. In der Fülle ihrer Freuden, gab sie der Frau von Maintenon so viele Merkmaale ihrer Achtung, als Bezeigungen der Hochachtung die Königinn von dem Könige selbst empfieng. Sie schmäuchelte sich, daß sie noch liebenswürdig wäre; so sehr schien die Ehrfurcht des Königes gegen sie, aufmerksam und zärtlich zu seyn. Ich glaube sagete sie, daß Gott mir die Frau zugeschicket hat, um mir dasjenige Herz wieder zuzuwenden, welches die Montespan mir abwendig gemachet hatte.

Die Herrschaft der Frau von Maintenon konnte durch nichts besser befestiget werden. Die Königinn dankete ihr, daß sie diejenigen Triebe ihr zuwiese, die sie für sich selbst hätte behalten können. Alle Hofdamen bewunderten eine Aufführung die sie nicht begreifen konnten: sogar diejenigen Hof-Cavaliere welche doch selbst ohne alle Sitten lebeten, waren froh, daß der König gesittet ward; es mochte nun aus Belieben an der Veränderung, oder weil man des Lasters satt war, oder des Reizes der Tugend wegen, geschehen.

Keine Lieblinginn war noch der Frau von Maintenon ähnlich gewesen, keine war so geehret worden, und keine hatte sich so wenig ehren lassen, als dieselbe. Sie sah daß der Landesherr Gesetze von ihr annahm; die Königinn hieng von ihr ab, die Staatsräthe erfülleten ihr Vorzimmer; und sie wurde nichts minder als aufgeblasen, sondern vielmehr verwirret und beschämt darüber. Sie stellete sich mit ihrem Glücke in gleichem Paare, dadurch, daß sie ihr Glück zu groß für sich hielt. Die Prinzen selbst bücketen sich ohne Widerwillen vor einer Frauen, welche entweder zu furchtsam, oder zu bescheiden war, diese Ehre zu misbrauchen. Louvois ganz allein war eifersüchtig.

Die Dauphine war nicht mit in Chambor, so daß die Gunst der Frau von Maintenon offenbar von der Freundschaft des Königes gegen diese Prinzeßinn unabhänglich zu seyn schien. Am Tage Francisci, als ihrem Jahrstage, bekam sie von der Königinn ihr Portrait, sehr reich mit Juwelen besetzet. Dieß war eine Gnadenbezeigung die nur ihr allein geschah, und welche die Frau von Maintenon über alles schätzete. Frau von Montespan hatte nichts dergleichen bekommen. Sie strebete zwar nach einer eben solchen Gnade: allein man gab ihr zu verstehen, daß solche Geschenke nur aus Hochachtung kämen.

Indessen währeten die Unterredungen unter vier Augen so lange, daß der ganze Hof denselben nachsann und die ganze Stadt, davon redete. Die Frau von Chamarante holete die Frau von Maintenon

tenon vor aller Menschen Augen ab, und brachte sie wieder vor aller Welt heim. Man konnte eine Gunst von so neuer Art gar nicht begreifen. Kein Freund kann gegen seinen Freund so viel Aufmerksamkeit haben, als der König gegen die Frau von Maintenon hatte. Diese lehrete ihn ein ganz neues Land kennen; sie zog aus seiner Seele Empfindungen heraus, die ihm bis dahin unbekannt gewesen waren, und ließ ihn die Glückseligkeit des Genusses einer zärtlichen und gegründeten Freundschaft genießen, welche ohne Zwang, ohne heftige Leidenschaft, und sonder Unruhe war.

Oftmals unterbrach sie die lebhaftesten Unterredungen, mit Betrachtungen über demjenigen, was die Königinn erlitten hätte; und mit Ermahnungen, wie der König dieses alles wieder gut machen müßte. Der König gab solchen uneigennützigen und häufigen Rathschlägen nach; er verließ sie aus Liebe zu ihr, gieng zu der Königinn, und redete zu ihr mit eben der Freundschaft, wie er gegen die Frau von Maintenon gethan haben würde, deren Bild er im Herzen hatte. Endlich verschwand das Blendwerk; er sah an ihr nichts mehr als seine Frau, und verfiel wieder in seine erste Kaltsinnigkeit.

Unterdessen gewann er einen Geschmack an ernsthaften Zeitkürzungen; vergaß allmählig die Lüste der Jugend; und nachdem er die Königinn sonder Widerwillen betrachtet hatte, welche vor Andacht und Eifersucht veraltet war, fand er an der Frau von Maintenon unzählige Reizungen. Er hieng

der Königinn täglich mehr an, und täglich brach er diese Treue durch Empfindungen, die er gegen eine andere hegete. Seine Einbildungskraft, welche von Begierden entzündet ward, versüßeten ihm die Wollüste des Ehstandes, welche doch für einen Mann, der noch sonst etwas liebet, so abgeschmackt sind: und wenn die Tugend dem Ehstande niemals mehr zu Hülfe gekommen ist, so hat auch niemals der Ehstand, der Tugend mehr Dienste geleistet.

Die Königinn, welche dieser lebhaften Zärtlichkeiten durch eine zwanzigjährige Kaltsinnigkeit, entwöhnet war, freuete sich darüber; aber sie wußte ihr nicht zu begegnen. Als der König sie einmal zu sich bitten ließ, wußte sie nicht, ob sie kommen sollte, oder nicht. Frau von Maintenon, welche diese vertraute Zusammenkunft angestellet hatte, begleitete sie zu ihm, und unterstützete sie. Denn so groß war die natürliche Furchtsamkeit dieser Prinzeßinn; oder so groß war die Furcht, welche der Königinn einflößete, daß sie die ganze Zeit über, da er mit ihr redete, in vollem Zittern war. Endlich ließ sie nach ihn zu scheuen; und endlich ward die so lange gewünschte Einigkeit vollkommen. Sie antwortete auch einer von ihren Hofdamen, die sie wider die Frau von Maintenon aufhetzen wollte: warum sollte ich eifersüchtig seyn? der König ist noch niemals so gut mit mir umgegangen.

Die Frau von Richelieu war ein Zeuge von dem Siege der Frau von Maintenon; sie lernete die Tugend kennen, und grämete sich, daß sie von

derselben abgewichen war. Der Neid erstickete die Freundschaft. Sie meynete: ihr käme es zu, die beyden Eheleute wieder zu vereinigen, die sie doch selbst entzweyet hatte; und da sie eben so begierig war, das Gute als das Böse zu thun, dafern es ihr nur eben so viel einbrachte, so sagete sie: sie hätte allezeit eine Mittelsperson abgegeben, sie wäre auch noch dazu bereit; und wenn der König sich bekehren wollte, so würde sie ihn gar wohl bekehren. Sie streuete einen Saamen der Uneinigkeit unter der Königinn und Dauphine aus, und schob die Schuld auf die Frau von Maintenon.

Indessen hätten beyde Prinzeßinnen sich recht gut zusammen schicken sollen: beyde waren andächtig, beyde wurden bey Seite gesetzet; beyde waren unglücklich. Gleichwohl liebeten sie einander nicht; sie besucheten sich sehr selten, und vernachläßigten einander zuweilen auch wohl, so viel als Personen von so hohem Stande einander vernachläßigen können. Anstatt nun, daß sie dieses ihrem widersprechenden Character hätten zuschreiben sollen, welche Antipathie noch stärker war, als die Sympathie ihrer Schicksale: so hatten sie die Frau von Maintenon im Verdachte, welcher man doch lediglich die ganze Einigkeit zu danken hatte, die noch bey Hofe zu finden war.

Frau von Maintenon welche einzig damit beschäfftiget war, den Frieden allenthalben zu stiften, wo sie auch nicht zugegen war, ward durch einen so beleidigenden Verdacht empfindlich gerühret, und

erstaunete eben so sehr über der Bosheit der Menschen, als ob sie erst anfienge dieselben kennen zu lernen. Bey der Königinn rechtfertigte sie sich gar bald; die Dauphine aber wollte sie gar nicht vor sich lassen. Sie selbst war eifersüchtig über der Gunst, darinnen ihre Staatsdame stund: sie befürchtete, man möchte sie auf andere Gedanken bringen, weil sie sich entschlossen hatte, sie nun einmal zu hassen. Frau von Richelieu, welche die Frau von Maintenon als den gefährlichsten Kopf von der Welt abmalete, beschwor dieselbe, sich gar sehr vor einer mündl. Erklärung zu hüten. Die Dauphine also, welche ohnedem schon einsam genug gelebet hatte, sperrete sich vollends noch ärger ein. Der König ließ die Frau von Maintenon täglich zu sich holen; und um sie wegen ihrer Verdrießlichkeiten zu trösten, gieng er auch wohl selbst zu ihr.

Sie aber war über dem Schimpfe, welchen man ihrer Gemüthsart angethan hatte, gar zu empfindlich gerühret, als daß sie es nicht auch gegen diese neue Ehre seyn sollte. Sie sagete dem Könige: „sie „könne die ungerechten Blicke der Dauphine unmöglich ertragen, noch einer gebiethenden Frau „dienen, von der sie als eine Feindinn angesehen „würde. Sie hätte allemal gesuchet Frieden zu stiften: „und da sie das Unglück hätte, eine Ursache der Uneinigkeit bey Hofe zu seyn, so wäre es ihre Pflicht „sich weg zu begeben. Es wäre kein Opfer zu ersinnen, welches sie dem Frieden nicht herzlich gern „bringen wollte.„

Der

Der König glaubete, daß wenn alle diese Mishälligkeiten ins Licht gesetzet wären, so würden sie sich von selbsten heben. Die Königinn, die Dauphine und Frau von Maintenon, unterredeten sich lange Zeit mit einander in seiner Gegenwart; aus welcher Unterredung so viel heraus kam: daß die Frau von Richelieu sehr neidisch, und die Frau von Maintenon sehr unschuldig wäre. Sie bezeugeten alle einander öffentlich ihre Reue, daß sie sich geirret hätten. Die Dauphine führete sie sogar in ihr Zimmer zurück, und bath sie, das Vergangene zu vergessen; die Königinn aber fragete weiter niemanden um Rath, als sie.

Indessen schmerzete es die Frau von Maintenon von neuem, daß sie auf Kosten der Herzoginn von Richelieu gerechtfertiget seyn sollte? Sie hatte bey dem ganzen Hofe nur eine einzige Freundinn; und diese Freundinn hinterging sie! Ja, wenn es noch die Frau von Montespan gewesen wäre! aber die Herzoginn von Richelieu? der sie alles zu danken hatte? Sie mußte sich indessen einmal nach ihrem Schicksale bequemen, daß sie ihre Wohlthäterinnen, weder lieben noch hochschätzen konnte! Diese nur gar zu richtigen Betrachtungen, waren ihrer Gemüthsart eben so nachtheilig, als ihrem Glücke. Sie fing an mistrauisch zu werden, und dieser Fehler vermehrete sich mit den Jahren. Da sie täglich ein Augenzeuge von hundert Treulosigkeiten war, so ward ihr alles verdächtig. Sie glaubete, sie wäre von lauter falschen Freunden umringet, und verhielt sich auch selbst gegen die redlichen Freunde, nicht,

als ob sie dieselben nicht einmal hassen würde, sondern als ob dieselben sie einmal anfeinden könnten. Hieraus erwuchs diejenige Liebe zur Einsamkeit, welche an die Stelle der Liebe zur Freyheit trat; die große Behutsamkeit in allem was sie schrieb; ihr Widerwillen gegen alle Welthändel, aus Furcht neue Ränke darinnen zu entdecken; ihr beständiger Kampf zwischen der Offenherzigkeit und Vorsichtigkeit, und endlich ihr so beliebter Grundsatz, welcher leider nur gar zu wahr ist: **Man wird täglich, auch von Freunden hintergangen, die man schon dreyßig Jahre gekannt hat.**

Der König erzürnete sich sehr über die Frau von Richelieu, und würde sie verwiesen haben, wenn die Frau von Maintenon ihn nicht besänftiget hätte, indem sie ihm sagete: **Klätschereyen gegen Klätschereyen gerechnet! so sind doch diejenigen die man kennet, besser als die, welche man nicht weis.**

Achtes Hauptstück.

Der Tod der Königinn.

Frau von Maintenon war bey allen Reisen zugegen, die der König in das Burgundische, nach dem Elsaß, oder der Saar that, allwo er allenthalben fliegende Läger hatte, um seine Soldaten in der Ordnung, und seine Gränzplätze in gutem Stande zu erhalten. An diesen Orten that ihr der König Ehrenbezeugungen an, welche die Gunst, worinnen sie stand, noch mehr bemerketen, und die sie alle an die Königinn zurück wies.

Indem er von Straßburg zurück kam, ward die Königinn krank, und der König schien sehr betrübt darüber zu seyn. Die Frau von Maintenon suchete theils den König zu trösten, theils der Königinn beyzustehen, welcher sie mit rechter Begierde dienete. Die Aerzte hatten schon alle Hoffnung aufgegeben; und der ganze Hof zerfloß in Thränen, es sey nun aus Betrübniß, oder aus Nachahmung. Der Dauphin bath mit Schluchzen um die Erlaubniß, von seiner sterbenden Frau Mutter noch den letzten Segen zu erhalten; der Beichtvater unterließ auch nichts, wodurch dieser Anblick, welcher den König so lebhaft rührete, demselben zu seiner Erbauung dienlich gemachet werden konnte.

Die Königinn kam zu Sprache und Gesicht, rief die Frau von Maintenon zu sich, welche sich

versteckt hatte, um ungestört zu seufzen und zu bethen. Sie zog ihren Ring vom Finger, und gab ihn ihr: es sey nun aus einer geheimen Ahndung dessen, was geschehen würde, oder um ihr ein unverdächtiges Merkmaal ihrer Achtung zu hinterlassen; oder dem Könige die Wahl anzuzeigen die er thun sollte, wenn er sie einmal über das Vorurtheil erheben wollte.

Als sie nun an diejenige Stunde kam, da dem Menschen alles klein vorkömmt, außer der Tugend, so griff sie sich selbst in Ansehung der einzigen Frau an, der man an dem verderbtesten Hofe von der Welt, nicht das mindeste vorrücken konnte. Die Zunge erstarrete ihr in währendem Reden, und man hörete nur noch einige Worte, welche durch Seufzer unterbrochen wurden.

Frau von Maintenon wollte sich ihres Schmerzens bemeistern; und kam nicht sonderlich damit zurechte. Sie predigte auf das herzhafteste vom Christenthume, und erfüllete einen Augenblick darauf das Zimmer mit nur halb unterdrücktem Geschreye.

Wer wird nun wohl solche Thränen für redlich halten? derjenige, welcher ihr Schritt vor Schritt folget, und bemerket, daß sie ihren einzigen Beystand bey Hofe verlor: nicht eine Königinn; denn die beweinet man so aufrichtig nicht; aber eine Freun-

*) Maria Theresia, Infantinn von Spanien, den 20sten September 1638. gebohren, den 4ten Junius 1660. zu Fontarabien vermählet, war Regentinn im 1667.

Freundinn, die vornehmste Frau im Lande, der sie die ersten Dienste geleistet hatte, und auf welche ein Anschlag gerichtet war, der sie ganz allein beschäfftigte.

Ich überlasse hier den Spottvögeln diejenigen hämischen Muthmaßungen, welche glauben: ein Glück sey vorbereitet und vorausgesehen worden, welches man noch kaum für möglich halten konnte; insonderheit in demjenigen Augenblicke, darinnen die äußerste Zärtlichkeit natürlicher ist, als die Ueberlegung. Jene sahen allezeit die Frau von Maintenon, wie sie bereits Königinn von Frankreich wäre; und betrachteten niemals die Staatsdame, wie sie aus Andacht, vieleicht auch aus Liebe, ja wenn man will, auch aus Eigennutz zitterte: daß der König sich einer Frau überlassen würde, deren erster Schritt ein Fall, und deren erste Bedingung, die Ungnade der ungestümen Andächtigen seyn würde.

Sobald die Königinn *) erblichen war, gieng die Frau von Maintenon, die nicht aus ihrem Zimmer gewichen war, davon, um sich nach Hause zu begeben. Allein der Herzog von Rochefoucault, ein Liebling, welcher der Frau von Montespan sein Glück zu danken hatte, ergriff sie herzhaft bey dem Arme, und sagete zu ihr: Hier ist es nicht rathsam, gnädige Frau, daß sie sich wegbege-

1667. und 1672sten Jahre, nämlich in währenden Reisen nach Flandern und Holland, und starb zu Versailles den 30sten Jul. 1683. um drey Uhr Nachmittags in ihrem fünf und vierzigsten Jahre.

ben. Der König ist in solchen Umständen, daß er Ihrer nöthig hat.

Ludwig indessen schien nur mittelmäßig betrübt zu seyn. Seit drey und zwanzig Jahren, sagete er ganz kaltsinnig, ist dieses die erste Betrübniß, die sie mir verursachet. Zuweilen hatte sie seine ungetreuen Streiche wohl durchkreuzet; aber nur selten hatte sie ihm Vorwürfe darüber gemachet: entweder, weil sie geglaubet hatte, die Klagen helfen doch nichts; oder weil sie dieselben zu schlecht für sich hielt, denn ihre Seele war an sich selbst erhaben genug. Eine einzige Antwort kann hiervon zeugen, welche sie demjenigen Beichtvater gab, der sie über alle Sünden ihres vorigen Lebens befragete, und ihr rund heraus die Frage vorlegete: ob sie vor ihrer Vermählung nicht einige fleischliche Begierden gehabt hätte; da sie nun vergaß, daß sie mit einem Manne redete, der an Christi Statt da war, antwortete sie: Nein, nein! es war kein König an meines Vaters Hofe.

Sie war wirklich eine Heilige; Ludwig aber mußte eine Frau haben. Die Königinn hätte ihrer Gemüthsart nach eine Carmeliterinn seyn sollen, und das Schicksal hatte sie auf einen Thron gehoben. Sie besaß alle Tugenden, nur die nicht, die ihrem Stande gemäß gewesen wären. Aus Andacht gieng sie sehr oft in die Kirche, indem eben der König sie zu sich rufen ließ: und ihr Beichtvater, welcher

ihr

ihr alle Pflichten hätte vorschreiben sollen, die den König auch zu seiner Pflicht verbunden hätten, wiegete sie, mit, ich weis nicht was für Begriffen ein, die sich auf die Aufopferung und Versagung auch der rechtmäßigen Ergetzungen gründeten.

Nichts hatte Ludwigen von der Andacht mehr abgeschrecket, als dieses Hirngespinnst von Reinigkeit. Ich habe ihn gar wohl gekannt, sagete die Frau von Maintenon, und ich weis es aus eigener Erfahrung: hätte er eine vernünftige Frau gehabt, so würde er sich niemals nach einer andern gesehnet haben.

Neuntes Hauptstück.

Die Liebe des Königes zur Frau von Maintenon.

Frau von Maintenon tröstete den König auf rechten Ernst über seine Betrübniß, die er nur Wohlstands wegen annahm. Sie stellete ihm vor, daß Gott ihm durch dergleichen Fälle eine Wohlthat erwiese, und indem er ihm seine Frau nähme, ihn für sein Kind ansähe. Sie beschwor ihn denen Lüsten zu entsagen, die er zu sehr geliebet hätte; und welche der Himmel entweder durch Widerwärtigkeiten, oder durch Unbußfertigkeit bestrafete. Der König versprach ihr alles; allein, indessen daß sein Mund ganze Aufsätze von Bußfertigkeit hersagete, machte sein Herz unfehlbar schon neue Liebesanschläge.

Folgenden Morgen kam **Louvois** zu ihr, und bath sie im Namen des Königes, sie möchte ihm doch nach **St. Cloud** folgen; zugleich hatte er Befehl, die **Dauphine** von dieser Reise abzuhalten. Er wollte frey seyn, und die Gegenwart dieser Prinzeßinn hätte ihn nur im Zwange erhalten. Der Staatsminister ließ also der **Dauphine** eine Aderlaß vorschreiben, unter dem Vorwande, daß sie schwanger wäre; beredete sie, im Bette zu bleiben, und ließ, gleichsam als von ungefähr, einige Ausdrücke von der Reise nach **St. Cloud** mit einfließen.

Die

Die Dauphine sagete: sie wollte auch mit dabey seyn. Man stellete ihr ihren Zustand vor, und sagete ihr diese wichtigen Worte: der König brauchet eben nicht dergleichen Proben von Eurer Königl. Hoheit Freundschaft; aber das Königreich hat einen Prinzen nöthig. Sie gerieth außer sich, als sie hörete, daß Frau von Maintenon allein mitreisen würde; und der ganze Hof erstaunete ebenfalls darüber. Man konnte sich nicht vorstellen, daß eine so standhafte Frau so bald sollte überwunden worden seyn; und man konnte nicht glauben, daß Ludwig nicht die Absicht hegen sollte, sie zu überwinden. Zwar leidet ein tiefer Schmerz die Einsamkeit; allein von des Königes seinem wußte man, daß er sehr mäßig war. Man fragete einander: ob er es denn etwa seiner Majestät für schimpflich hielte, öffentlich betrübt zu seyn? oder, ob er etwa die Schande, daß er nicht betrübt wäre, in der Einsamkeit verbergen wollte? oder ob man sich über den Verlust einer Ehegattinn, nur mit einer liebenswürdigen Frau trösten könnte?

Diese Reise währete fünf Tage, und diese fünf Tage waren die betrübtesten von der Welt. Frau von Maintenon hörete nicht auf, die Königinn zu beweinen: und der König bezeugete ihr beständig, daß ihm ihre Traurigkeit noch näher gienge, als der Verlust der dieselbe verursachete. Da er aber sah, daß ihre Thränen kein Ende nahmen, fieng er an ihrer zu spotten, und, sagete die Gräfinn von Caylus in ihren Souvenirs: ich wollte eben nicht Bürge seyn, daß meine Base nicht im Grunde ihres

Herzens eben das gedacht hat, was der Graf von Guiche der Aufseherinn des Flügelwerks antwortete, welche tausend Ursachen angab, sich über den Tod ihres Mannes zu trösten, worüber er sie beklagete: O! wenn ihr die Sache auf diesen Fuß nehmet, so frage ich auch nichts darnach.

Der König machete einen Schluß von ihren Empfindungen gegen die Königinn, auf diejenigen, die sie gegen ihn selbst hatte. Da er nun selbst liebete, und gewiß war, daß er wieder geliebet würde, so ward er erfreuet, daß er es auch sagen dorfte; und vermuthlich ward die Frau von Maintenon auch nicht böse, daß sie es hörete. Diese gegenseitige Liebe, welche bis dahin derjenigen selbst vieleicht noch unbekannt geblieben war, die sie gewirket hatte; diese Zärtlichkeit, die der König unter dem Namen von Hochachtung und Geschmack verborgen; die Maintenon aber unter dem Deckmantel von Erkenntlichkeit verhüllet hatte, sollte endlich einmal in ihrer natürlichen Gestalt erscheinen, da sie nicht mehr durch den Wohlstand zurück gehalten ward, der sie unterdrücket hatte. Der Königinn Tod ertheilete ihrer beyder Herzen die Freyheit: nunmehr konnte Ludwig ohne Verbrechen lieben, und Frau von Maintenon konnte sich ohne Gewissensbisse lieben lassen.

Allein es war doch allemal eine Leidenschaft, und folglich dorfte man derselben nicht trauen; Empfindungen waren es, die ehrlich waren; allein sie konnten auch wohl schändlich werden: indessen minderte die Vorsichtigkeit diese Gefahr. Man hatte weder

die

die Macht, dieselben zu bemeistern, noch auch, sich unterwürfig zu machen; doch so viel Macht besaßen sie noch, daß sie selbst von ihnen nicht bezwungen wurden, und daß sie so gar dieselben noch verbergen konnten. Ludwig suchete seine Empfindungen kund zu machen, und man wies ihn allemal mit der allertiefsten Ehrerbiethung zurück.

Der König, welcher vieleicht zum erstenmale den Streit zwischen der Liebe und Tugend in sich empfand, gerieth auch zum erstenmale in Verwirrung; er furchte sich fast so sehr, als er liebete.

Der Tod des Grafen von Verin both der Liebe eine günstige Gelegenheit dar. Frau von Maintenon hatte diesen Prinzen erzogen und beweinete ihn bitterlich: Ach! sagete der König zu ihr, wie angenehm müßte es seyn, von einer Person geliebet zu werden, die so zärtlich zu lieben weis! Mehr sagete er nicht, und zitterte, daß er schon zu viel gesaget haben möchte. Frau von Maintenon that, als hörete sie dieses nicht. Allein der König, welchem dieses Bekenntniß ein wenig Luft gemachet hatte, redete nach der Zeit so mit ihr, als ob man ihm gestanden hätte, man hätte es gar wohl gehöret.

Man kann sich leichtlich die Freude beyder Personen vorstellen. Der König genoß das Vergnügen, ein so lange Zeit verhöhltes Geheimniß ausgekundschaftet zu haben, und Frau von Maintenon der Freude, daß sie richtig errathen hätte.

Eine Frau sey so andächtig als sie auch wolle, so sieht sie doch eine Mannsperson nicht mit gleichgültigen Augen vor sich auf den Knieen liegen: und die Frau von **Maintenon** erblickete in dieser Gestalt ihren König, ihren Wohlthäter; den liebenswürdigsten König, den großmüthigsten Wohlthäter.

So oft sie die Augen auf den Ring der Königinn warf, und auf diejenigen Briefe, die sie über den Tod dieser Prinzeßinn trösteten, hoffete sie vermuthlich so viel von ihrem Glücke; als ob sie selbst bereits Königinn gewesen wäre, und denjenigen Hof vor sich auf den Knieen hätte liegen sehen, dessen aufrichtige Verehrungen die Wahl des Landesherrn zu rechtfertigen schienen. Allein! wenn sie dieses alles mit ihrem vorigen Stande verglich, konnte sie es wohl für etwas anders, als für bloße Hirngespinste halten?

In währendem diesem Kampfe zwischen den schmäuchelhaften Vorschlägen der Liebe und den strengen Rathschlägen der Pflicht, entstund eine Unruhe, und solche Bewegungen, die ihr den Hof vergälleten, die sie aber gleichwohl nicht von demselben losmacheten. Sie hatte gar zu große Begriffe vom Könige, und gar zu kleine von sich selbst; sie erröthete an **Ludwigs** statt, über der Leidenschaft, die sie selbst in ihm erreget hatte, und machete sich einen Vorwurf aus der Ehre, daß sie geliebet würde: gleich als ob solches ein Schimpf für den Liebhaber gewesen wäre. Es schien ihr unanständig zu seyn, in demjenigen Alter noch zu lieben, da man aufhöret

zu gefallen, und klagete sich selbst einer Arglist und Schwachheit an.

Indessen konnte der König ohne sie nicht mehr leben. Er fand keine Ruhe, kein Vergnügen, als bey ihr. Er unterredete sich, er spielete, er vertrieb sich die Zeit, lediglich mit ihr allein. Bey der Jagd, auf dem Felde, bey dem Kriegsheere, verfiel er gleich in Traurigkeit, so bald sie sich entfernete. Wer nicht mehr die ungestümen Lüste der Jugend fühlet, der begehret auch deren Reizungen an der Person die er liebet, nicht mehr. **Ludwig** vergaß, daß sie nicht mehr jung wäre, und wünschete nicht einmal, daß sie es noch seyn möchte. Alles was ohne die frische Jugendblüthe schön seyn kann, das war noch schön an ihr. Die Hände, die Arme, waren ungemein schön; der untere Theil des Gesichts überaus angenehm; ihre Gestalt schlug die majestätischsten bey Hofe zu Boden; ihre Augen waren feurig und funkelnd, so daß man alles errathen konnte, was sie sagen wollte; und ihr Lächeln so richtig abgemessen, daß man errathen konnte, was sie gesaget hatte. Ihr Gesicht war so überaus weiß, und so voller Leben, daß es schien, das Feuer schlüge mitten durch den Schnee hindurch. Ihr Witz war dem jüngsten Witze gleich. Ihre Brust war noch so schön, oder man muthmaßete doch, sie wäre noch so schön; daß, als einsmals eine Menge Masquen durch eine Thüre drang, allwo die Frau von **Maintenon** eben auch durchgieng, eine von jenen sich nicht enthalten konnte, eine Verwegenheit mit der Hand zu begehen. **Ach!** rief sie aus, **das ist der Dauphin;**

in

in ganz Frankreich wäre sonst kein anderer so keck! Und er war es auch in der That *).

Es war daher kein Wunder, daß der König eine Frau heftig zu lieben anfieng **) deren Schönheit nicht veraltete, und welche dasjenige was sie an Annehmlichkeiten verloren hatte, durch den allersinnreichsten Putz, durch eine Anmuth die allen Menschenaltern wohl steht, durch Bescheidenheit, als der größesten von allen, und durch hundert angenehme Dinge ersetzete, die dem Gesetze der Zeit nicht unterworfen sind.

Sie überhäufete den König mit Strengigkeiten, und konnte doch seiner anhaltenden Besuche nicht los werden. Vergeblich gab sie Krankheiten, oder Beschäfftigungen vor, um sich von denen Lustreisen abzusondern die man ihr vorschlug; man ließ keine Entschuldigung gelten. Sie schlug aus, in währender Schwangerschaft der Dauphine, nach Fontainebleau mitzugehen: allein der König befahl ihr, sie sollte und müßte folgen.

Lou-

*) Man sehe die Handschriften der Frau von Aumale; die Memoires des Abts von Choisy; die Memoires von Perou; und die Briefe der Frau von Coulanges.

**) Memoires des Marquis de Fonquieres.

*) N d'O, welche mit Bernharden de la Guiche Grafen von St. Geran, Rittern der königl. Orden, General-Lieutenant der Kriegsheere, vermählet war. Er starb plötzlich den 18 März 1696. Der Herzog von Bethune sagete von ihm: der dicke St. Geran

Louvois, welcher die Freude im Gesichte, und die Rachsucht im Herzen hatte, mußte ihr alle dergleichen Befehle überbringen, die für ihn so bitter und für die Frau von Maintenon so angenehm waren; welche ein so süßer Zwang bezauberte, und indem sie dem Könige gehorsamete, ihrem eigenen Herzen folgete; und die unschuldigen Freuden einer Liebhaberinn, in den Pflichten einer Unterthaninn fand. Durch diese Art von Abrechnung, die sie mit der Welt, ihrer Aufführung wegen hielt, benahm sie den Hofleuten allen Verdacht eines heimlichen Umganges, und dem Landesherrn alle Hoffnung, sie jemals zu dergleichen zu bewegen.

Sie war eben so beflissen, Ludwigen nicht unter vier Augen zu sprechen, als ämsig er war, die Gelegenheiten dazu zu suchen; sie bath ihn, die Annehmlichkeiten von dergleichen besondern Unterredungen mit einigen ihrer Freundinnen zu theilen, z. E. mit der Frau von St. Geran *), mit der Frau von Ventadour, mit der Prinzeßinn von Harcourt **), der Herzoginn von Lüde, der Grä-

finn

ran ist ein braver Kerl; aber er muß sich nothwendig todtschlagen lassen, wofern man ihn recht hoch schätzen soll.

*) Francisca von Brancas, eine Tochter Georgs von Brancas, Herzogs von Villars, welcher 1657. in einem Alter von 89. Jahren verstorben war, ward den 21sten Febr. 1667. mit Alphonsen Heinrich Karln von Lothringen, Prinzen von Harcourt, Staatsdame der Königinn, vermählet. Sie folgete 1679. der Königinn von Spanien nach Madrid, und starb den 13. April 1715.

sinn von Grammont, die sich alle sehr eifrig um die Frau von Maintenon bestrebeten, damit man sich wieder um sie Mühe geben möchte.

Der König schlug ihr nichts ab. Er war gar zu verliebt, daß er nicht ihre Bedenken hätte hochschätzen sollen; und bereits zu tugendhaft, als daß er sie nicht hätte verehren sollen. Er verglich diese Art von Aufführung mit der Montespan ihrer, die auch nicht einmal die allerersten Gesetze des Wohlstandes beobachtet hatte. Gegen alle andern war sie viel zu strenge gewesen; gegen den König aber hatte sie sich so gar viel Nachsicht erlaubet, daß sie auch selbst diejenigen Lüste gekostet hatte, über welche die Hand der Schamhaftigkeit, ja selbst die Hand der Wollust, einen Schleyer zu werfen pflegt; und dieses that sie vor den Augen derer Kinder, denen sie doch kaum einen Blick, einen einzigen unschuldigen Ausdruck zu gute hielt.

Die guten Eigenschaften der Frau von Maintenon wurden durch alle Fehler ihrer Nebenbuhlerinn erhoben. Wenn gleich ihre Person nicht angenehm gewesen wäre, so hätte sie doch alle Schönheit der Tugend an sich gehabt; und welche Macht ist wohl stärker, über solche Herzen, die der Wollüste satt sind? Indem er sich besann, wie vieles Frauenzimmer sich ihm sonst angebothen hatte, wie viel andere die größten Schwachheiten gegen ihn hatten blicken lassen: so ward Ludwig von einer wahren Ehrfurcht gegen diejenige eingenommen, die ihn liebete, die solches auch gestund, die

ihrer

ihrer selbst aber so sicher war, daß sie ihn nicht einmal fürchtete, und weise genug, um die Bosheit der Leute nicht zu fürchten. Es hatte ihm mehr Mühe gekostet, ihr das erste Geständniß ihrer Meynung herauszulocken, als allen andern die erste Gunstbezeugung. Die Valliere, die Fontanges, die Montespan, hatten sich selbst in seine Arme geworfen: und diese gieng alle Wochen zum Abendmahle? Jene hatten von ihm ununterbrochene Besuche begehret; und diese versteckt sich vor allem seinem Bestreben? Jene hatten ihn mit allerley Ungestüme ganz mürbe gemachet; und Frau von Maintenon legete für niemanden Fürbitten ein, als für die Armen? Der Leser wird leichtlich einsehen, wie viel die Liebe bey diesen so sichtbaren und so oft wiederholten Entgegensetzungen, gewonnen haben müsse. Das Laster kann einem Appetit erwecken; die Tugend allein wirkt heftige Leidenschaften: und Ludwig fieng an im Ernste zu lieben.

Es sey nun aber, daß er noch immer hoffete, er wolle über sie siegen; oder daß er nicht ermüdete, ihr solche Empfindungen zu wiederholen, die er in Gegenwart anderer Leute, nicht anders als durch Geflissenheiten bezeugen konnte: so überraschete er sie doch zuweilen, und kam in ihr Gemach, wenn sie ihn am wenigsten vermuthete. Die Frau von Maintenon gab ihm deutlich zu verstehen, daß sie ihm die Thüre weisen würde, wenn er nicht König wäre; und Ludwig misbrauchete sich ein wenig des Vorrechtes, daß er es war.

Alles was sie nur ersann, ihn von sich zu entfernen, war eben geschickt ihn aufzuhalten; und nichts sah der Klugheit ähnlicher, als die Tugend. Als einsmals die Frau von St. Geran die Frau von Maintenon fragete: ob sie denn noch immer bestürmet würde? antwortete sie: Ach! das wird sobald nicht ein Ende nehmen! er verliert leicht alle Hoffnung; aber abweisen läßt er sich nicht!

Das Geheimniß ihrer Herzen indessen, war noch unter ihnen beyden eine Heimlichkeit. Die Frau von Maintenon verrieth das ihrige zuerst. Einmal auf einer Lustjagd stürzte des Königes Pferd: und man glaubete, er hätte den Arm gebrochen. Frau von Maintenon konnte sich der Thränen nicht enthalten. Der König bemerkete dieselben; die Hofleute spotteten darüber: und die Frau von Montespan nahm es ihr sehr übel, indem sie glaubete, es käme nur ihr annoch zu, so zärtlich zu weinen.

Indessen stattete der Hof bey der Frau von Maintenon die Glückwünsche ab, daß der Arm des Königes sich wieder gebessert hätte, der doch nur verrenket war; gleich als ob sie das vornehmste Recht gehabt hätte, an seiner Person Theil zu nehmen. Die Provinzen schickten an sie, um durch sie, die Ausdrücke ihrer Freude an den König zu bringen. Einige Hofdamen, die vor der Montespan niemals hatten die Kniee beugen wollen, hielten sichs für keinen Schimpf, sich an diese neue Freundinn ihres Landesherrn zu halten.

Unter

Unter dieser Zahl befanden sich die Frau von Chevreuse und die Frau von Beauvilliers. Ungeachtet sie beyde viel Belieben am Hofe trugen; ungeachtet der Eheverbindung, welche ihr Vater, Colbert, durch seine dritte Tochter mit dem Herzoge von Mortemar getroffen hatte, waren sie doch bey einer unüberwindlichen Standhaftigkeit beharret. Diese waren erfreuet, daß sie sich dem Könige wieder nähern könnten: und diese Demüthigung schien ihnen keine Niederträchtigkeit zu seyn, in einem Lande wo die Tugend so was seltenes ist, daß der Hochmuth ihr nichts abzusprechen denkt. Die Frau von Montespan selbst, welche durch den Strom dahin gerissen ward, gab, aber seufzend, ihren Beyfall dazu.

Zehentes Hauptstück.

Colbert und Pelletier.

Colberts Tod, welcher den 6ten September 1683. erfolgete, gab der Frau von Maintenon Gelegenheit, ihre Gewalt über Ludwigs Gemüth zu versuchen. Dieser Staatsmann starb, so zu reden, unverhofft. Ihn hatte der Gram verzehret, welchen Louvois ihm verursachte, indem er ihn zwang, dasjenige Volk durch Bedrückungen vollends zu Grunde zu richten, welches er durch den Handel bereichert hatte *). Er, war der einzige Märtyrer des gemeinen Wohlstandes, und der einzige Oberverwalter der Finanzen, welcher in seiner Würde gestorben ist.

Bevor er verschied, stattete er dem Könige dieses schöne Zeugniß ab, daß in drey und zwanzig Jahren, die er ihm gedienet, er nur einen einzigen gar zu lebhaften Ausdruck von ihm gehöret hätte **). Da seine Gemahlinn ihm bis in den letzten Seufzer von lauter Staatssachen vorredete, sagete er zu ihr: **Was! will man mir auch nicht einmal die Zeit lassen, zu sterben!**

Der König schrieb ihm einen Brief, der seinen langen Diensten gemäß war. Der Sterbende legete

*) Handschriften der Frau von Maintenon.
**) Memoires des Marquis von Dangeau.

gete denselben uneröffnet unter sein Kopfküssen, und sagete: man machet sich aus dergleichen Gnadenbezeugungen sehr wenig, wenn man im Begriffe steht, dem Könige aller Könige Rechenschaft von seinem Thun und Lassen zu geben. Ein Ausdruck, welcher beweist, daß die Beschäfftigungen mit Staatssachen, in ihm das Licht des Glaubens nicht verlöschet hatten.

Wer konnte sich auch wohl mit mehrerm Zutrauen dem Throne des Allerhöchsten nahen, als dieser Staatsmann? Wie viel gute Werke begleiteten ihn nicht dahin! Der Ackersmann säete mit guter Hoffnung ein, und ärntete mit Freuden; die Tyranney der geizigen Zollpachter war unterdrücket; der Ueberfluß ward erhalten, die Künste wurden beschützet; das Land gab hundert Millionen Einkünfte, der Staat gieng ihm so sehr zu Herzen, und die eitele Ehre rührete ihn so wenig. Er hatte die Härtigkeit eines Staatsmannes gegen einen unersättlichen Hofmann, und alle Mildigkeit eines Christen gegen das ganze Volk besessen. In der That kann ein jeder rechtschaffener Bürger des **Erasmus** Gebeth an den **Sokrates**, auf ihn anwenden ***).

Louvois, welcher durch Macht dasjenige wieder gewinnen wollte, was er am Ansehen verlor, machete sich über des Verstorbenen Beute her, und erhielt die **Aufsicht über die Gebäude**. Frau von **Maintenon** konnte der Begierde nicht widerstehen, einen obersten Staatsrath zu machen. Sie

***) Sancte Socrates! ora pro nobis!

nahm sich öffentlich derjenigen Partey an, welche wünschete, daß es **Pelletier** werden möchte. Dieser war ehemaliger Aufseher der Kaufmannschaft, und ihr Freund gewesen, und zuletzt hatte er sogar ihre Geschäffte besorget. Der König ernannte ihn auch wirklich zu diesem Posten, und sagete dabey: **Ich erwähle ihn darum, weil er ein gutes Gemüth hat, und ich nicht will, daß man meinen Unterthanen hart begegne.** Vortreffliche Worte, die so vielen Regenten zur Schande gereichen!

Der neue General-Controleur rechtfertigte gleich anfangs diese Wahl durch eine Gelindigkeit in Sitten, und durch eine Bescheidenheit, welche die Schmäucheley, der Trockenheit und Strenge seines Vorgängers entgegen setzete. Allein, die Folge wies es aus, daß **Colberts** Stelle zwar bekleidet, aber nicht ersetzet werden könnte. **Pelletier** suchete in schleunigen Ausrichtungen diejenigen Quellen der Einnahme, welche **Colbert** in einer vernünftigen Eintheilung mäßiger Auflagen gefunden hatte. Man erkannte daher seine Unfähigkeit; er selbst erkannte sie ebenfalls, und entledigte sich einer so schweren Last. Seitdem ließ sich die Frau von **Maintenon** sehr selten in die Veränderungen des Staatsrathes ein, und sagete oftmals: **ein Staatsrath muß nicht durch eine Cabale, sondern durch die Stimme des ganzen Volkes gemachet werden** *).

*) Souvenirs der Frau von H . . . .

Eilftes Hauptstück.

Abschlägige Antwort oberste Staats-dame zu werden.

1684.

Sie hatte die Treulosigkeiten der Frau von Richelieu bereits vergessen; Frau von Richelieu aber dachte noch daran. Diese Herzoginn war der Frau von Maintenon nur so lange gut gewesen, als sie im Elende und Mittelstande gesessen hatte. Die Gunst, darinnen sie nunmehr stand erbitterte sie; sie war außer sich, daß man ihr eine Verrätherey zu verzeihen hatte. Anstatt nun, daß sie ihr voriges Unrecht dadurch wieder hätte gut machen sollen, daß sie wieder auf den alten Fuß gehandelt hätte, verband sie sich mit der Frau von Montespan; und unterließ nichts um sich an dem Schimpfe zu rächen, daß man das von ihr ausgeübte Unrecht großmüthig verachtet hatte. Man antwortete ihr aber: Thun Sie! thun Sie immerhin, Madame, alles was Sie wollen! Sie werden dennoch das Andenken Ihrer Wohlthaten gegen mich nicht auslöschen.

Auch diese Erkenntlichkeit erbitterte sie noch mehr. Sie hätte gern alle Bande zerreißen wollen, welche die Frau von Maintenon mit ihr verbanden, und da sie dieselbe nicht undankbar ma-

chen konnte, so wollte sie sie doch zwingen undankbar zu scheinen. Da nun die Frau von Maintenon allem ihrem Hasse ausgesetzet war: so überhäufete sie dieselbe mit Freundschaft, und erhielt sie bey dem Könige in Gnaden; dahingegen die Richelieu ihr alle mögliche Fallen bey der Dauphine bauete.

Die Herzoginn hätte über so vieler Langmüthigkeit und Großmuth erstaunen sollen: denn Frau von Maintenon hätte unfehlbar Unrecht mit Unrecht vergelten und ihr sagen können: Sie haben mir freyen Zutritt zu sich, und an ihrer Tafel erlaubet; allein zehn Jahre darauf habe ich sie auch zur Staatsdame bey der Königinn gemachet. Allein für edelgebohrne Seelen sind die erst empfangenen Wohlthaten eine Schuld, die niemals, auch nicht einmal durch noch größere Wohlthaten getilget werden kann; und der Wohlthäter bleibt allemal ein Herr, der seine Rechte nicht verlieren kann. Er kann wohl beneidet, gehasset und verachtet werden; aber man muß ihn dennoch verehren und ihm dienen.

Frau von Maintenon gab sich alle Mühe ihrer Feindinn noch einiges Ansehen zu erhalten, und ihr einige Liebe zum Guten beyzubringen, indem sie machete, daß man dieselbe zur Oberaufseherinn der Versammlung der Barmherzigkeit erwählete, eine zu Versailles neu gestiftete Einrichtung. Diese Stiftung war ihr Werk. Zu Bagnieres *) hatte sie schon dergleichen gemachet. Da sie sich mehr betrü-

*) Brief der Frau de la Güttere.

betrübete, nicht genug gute Werke thun zu können, als sie erfreuet war so viele zu thun, verband sie sich mit etlichen Damen, welche noch andere einluden sich mit ihnen zu vereinigen. Hiedurch nun ward mehrern Unglücklichen geholfen; und ihr Eifer sorgete für hundert Bedürfnisse, zu denen ihre Einkünfte nicht zulangeten.

Diese Damen besucheten sich dann und wann; um einander Rechenschaft von dem Elende zu geben, was ihnen bekannt geworden war, und über die Mittel zu rathschlagen, wie man ihm abhelfen könnte. Daher nun entstand die Versammlung der Barmherzigkeit, welche mit einer Ermahnung anfieng, und mit einer Collecte beschloß, die man den bescheidenen Armen austheilete: welche sich schämen zu betteln, und insonderheit denen Mädchen, welche die Dürftigkeit den Verführungen aussetzet.

Im Anfange erschienen die Hofdamen sehr fleißig bey diesen Versammlungen, welche wöchentlich einmal gehalten wurden. Damit der König sie bemerken und man ihrer erwähnen möchte, gaben sie Almosen um die Wette. Frau von Maintenon, die den Grund dieses Nacheifers gar wohl einsah, gebrauchete sich aller Gnade darinnen sie stand, um denselben zu erhalten: sie entriß auf diese Weise der Eitelkeit das, was man aus Tugend ihr nicht würde zugestanden haben. Mit der Zeit erkaltete dieser große Eifer; und diese ganze Einrichtung wäre gefallen, wenn sie sie nicht erhalten hätte: indem sie durch einen ziemlich seltenen Mis-

brauch ihrer Gunst, aus den Ehrenstellen bey Hofe eine Belohnung der christlichen Mildigkeit machete.

Ein bösartiges Fieber riß die Frau von Richelieu den 27 May plötzlich dahin. Der Tod selbst fand sie noch mit guten Werken beschäfftiget, und fast von allem ihrem Grolle gegen diejenige entblößet, welche ihr eine Lust dazu gemachet hatte. Die Armen und ihr Gemahl beweineten sie.

Der Herzog von Richelieu hatte sich noch fast als ein Kind schon in sie verliebt, und in einem reifern Alter gereuete ihn diese Wahl nicht: welcher doch von der Frau von Aiguillon so viel Hindernisse in den Weg waren geleget worden; die aber der Prinz von Conde mächtig beschützet hatte. Einige Jahre darauf that der Herzog von Richelieu eine noch viel ungleichere Heurath. Er vermählete sich mit dem Fräulein von Beauvais, einer Braut die weder schön noch von gutem Stande war; allein die so viele Reizungen besaß, als die verstorbene Herzoginn Arglist besessen hatte. Meine Neffen, sagete die Frau von Aiguillon, in der Bitterkeit ihres Schmerzens, meine Neffen werden je länger je ärger; der eine heirathet eine Wittwe von deren Herkommen niemand weis; der zweyte, die Tochter einer Magd der Königinn: ich will es noch erleben, daß der dritte die Tochter des Scharfrichters heurathen wird. Das hat sich wohl der Mühe verlohnet, daß mein Vätter sich in die Hölle gestürzet hat!

Der

Der König erfuhr diese Nachricht in der Belagerung von Luxenburg, dahin ihm die Frau von Maintenon gefolget war, und ihm durch ihre Unruhen über die Gefahren darein er sich begab, diejenigen Empfindungen entdeckete, die sie des Wohlstandes wegen verbarg. Sie war so betrübt über den Tod einer Freundinn, welche seit zweyen Jahren es nicht mehr war; daß auch die Dauphine, entweder um sie zu trösten, oder sie noch mehr zu betrüben, ihr sagete: die Frau von Richelieu würde keine Thräne um sie vergossen haben. Hiebey entdeckte sie ihre Bosheiten, die ihr noch unbekannt waren. Die Prinzeßinn schien ein Vergnügen daran zu finden, sie zu demüthigen; indem sie ihr alles erzählte, was man wider sie gesaget hatte. Allein die Frau von Maintenon, die sich allezeit so viel erhob, als man sie niederdrücken wollte, machete die Redlichkeit ihrer Aufführung so sichtbar; und ohne weder die Leichtgläubigkeit ihrer gebiethenden Frau, noch die Bosheit der Herzoginn von Richelieu zu beleidigen, bewies sie ihre Unschuld so gut, indem sie eine Menge unläugbarer Begebenheiten anführete; daß die Dauphine der Macht der Wahrheit weichen mußte. Sie gestund, man hätte sie hintergangen, und versprach, sich niemals mehr hintergehen zu lassen. Nichts ist so schlau, sagete oft die Frau von Maintenon, als wenn man niemals unrecht hat. Das ist meine ganze List *).

Nun-

*) Mem de Mlle d'Aumale, & Mad. du Peron, und die Nachrichten, so ich von der Fr. von C. habe.

Nunmehr giengen die Bestrebungen um die Stelle der Herzoginn von Richelieu schon an. Die Frau von Maintenon, die man nicht für vornehm genug hielt, sie zu bekleiden, aber für groß genug sie zu ertheilen; war die Vertraute der Gesinnungen und des Eigennutzes beyder Parteyen. Der König wollte es auf den Ausspruch der Dauphine ankommen lassen, welche ihn bath, ihr zu befehlen, welche sie wählen sollte. Der König versicherte sie, er würde ihr nichts vorschreiben. Die Prinzeßinn versetzte: sie wolle nichts, als was ihm beliebte. Wann das ist, erwiederte der König: so wird Eurer Liebden Wahl bald geschehen seyn. Den Augenblick nannte die Dauphine die Frau von Maintenon. Das Gerücht davon breitete sich bey Hofe aus. Man konnte diese Wahl weder glauben, noch verwerfen. Indessen redeten und handelten einige, als wenn es noch erst geschehen sollte, andre als ob es schon geschehen wäre.

Der König welcher vergnügt war, diejenige Frau, so in seinem Herzen regierte, an die Spitze des Hofes zu setzen, wollte der erste Zeuge der ausnehmenden Freude seyn, die diese Nachricht bey ihr erwecken würde. Der ganze Charakter der Frau von Maintenon war ihm noch nicht recht bekannt! Sie erhielt diese Nachricht mit der ehrerbiethigsten Gleichgültigkeit, und schien dadurch dieser vornehmsten Ehrenstelle würdiger, als begierig darnach zu seyn. Sie stellete dem Könige vor: daß diese Stelle den Neid wider sie erregen würde; welchen man vielmehr durch Mäßigung entwaffnen, als durch

Stolz

Stolz aufhetzen müßte. Sie hätte noch nicht vergessen, was sie gewesen, und was sie geworden wäre; und die Erkenntlichkeit verbände sie Se. Majestät der Gesetze des Wohlstandes zu erinnern; weil er doch so gnädig wäre, dieselben ihr zu gut zu vergessen. **Was die Ehre betrifft, die dieser Platz mir ertheilen könnte,** setzete sie hinzu: **so genieße ich dieselbe schon dadurch, daß Eure Majestät mir solche anbiethen.**

Der König fuhr fort. Die Frau von Maintenon aber beharrete bey ihrer Weigerung. Folglich muß der König mit ihr die großen Absichten noch nicht gehabt haben; die nachmals ihn selbst in Erstaunen setzeten. Denn sonst, würde er, anstatt ihr die Stelle einer Staatsdame anzutragen, sie vielmehr gebethen haben, sich der Stelle einer Hofdame zu begeben. Die Frau von Maintenon sah also diese erstaunliche Erhöhung noch gar nicht vorher; davon man doch saget, sie hätte sich selbige von weitem her vorbereitet. Denn sonst hätte sie es dem Könige erlaubet, sie nach und nach zu erheben. Diejenigen, welche der Tugend so gern die Ehre aller Handlungen rauben, die auch dem Laster beygeleget werden können, werden sagen: sie habe sich mehr empor geschwungen, da sie diese Stelle ausgeschlagen, als wenn sie selbige angenommen hätte. Es ist wahr, daß bey irgend einer andern diese scheinbare Demüthigung, wohl ein schlauer Stolz hätte seyn können. Bey ihr aber konnte es nichts anders seyn, als eine innige Bescheidenheit. Wann eine Herzoginn behauptet hätte, diese Gnade wäre

zu groß für sie: so wäre sie zu groß für sie gewesen: Aber da Scarrons Wittwe dieses sagete: so redete sie die Wahrheit. Man glaubete es ihr, und wußte, daß es wahr war. Kurz, Tacitus, der von den Menschen so viel böses denket, aber so richtig von ihnen urtheilet, Tacitus selbst hätte an dieser Weigerung nichts auszusetzen gehabt.

Der König meldete solches der **Dauphine**, welche, es sey nun, daß sie auf der Frau von **Maintenon** Standhaftigkeit gebauet, oder daß sie ihre ehmaligen Unbilligkeiten gegen sie zu vergüten, allen ihren Stolz vergaß, selbst zu ihr ins Zimmer gieng, sie beschwor, diese Stelle anzunehmen, und die Art von Verachtung ihrer selbst durch die schmäuchelhaftesten Ausdrücke von Hochachtung und Freundschaft widerlegte; und sich stellete, als fürchtete sie: diese Weigerung, wäre noch ein Ueberbleibsel von Misvergnügen. Alles war umsonst, die Frau von **Maintenon** blieb unbeweglich. Die Prinzeßinn beschwerte sich darüber beym Könige mit vieler Verwunderung, vielleicht aber auch mit einer heimlichen Freude.

Ludwig verzögerte also, diese erledigte Stelle zu besetzen, indem er versichert war, daß die Gewohnheit, worinnen die Frau von **Maintenon** sich befand, die Verrichtungen dieses Dienstes zu besorgen, sie auch überreden würden, dieselben fernerhin zu verwalten. Allein, sie übergab dieselben der Mar-

*) Memoires des Marquis de Dangeau.

**) Chatharine Henriette von Harcourt, den 24 April 1659. mit Ludwigen Herzogen von Arpajon, Groß-

Marschallinn von Rochefort, aus Furcht, sich in irgend eine Verbindlichkeit einzulassen, oder ihre Dienstleistungen gar zu gut zu besorgen, oder weil sie dieselben gar zu gern verrichtete; die Marschallinn indessen schickete sie ihr wieder zurück, als ob sie gar bald ihr selbst zugehören würden.

Der König hielt dieserwegen von neuem an; allein Frau von Maintenon war unerbittlich. Wohlan, sagete der König, weil sie denn sich meine Gnade nicht zu nutze machen wollen, so sollen sie doch wenigstens einen Nutzen von ihrer abschlägigen Antwort haben. Die Frau von Maintenon beschwor ihn zu schweigen; allein der König erzählete die Begebenheit nach der Mittagstafel allen Hofleuten *).

Die Gräfinn von Mioffens und die Herzoginn von Arpajon machten sich einige Zeit die Stelle der Herzoginn von Richelieu streitig. Beyde waren alte Freundinnen der Frau von Maintenon, beyde von unsträflichen Sitten, sanftmüthig, liebenswürdig und friedsam. Die Tugend der erstern war so groß, daß man sich unterstund sie vorzuschlagen, ob sie gleich eine Ketzerinn war; allein Frau von Maintenon konnte sie nicht bewegen in die Messe zu gehen, ungeachtet die vornehmste Würde des Hofes darauf stand. Ein Jahr darauf gieng Frau von Mioffens für nichts hinein.

Des Königes Wahl blieb also bey der Frau von Arpajon **) stehen. Diese war eine Schwe-

ster

Großmeistern der königl. Orden, Generallieutenants in dem Gouvernement von Languedoc, und Großvaters der Gräfinn von Noailles vermählet.

ster des Marquis von Beuvron *), mit welchem die Frau von Maintenon in ihrer Kindheit solche süße Stunden vertrieben hatte, und dessen Familie sie noch bis ins dritte Glied beschützete.

Die Gleichgültigkeit, die sie gegen eine Staatsdame gehabt hatte, empfand sie nicht gegen die Stelle einer Vorsteherinn der Versammlung der Barmherzigkeit. Sie hatte einmal alles ihr Ansehen den Armen gewidmet; Sie war gar zu begierig nach guten Werken: um sich auf andere zu verlassen; und fürchtete, daß alles, was sie nicht selbst für sie thäte, übel ausgerichtet würde. Sie konnte sich nicht enthalten, sich immer an ihre Stelle zu setzen, und mitten unter den Vergnügungen und Bequemlichkeiten des Lebens, prägete ihre Einbildungskraft ihrem Herzen eine lebhafte Empfindung ein, indem sie ihr deren Elend und Leiden vorstellete. Sie flößete durch ihre Klagen dem Könige ihr eigenes Mitleiden ein, woran alle ihre Bescheidenheit sie nicht verhindern konnte. Wie! sagete sie, so entsetzlich viel Geld wird auf Hofleute verwendet! und das arme Volk stirbt vor Hunger!

Das Gerücht von ihrer Mildigkeit verbreitete sich bis in die Provinzen. Von allen Seiten nahm man

*) Er starb den 23. April 1705. im 78sten Jahre, als Vater Heinrichs, Grafen von Harcourt, Pairs und Marschalls von Frankreich. Er war den 2ten April 1654. gebohren, und den 19. October 1718. gestorben.

man seine Zuflucht zu ihr, als zur Zuflucht der Unglücklichen. Die Geringern waren ihr so angenehm, als die Höhern. Man sah so gut den prächtigen Cardinal in ihr Zimmer treten, als den ekelhaften Capuciner; den Prinzen eben so gut, als den mit Lumpen bekleideten Bettler.

Einsmals trat ein Mann in ihr Vorgemach, der sich durch den dichten Haufen drang, und indem er sie mit einer ehrerbiethigen Dreistigkeit anredete, zu ihr sprach: „Gnädige Frau, ich habe „Sie in vierzig Jahren nicht gesehen, und Sie „können mich nicht mehr kennen; aber Sie haben „mich unmöglich schon ganz vergessen. Besinnen „Sie sich noch, daß Sie bey Dero Rückkunft aus „den Inseln, alle Dienstage vor die große Pforte „des Jesuiterklosters zu Rochelle kamen: allwo „Sie nach Gewohnheit der meisten Brüderschaften, von den jungen Patern die Armensuppe ausgetheilet bekamen? Da nun einmal auch mich die „Reihe dieser Austheilung traf, fielen Sie mir unter dem großen Haufen der Bettler in die Augen. „Ich erinnere Sie sonder Scheu einer Sache, die „Eure Gnaden ohne Erröthen anhören. Dero „edle Bildung rührete mich. Sie schienen mir zu „einem so niedrigen Stande nicht gebohren zu seyn; „ich merkete, wie sauer es Ihnen ankam, sich zur „Ausspendung darzustellen, und dieses jammerte „mich.

„So? sagete sie, mein Herr, seyd ihr es ge„wesen, der, um mir die Schmach zu ersparen, daß

„ich mit diesen Elenden vermenget würde, mir die „Suppe auf die Stube bringen ließ? u. das mit tau„send Betheurungen, daß es euch leid wäre, mir nicht „wichtigere Dienste leisten zu können! Ihr habet „mir auf eine zwiefache Art das Leben gerettet; in„dem ihr mir theils diese Kost gereichet, und dann „indem ihr Mitleiden mit mir getragen, daß ich „öffentlich betteln gehen mußte.„

Sie fragete ihn: worinn sie ihm denn dienen könnte? und bath ihn, in ihr Gemach zu kommen; gleich als ob sie ihm die Demüthigung ersparen wollte, ihr seine Noth öffentlich vorzutragen. Allhier sagete ihr der Greis: daß er einige Jahre darauf das Jesuiterkloster verlassen, und jetzt Schulmeister auf einem gewissen Dorfe wäre; daß sein ganzer Stolz nicht weiter, als auf eine Dorfpfarre gienge; und daß er nach allem, was er von ihr gehöret hätte, hoffete: ihr Schutz und vielleicht auch die Erkenntlichkeit, würden ihm dieselbe verschaffen.

Frau von Maintenon dankete ihm für ein so schmäuchelhaftes Zutrauen, antwortete ihm aber: sie menge sich in die Vergebung der Kirchenämter nicht. Sie wüßte auch nicht, ob er sich zum Dorfpfarrer schicke; daß aber müßte sie wohl, daß er mitleidig wäre. Sie bäthe ihn daher, sich gegenwärtig mit einer Goldbörse von hundert Louisd'ors zu begnügen. Hiermit übergab sie ihm dieselbe, mit dem Versprechen, ihm alle Jahre eben so viel zu reichen. Ich wollte gern mehr thun, fügte

sie

sie hinzu, allein ich genieße noch nicht alle Vortheile meines Standes; indem ich auch noch meinen Verwandten beystehen muß: denn ihr seyd der einzige nicht, welcher in meiner Kindheit Mitleiden mit mir gehabt hat.

In diesem Augenblicke trat der König zu ihr ins Zimmer, zu welchem sie sagete: hier sehen Eu. Maj. meinen Pflegevater. Nun werden Sie sich nicht mehr wundern, Sire, daß ich Ihnen zuweilen armer Waisen halber zur Last falle. Sie erzählete ihm die ganze Sache, entweder aus einer überschwänglichen Erkenntlichkeit, oder um den Erzählungen der Uebelgesinnten vorzubeugen: denn die Eigenliebe findet sich doch allemal auch daselbst ein, wo sie zu fliehen scheint. *)

Alle Menschen die im Vorzimmer waren, erstaunten, daß sie weder Schaamröthe, noch Pralerey, noch Verdruß, auf dem Gesichte der Frau von Maintenon entdeckten: und die Frau von Maintenon, erzürnte sich sonder Zweifel über diesem Erstaunen. Großen Herzen ist nichts zu groß.

Indem sie allerley besondern Begebenheiten ihrer Jugend nachdachte, erinnerte sie sich: daß, da sie einsmals einen Besuch von etlichen vornehmen Damen empfangen sollen, eine Wäscherinn ihr einiges Geräthe dazu geliehen, und keinen Zins dafür hätte haben wollen. Sie schämete sich daß ihr solches

*) Memoires, so ich von dem Herrn de St. Renne erhalten habe.

solches so spät einfiele, und befahl ihren Bedienten diese Frau aufzusuchen. Nach vielem Nachforschen, fand man sie in einer Dachkammer, sehr alt und krank sitzen; und eben im Begriffe ihren letzten Stuhl zu veräußern, um sich noch ein Stückchen Brod dafür zu kaufen. Die Frau von Maintenon fuhr selbst zu ihr hin, erinnerte sie des ehemals geliehenen Geräthes, und versicherte sie: sie sollte auf lebenslang ein kleines Gnadengehalt genießen, davon sie ihr das erste Quartal sogleich übergab.

Täglich belohnete sie ganz in der Stille die Dienste, welche man ihr in der Jugend erwiesen hatte; und ihre Wohlthaten sucheten so gar mitten in den Provinzen Leute auf, welche erstauneten, daß man sie noch nicht vergessen hätte.

Ende des zweyten Theils.

Verbesserungen.

Im folgenden II. B. a. d. 113. S. steht, die Frau von Caylus sey eine Nichte aus unrechtmäßigem Bette gewesen. Die Redensart aber, Niece à la Mode de Bretagne heißt nur, eine Tochter dessen, der mit einem Geschwisterkind ist.

A. d. 473 S. lies in zwoen auf einander folgenden Zeilen, errathen, für verrathen, und glückliche, für unglückliche. Das übrige wird der gen. Leser selbst wahrnehmen können.

Bayerische Staatsbibliothek München

XXXX (1-3) II 92
Bd. 1 xx X/38